



Das Gewissen

oder

Geheimnisse von Stockholm

Roman

von

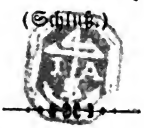
C. F. Ridderstad.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

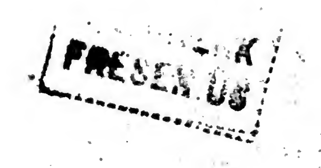
Gottlob Fink.

Zweiundzwanzigstes bis achtundzwanzigstes Bändchen.
(Schluß.)



Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1853.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.



Neuntes Kapitel.

Daheim bei Paul.

Als Gabriele ohnmächtig, vernichtet von den Schlägen, welche sie blitzschnell einer um den anderen getroffen, niedersank, eilten Paul und Roman ihr zu Hülfe vor und führten sie von dem Maskenball weg.

Die frische Luft that ihr wohl, so daß sie in Paul's Wagen bald wieder zu Besinnung kam und nicht blos ihre Umgebung sogleich wieder erkannte, sondern sich auch sehr wohl an Alles erinnerte, was sich zugetragen hatte.

„Wohin führen Sie mich?“ fragte sie.

„In Ihre Wohnung.“

„Ach nein . . . ich will nicht mehr dahin . . . führen Sie mich zu meinen Eltern.“

Paul und Roman erfüllten ihren Wunsch, und sobald sie ihrer dießfallsigen Pflicht Genüge geleistet, kehrten sie ebenfalls nach ihrer Wohnung zurück.

Ermüdet und erschüttert von dem tragischen Auftritt, dessen Zeugen sie gewesen, begaben sie sich sogleich jeder auf sein Zimmer.

Beide konnten nicht länger daran zweifeln, daß die Fäden der bei Baron Landers Tod gespielten Intrigue jetzt in ihre Hände gefallen seien, und daß man mittelst derselben bald auch den wirklichen Mörder würde entdecken und entschleiern können. Paul sowohl als Roman thaten jetzt, als sie sich allein befanden, einen tiefen Athemzug, wie wenn eine schwere, drückende Last von ihrer Brust gefallen wäre.

Roman überließ sich ausschließlich seinen Betrach=

tungen über die Entdeckungen, welche Charlottens von Eifersucht her vorgerufener Haß gegen Gourville herbeigeführt hatte.

Noch blieb bis zur Lösung der richtigen Fragen, für welche er hauptsächlich zu leben schien, viel übrig, aber die Hoffnung, zu einem Schluß zu gelangen, belebte ihn jetzt wieder.

Nachdem er die Ereignisse durchgangen und in seinem Kopfe geordnet hatte, öffnete er die Thüre und blieb leuchtend auf der Schwelle stehen. Sobald er fand, daß draußen alles still und in's tiefste Dunkel versenkt war, kehrte er zurück und löschte das Licht aus; sodann begab er sich hinaus und die Treppe hinab unmittelbar bis zu Brauner's Thüre. Er klopfte leise an und die Thüre öffnete sich.

Der Greis war mit Roman in die Stadt zurückgekehrt. Die beiden Männer schienen beinah' unzertrennlich.

Wir wollen nicht in die Geheimnisse ihrer Unterredung eindringen; aber daß sie einander viel zu sagen hatten, kann man daraus schließen, daß Roman erst nach mehrstündiger Besprechung mit dem Greis auf sein Zimmer zurückkehrte.

„Man muß das Eisen schmieden, so lang es warm ist," sagte Roman, als sie an der Thüre einander gute Nacht wünschten; „also Morgen," fügte er hinzu, indem er dem Alten die Hand drückte.

„Morgen," antwortete dieser: „ja, ja, morgen."

„Gute Nacht!" ...

„Ich möchte beinah' lieber sagen, guten Morgen, denn der morgende Tag wird ja doch ..."

„Er wird jedenfalls entscheidend. Inzwischen schlaf wohl!"

Die so eben vorgefallenen Ereignisse glitten dagegen an Paul's Seele bald vorüber, und aus seinem Herzen tauchte ein Gedanke auf, der sein eignes Leben auf's Innigste berührte. Es war der Gedanke an Jaquette und den anonymen Brief, worin sie auf eine geheimnißvolle Art angeklagt wurde.

Jack war im Zimmer stehen geblieben.

„Verlaß mich," sagte Paul zu ihm. „Ich will allein sein."

Jack's erste Regung war, dem Befehl nachzukommen; aber als er die Hand schon am Schloß hatte, that er sich Einhalt.

„Um Verzeihung," sagte er, „aber ich sollte Ihnen vielleicht mittheilen, daß ich den Auftrag ausgeführt habe, den Sie mir gaben, als ich mit Kapitain Roman von Smestad zurückkam."

„Ich erinnere mich . . . nun? . . ."

„Sobald die Herren sich auf den Maskenball begaben, ging ich direkt zu dem Baron Krook und traf ohne alle Schwierigkeiten den Kammerdiener, mit dem ich gut Freund bin. Er ist ein gesprächiger alter Mann, und wenn mein Auftrag es erfordert hätte, so hätte ich die ganze Geschichte der Familie von Adams Zeiten an erfahren können; aber ich hielt mich an Ihren Auftrag, Herr Paul."

„Hast Du etwas über den Leserpriester erfahren?" unterbrach ihn Paul. „Sei nicht so umständlich."

„Der Alte erzählte mir, daß er den Baron, seit er in die Stadt gezogen, beinah' täglich besucht und so viele dumme Veränderungen veranlaßt habe, daß man sich selbst kaum mehr erkenne."

„Was für Veränderungen?"

„Er erzählte mir, daß es früher eine Lust und Freude gewesen sei, da zu dienen, daß der Baron trotz seiner Kränklichkeit gleichwohl immer gerne fröhliche Menschen um sich gesehen habe, jetzt aber sei es ganz

anders, denn er sähe jetzt Niemand anders mehr bei sich als Leute wie Dahl . . . so heißt der Geistliche . . . und solche, die dieser empfehle; statt Karten zu spielen und zu tanzen, lese man jetzt in der Bibel und quäle sich mit religiösen Grillen, wie wenn man gar nicht mehr zu dieser Welt gehörte."

„Und Fräulein Axeline?"

„Der Alte sprach so viel Gutes von ihr, daß ich es gar nicht alles nachsagen kann. Sie sei ein wahrer Engel, sagte er, sie lebe für nichts anderes, als für ihren Vater. Ach Herr, sie soll ihn mit einer wahrhaft rührenden Zärtlichkeit verpflegen: sie soll ihn nie verlassen, nie ausgehen, sich niemals lustig machen wie andere Leute, sondern sich blos mit dem Kranken beschäftigen. Der Alte sprach so, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Es war recht schön, ihn anzuhören. Im Uebrigen sagte der Alte, er glaube . . ."

„Was denn? sprich es aus."

„Er glaube, daß der Leserpriester . . . aber der Alte schwatzte vielleicht blos Dinge, die er nicht genau wußte."

„Fahre ohne alle eigene Bemerkungen in Deiner Erzählung fort; ich will alles hören, was der Kammerdiener sagte."

„Der Alte glaubte, daß der Leserpriester . . . aber es klingt so abgeschmackt . . . Paul runzelte die Augenbrauen."

„Unterbrich' Dich nicht," erinnerte er; „ich will nicht Deine Gedanken hören, sondern die des Alten."

„Daß der Leserpriester sich in das Fräulein verliebt habe."

„Das ist sehr wohl möglich; aber weiter . . . Ich ersuchte Dich, mir Auskunft zu verschaffen über das, was sich im Hause zutrug. Ist der Leserpriester noch dort?"

„Ja, Herr."

„Glaubte der Kammerdiener, daß Fräulein Axeline Dahl's Neigung erwiedere?"

„Er konnte nichts Sicheres darüber sagen."

Paul ging im Zimmer auf und ab.

„Hast Du noch etwas hinzuzufügen?" fragte er dann.

„Ich erfuhr, wo der Priester eigentlich wohnt."

„Nun?"

Paul's Ungeduld entging Jack nicht, und es fiel ihm nicht mehr ein, seine eigenen Gedanken zum Besten zu geben.

„Er wohnt in der Methodisten-Kapelle, und als ich den Kammerdiener verließ, begab ich mich dorthin."

„Erhieltest Du einige Aufschlüsse?"

„Es war schon sehr dunkel, als ich ankam; aber ich tappte auf den Treppen voran und gerieth endlich an eine Thüre."

„Keine lange Phrasen, Jack, grade auf die Sache zu."

„Als ich eine Weile an die Thüre geklopft hatte, wurde sie geöffnet, und ich fand zwei ältere Frauenzimmer vor mir."

„Was sagten sie?"

„Ich verrichtete meinen Auftrag und fragte nach Dahl; aber kaum hatte ich seinen Namen genannt, als eins der Weiber aufsprang, wie wenn sie wahnsinnig gewesen wäre. „Dahl!" rief sie, „ja, ja, wo ist Dahl? ist er todt oder lebt er noch? Wo ist mein Sohn? Antworte mir, Bursche, Du weißt, wo er zu finden ist. Bist Du ein Todesbote? Antworte mir, antworte mir."

Ich wollte mich zurückziehen, aber sie faßte mich am Rock und suchte mich zurückzuhalten.

„War sie verrückt?" fragte Paul.

„Ich glaube es eigentlich nicht," antwortete Jack, „obschon sie verwirrt aussah und auf eine heftige und unordentliche Weise nach ihrem Sohn fragte. Aber sie schien ihn mit einer ganz grenzenlosen Liebe anzubeten.

Wie gesagt, sie hielt mich am Rock fest, und wäre das andere Weib nicht dazu gekommen und hätte sie beruhigt, so müßte ich vielleicht noch dort stehen."

„Jedenfalls, Martha," sagte diese, „wird Dein Sohn wohl nach Hause kommen, wenn Du Dich nur zufrieden gibst. Im Uebrigen wissen wir ja, wo er zu finden ist, und obschon ein großes Unglück ihn getroffen hat, und er wie der Heiland für unsere Sünden leidet, so wissen wir ja, daß er da, wo er ist, eine gute Pflege genießt. Vielleicht sind Sie — sie wandte sich dabei gegen mich — einer von seinen vielen Anhängern und aus Theilnahme hieher gekommen, um zu hören, wie es mit ihm steht? Ach ja, es war schrecklich mit diesem Mordanfall."

„Ich ging auf ihre Vorstellungsweise ein und Dahl's Mutter beruhigte sich und sank wieder in ihren Lehnstuhl."

„Mein Sohn, mein Sohn!" murmelte sie blos. „Wenn Du stirbst, so sterbe auch ich."

„Das andere Weib sagte mir, ich sollte mich nicht um sie bekümmern, und theilte mir im Vertrauen mit, daß Mutter Martha, wie sie ihre Freundin nannte, ein wenig verwirrt gewesen sei, jetzt aber sich auf dem Weg der Besserung befinde, und daß sie dies der zärtlichen Pflege ihres Sohnes zu danken habe. Sie versprach mir übrigens, mir tägliche Nachrichten über Dahl's Gesundheitszustand mitzutheilen, im Fall ich herkommen wolle."

Paul hatte den letzten Theil von Jack's Erzählung mit der größten Aufmerksamkeit angehört.

„Hieß sie Martha?" fragte er, sobald Jack verstummte.

„Ja."

„Und sie war wahnsinnig?"

„Sie ist es gewesen."

„Ich will sie treffen und Du sollst mich heute früh zu ihr führen. Vergiß das nicht."

„Ich werde Sie daran erinnern."

Als Jack sich entfernt hatte, warf Paul sich in einen Sopha; seine Gedanken flogen hin und her. Mit einem gewissen Entsetzen erinnerte er sich wieder an die Vorfälle auf dem Maskenball, wobei er gleichwohl mit theilnehmendem Interesse an Gabriele dachte, deren Schmerz er in seinem ganzen Umfang begriff. Welche Leidenschaften hatten nicht um sie her gerast, wie es schien, blos in der Absicht, um über ihr schon zum Voraus so zerrissenes Herz Verderben herabzubeschwören. Aber seine Gedanken verweilten nicht an einem einzigen Orte; sie schwebten spurlos über die Gegenstände hin, wie ein Mückentanz über ein Blumenfeld, beim letzten Strahl der Abendsonne. Vor seine Seele trat jetzt auch Axeline mit einer Thräne im Hintergrund ihres blauen, träumerischen Auges. An ihrer Seite stand der Leserpriester gleich einem drohenden Schatten vor seinem Blick. Sie ist Jaquetten's Freundin, dachte er, ich muß sie retten. Aber die Scenerie veränderte sich wieder, und jetzt zeigte sich die wahnsinnige Martha, nicht in einer bestimmten Gestalt, sondern wie ein Mährchen-Schein in einem verzauberten nächtlichen Wald, und sie lockte ihn immer tiefer und tiefer hinein, bis es ihm vorkam, als habe er sich gänzlich verirrt. Er erinnerte sich, daß Gabriele bei dem Besuch bei Abraham so viel von ihr erwartet hatte, und daß in ihrer Seele eine ganze Welt von Hoffnungen eingestürzt war, als sie Martha's Wahnsinn entdeckte. Aber auf einmal verschwand alles Dunkel aus Paul's Vorstellungen, und es tagte in seiner Seele, gleich als hätte sich eine Morgenröthe in ihm ausgebreitet. Der Morgenstern schwebte strahlend über das Chaos, mit einem Gesicht, so jung und frisch wie das Gesicht Jaquetten's. Er faltete seine Hände, er betete in seinem Herzen: die Liebe legte die stillen Worte auf seine Lippen, aber weit hinweg am Morgenrand erhob sich hastig eine schwarze Wolke, und ihm war, als drohe ein Sturm loszubrechen.

Erschrocken fuhr er auf. Er hatte damit angefangen,

daß er dachte, und die Gedanken waren allmählig unmittelbar in Träume übergegangen. Aber diese waren jetzt entschwunden. Ruhig blickte er um sich her. Die Lichter waren ausgebrannt und der unglückselige Warnungs-Brief, den er in Bezug auf Jaquette erhalten, lag zerknittert in seiner Hand. Er stand auf und setzte sich an's Fenster. Der Schlaf war von seinen Augen gewichen. Die Wange in die Hand stützend, blickte er in die Nacht hinaus. Da war es trübe und leer. Er öffnete ein Fenster, um die frische Nachtluft herein zu lassen. Alles war still um ihn her. Lange hatte er seinen Blick auf die Fenster gegenüber geheftet, wo der General wohnte. Mit welchem lieblichen Gefühl erinnerte er sich nicht, wie er an denselben zum erstenmal Jaquette gesehen hatte. Jetzt lag ein nächtlicher Nebel darüber. Lange hatte sie sich nicht mehr an diesem Fenster gezeigt; in ihrer leeren Finsterniß glichen sie einem Herzen, in welchem keine Liebe wohnte, kein Glück blühte. Des Generals Wohnung war auch für ihn leer. Zwar achtete er den Greis hoch und mit kindlicher Ergebenheit, aber dieses Gefühl versank zu Staub im Vergleich zu demjenigen, das er Jaquetten widmete. Obschon er übrigens im ersten Augenblick den Stolz des Generals, der ihm Jaquettens Hand verweigerte, bis er seine Angelegenheiten selbst hätte ordnen können, nicht vollkommen mißbilligt, so hatte er doch seitdem seine Ansicht verändert und zu fürchten angefangen, daß nicht blos ein ritterliches Feingefühl den alten Herren leite, sondern auch ein gewisser Egoismus, eine gewisse Starrköpfigkeit, vielleicht auch aristokratische Eitelkeit; aber Paul hatte nicht gewagt, länger darüber nachzudenken, weil er fürchtete, daß er ihm Unrecht thue. So viel war jedoch gewiß, daß er jetzt sehr selten mit Jaquette zusammentraf, ohne daß er ermitteln konnte, ob dieß in ihren Dienstverrichtungen im Schlosse oder in dem Willen des Generals seinen Grund habe, oder vielleicht auch von

Jaquette selbst herkomme. Seit dem Empfang des anonymen Briefes war ein Tag vorübergegangen unter so vielen wechselreichen Ereignissen, daß er keine Gelegenheit gehabt hatte, sie aufzusuchen. Er nahm sich jetzt vor, unter allen Umständen Nichts auf sich einwirken zu lassen, sondern sich sobald als möglich eine Zusammenkunft mit ihr zu verschaffen. Stellte er auch bereits in seinen Gedanken alles zusammen, was er ihr sagen sollte? Ach nein, er gedachte ihr nichts zu sagen . . . er wollte ihr blos den Brief zeigen . . . er wollte sie betrachten, während sie ihn las, und in ihrem Auge sein Urtheil suchen. Trotz des einen und andern Augenblicks der Verzagtheit und aufsteigender Eifersucht fürchtete er zwar die Entscheidung nicht, aber dennoch hörte sein Herz beinah' auf zu klopfen, wenn er daran dachte.

Paul hatte sich mit seiner ganzen Seele an das jugendlich frische und schöne Mädchen festgeknüpft; sie schien ihm Jugend von seiner eigenen Jugend, Gesundheit von seiner eigenen Gesundheit, Leben von seinem eigenen Leben zu sein. Dasselbe Feuer schien ihm in Beider Adern zu glühen, derselbe Charakter der Menschenliebe in Beider Brust zu leben. Jeder Gedanke an eine mangelnde Einstimmigkeit in ihren Herzen zerstörte seinen ganzen Frieden. Selbst das geringste Mißtrauen war ein Stachel, der sein Herz schmerzlich zerriß.

Um Jaquettens Bild hatte alles Schöne und Herrliche in seiner Seele sich gelagert, wie weißrothe Rosen sich um einen zarten Schößling lagern. Für seine Vorstellung war sie eins jener olympischen Bilder, über deren Schönheit und zauberischen Liebreiz eine aufgehende Sonne immer ihr Licht ausgießt. In Pauls Liebe ging eine solche Sonne immer über Jaquette auf. Niemals hatte er sich noch einen Schatten an ihrer Seite gedacht; dieser Brief hatte zuerst einen solchen hervorgerufen. Wie hatte er ihn auch nicht geschmerzt! Er glaubte zwar, und er glaubte es ganz aufrichtig, daß der Brief blos

eine Verläumdung enthalte; aber es quälte ihn nun nichts desto weniger, weil es in seinen Augen bereits ein Fleck an ihr war, daß auch nur die Verläumdung sich ihr zu nähern wagte.

Eines Jünglings erste Liebe ist noch lange etwas von einem schönen und einnehmenden Kinderspiel. Die Liebe, die er einem Weibe widmet, gleicht sehr der Weihnachtsliebe des Kindes für eine Puppe, und die Pläne, die er für seine Zukunft entwirft, gleichen ebenfalls den Kartenhäusern, mit deren Erbauung der Knabe sich belustigt. Störe diese Liebe nicht, sie ist so unschuldsvoll! berühre diese Kartenhäuser nicht, denn in ihrem Fall zermalmen sie einen Engel in einem kindlichen Herzen.

Paul hatte sich in sehr vielen Beziehungen als ein Mann von ruhigem Urtheil und Entschlossenheit gezeigt, und nichts destoweniger war er in seiner Liebe zu Jaquette ein Kind. In ihr hatte der Verstand noch kein Stimmrecht erhalten, nur sein Gefühl hatte gesprochen; in ihr hatte er die Verhältnisse nicht nach dem gewöhnlichen Maaßstab der Welt gemessen, sondern sich träumend ihrer verlockenden Anmuth hingegeben; in ihr hatte er nie etwas berechnet, sondern sich unbedingt dem kindlichen Sinn seines Herzens überlassen.

In wie mancher Beziehung sind wir nicht dieser unbefleckten und einfachen Unschuld der ersten Liebe, worin sich noch der Himmel des Paradieses mit seinen strahlenden Sternen über uns ausbreitet, zu Dank verpflichtet! Strömt nicht durch sie noch heute die schönste Partie des Lebens über die Welt aus? Ist nicht sie es, die noch heute den Menschen ihre edelste Richtung giebt? Ist nicht sie es, die den Dichter zu dem ersten Schlag auf der Leyer begeistert, welche vielleicht später ganze Geschlechter und Zeitalter auf der Bahn der Ehre und Tugend mit sich reißt?

Wenn Du aufhörst, in Deiner Liebe ein Kind zu

sein, so hörst Du auch auf, es in Deinem Herzen zu sein: Du bist ein Mann, aber ein Mann mit einem verlorenen Eden.

Paul saß noch am Fenster und blickte hinaus: er suchte ein Licht in der Wohnung des Generals, er suchte einen Stern am nächtlichen Himmel; aber er fand keines von beiden.

Das Getöse eines bedeckten Schlittens zog endlich seine Aufmerksamkeit an. Er hörte Glöckchen klingen und sah den Schein angezündeter Laternen. Vor der Hausthüre des Generals blieb die Equipage stehen.

Paul war nicht neugierig, aber sein Blick heftete sich unwillkührlich auf den Schlitten. Er sah, wie ein Bedienter herabsprang, um den Schlag zu öffnen, und wie dann eine Dame heraussstieg. Auf die Straße gekommen, warf sie den Schleier zurück und wandte sich, um mit einer Person zu sprechen, die noch drinnen saß. Beim Laternenschein erkannte Paul zu seiner Verwunderung Jaquette und glaubte zu bemerken, daß die andere Dame die Baronin Lander war. Jaquette nahm Abschied und ließ sich dann von dem Bedienten in das Haus des Generals hinaufleuchten. Als der Schlitten umkehrte, hatte Paul Gelegenheit, sich vollkommen zu überzeugen, daß die noch drinnen sitzende Person wirklich die Baronin war.

Dieses kleine, an und für sich ganz unbedeutende Ereigniß gab Paul jedoch Veranlassung zu allerlei Betrachtungen. Er fragte sich, welchen Grund wohl Jaquette haben könne, so spät noch draußen zu sein und ihren Vater zu besuchen? Kam sie von einem Ball oder einem größeren Souper? War der General vielleicht krank? Und warum diese nähere Bekanntschaft mit der Baronin, warum diese Vertraulichkeit, wovon die verbindliche Art ihres Abschiedes so deutlich zeugte? Natürlich konnte er sich nicht eine einzige Frage beantworten.

Es entging inzwischen Pauls Aufmerksamkeit nicht,

daß im Salon Lichter angezündet wurden, und da die Vorhänge nicht herabgelassen waren, so sah er, wie Jaquette eintrat und von Held empfangen wurde.

Paul hatte jetzt noch mehr Gründe als zuvor, an dem offenen Fenster zu bleiben.

Da es in seinem Zimmer finster war, so konnte niemand ihn sehen, während er die beste Gelegenheit hatte, alles zu beobachten, was Jaquette vornahm. Um aufrichtig zu sein, müssen wir hinzufügen, daß Paul gleichwohl diese Bemerkung nicht machte, da er von Jaquettens Anblick zu sehr in Anspruch genommen war, um an so Etwas zu denken.

Jaquette hatte den Mantel abgelegt und Held sich in das Kabinet des Generals begeben, vermuthlich um sie anzumelden. Inzwischen näherte sie sich dem Fenster Paul gegenüber, wo die Blumen standen, die sie einmal von ihm erhalten hatte. Das Licht des Kronleuchters fiel dabei auf sie, so daß ihre Züge vollkommen beleuchtet waren. Paul lehnte sich im Fenster vor, um sie recht betrachten zu können. Wie schön erschien sie ihm nicht in diesem Augenblick? Nie hatte er sie edler, nie jugendlich frischer gesehen, wenn sie ihm freilich sonst heiterer und freundlicher geschienen hatte. Der Strahl, der sie belebte, kam nicht von außen, sondern von innen. Er hätte das Herz gehabt, sie beim Namen zu rufen, aber sie hätte ihn nicht hören können, und der Name erstarb auf seinen Lippen. In demselben Augenblick beugte sie sich hinab und betrachtete eine der Blumen. Nach einer Weile brach sie dieselbe und hob sie empor, gleich als hätte sie die Absicht, sie zu küssen . . . Ein halblauter Freudenruf ertönte dabei von Pauls Lippen, aber er erstarb wieder, als Jaquette auf einmal mit einem unzweideutigen Ausdruck der Verachtung die Blume von sich warf. Eine Wolke zog über Pauls Stirne, aber Jaquette näherte sich jetzt dem Fenster und Paul sah

deutlich, wie ihr Blick an der Fensterreihe seines Hauses hinflog.

Auf diesem Platz stand sie im Schatten, so daß er den Ausdruck in ihrem Gesicht nicht zu erkennen vermochte.

Paul war wieder in seinen Stuhl gesunken. Die Verachtung, womit sie die Blume wegwarf, schmerzte ihn innig.

Als sie das Fenster wieder verließ, erhob er sich, weil er seine Blicke nicht von ihr abzuwenden vermochte. Er sah, wie sie einigemale in eine Ueberlegung vertieft, wie es ihm schien, im Zimmer auf und abging. Als sie stehen blieb, lag die soeben weggeworfene Blume zu ihren Füßen. Eine Weile betrachtete sie dieselbe, dann beugte sie sich hinab und hob sie auf. Paul empfand etwas Unbeschreibliches, das zwischen Kummer und Freude die Mitte hielt: Es war der Strahl der Hoffnung, der zwischen den Wolken des Zweifels hervorleuchtete. Jaquette hielt die Blume in ihrer Hand, ihr Auge ruhte darauf. Jetzt erst bemerkte er, wie blaß ihre Wange war, und er meinte sogar zu sehen, daß eine Thräne darüber hinabrann, aber diese Rührung währte nur einen Augenblick. Im nächsten Augenblick erhob sie hastig ihr Haupt wieder, während sie zornig die Blume zerzupfte und die abgerissenen Blätter von neuem wegwarf. Ein kalter Schweiß um den andern lief über Pauls Stirne. Es lag so viel Ausdruck in dem, was sie that, aber wie sollte er es sich erklären?

Der Inhalt des anonymen Briefes stand jetzt in seiner ganzen schrecklichen Bedeutung vor ihm.

Aber er sollte noch mehr sehen.

Nachdem Jaquette sich zurückgezogen, hatte Paul sich wieder am Fenster vorgelehnt.

Bald hörte er die Tritte eines Fußgängers unter seinen Fenstern. Es war zu dunkel, als daß er entdecken konnte, wer es war, oder wie der Mann gekleidet war;

er bemerkte nur ganz deutlich, daß es ein Mann war und daß er in das Haus gegenüber eintrat.

Bald darauf erschrack Paul nicht wenig, als er sah, daß die Salontbüre sich wieder öffnete und ein gutgekleideter Herr eintrat, welchem Jaquette freundlich entgegen eilte.

Pauls Unruhe war aufs höchste gestiegen. Er hätte in diesem Augenblick einen großen Theil seines Vermögens dafür gegeben, wenn er hätte sehen können, wer der neue Ankömmling war; aber Jaquette stand vor ihm in einem lebhaften Gespräch begriffen.

Keine von beiden Personen schien daran zu denken, die Stellung zu verlassen, die sie inne hatten; bis Held aus den inneren Zimmern herauskam, worauf sie beide zu dem General eintraten.

Paul vermochte nicht von seinem Platze zu weichen. Er war nicht blos auf den Stuhl hinabgesunken, er war in sich selbst versunken. Eine halbe Stunde verging. Er hörte, wie die Hausthüre des Generals verschlossen wurde, er sah eine schattenähnliche Person sich wieder auf die Straße begeben. Einige Augenblicke später bemerkte er, daß man die Lichter löschte und daß es drüben wieder so dunkel wurde, wie im Anfang; aber in seinem Herzen war es jetzt noch dunkler.

Von Ruhe war für ihn keine Rede. Der Schlaf war von ihm gewichen wie von einem Verfluchten.

Mehr als einmal war der Inhalt des anonymen Briefes als in allen Theilen bestätigt vor seine Augen getreten; aber ebenso oft hatte er auch vor sich hin gemurmelt: es ist unmöglich, es ist unmöglich . . .

Als der Tag anbrach und die Sonne aufging, fand sie ihn noch in seinen Zimmern auf und ab wandernd.

Beim Kaffee trafen sich Paul und Roman. Der Doktor hatte sich gleichfalls eingefunden.

Paul war ungewöhnlich blaß. In seinem Gesichte zeigten sich die Spuren einer schlaflosen Nacht. Er hatte erwartet, daß Roman ein Gespräch über die Ereignisse des Maskenballs beginnen würde, aber er that es nicht und Paul war froh darüber.

Auch Roman erschien ungewöhnlich ernst. Derselbe ruhige, aber entschlossene Ausdruck, der auf seiner Stirne gelegen, als er Brauner gute Nacht sagte, breitete sich noch darüber aus.

Im Salon stand eine zierliche Schlaguhr dem Kaffeetisch grade gegenüber.

Mehr als einmal begegneten sich Pauls und Romans Blicke bei dem wandernden Uhrzeiger, und obschon sie selbst es wohl bemerkten, schien doch keiner von ihnen geneigt, sich dem Andern mitzutheilen.

Wäre der Doktor nicht dazu gekommen, so würde das Gespräch gänzlich erlahmt sein.

„Wie befinden sich Ihre Patienten?“ fragte Paul. „Ich meine den General, den Grafen Kurt und Baron Kroof.“

„Nach Umständen, Herr Paul. Des Generals Wunde ist kurirt, und ich hoffe, daß sie keine weitere Folgen nach sich ziehen wird. Im Uebrigen, was kann ich sagen? So wie die Menschen jetzt leben, kann man eher behaupten, daß die Jugend ihnen das Leben nehme, als das Alter. Mit den Jahren kommt der Verstand und auch die Liebe zum Leben, aber vorher leben die Meisten so, als ob die Gesundheit und die Kräfte nicht auch eine Nemesis hätten. Ach, Herr Paul, folgen Sie dem Beispiel dieser Leute nicht, aber verzeihen Sie mir . . . ich brauche Sie nicht darum zu bitten . . . Sie wissen es besser.“

„Ich danke Ihnen für Ihren Rath, Herr Doktor, aber es handelte sich jetzt um Ihre Patienten.“

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Man tadelt und verurtheilt," fuhr er, ohne auf Pauls Bemerkung zu achten, fort, „diejenigen, welche die von klugen und thätigen Eltern ererbten Kapitalien zerstören, und ich finde das billig, aber einen jungen Mann fragt man aufmunternd: Hast Du gelebt oder wirst Du leben? Nach meiner Ansicht verdienen die Kräfte und die gesunden geistigen Eigenschaften, welche die Vorsehung dem Manne geschenkt hat, noch mehr in Obacht genommen zu werden. Das Kapital, das Gott uns verliehen hat, ist nicht weniger werth als dasjenige, welches wir von Andern erhalten oder erwerben. Das Geld und die Gesundheit müssen geschätzt werden; gemeinschaftlich geben sie uns den besten Zins, den man vom Leben verlangen kann, nehmlich wahres Glück. Jetzt wird gewöhnlich das Geld nur dazu angewendet, um die Gesundheit zu zerstören, und die Gesundheit nur dazu, um das Geld zu zerstören. Die einzige Folge davon ist der Ruin des Mannes, welcher den leichtsinnigen Vagabunden spielt, sowohl in pecuniärer als in physischer und geistiger Beziehung. Wenn es mit der Kasse aus ist, wendet man sich an die Juden; ist die Gesundheit auf der Neige, so wendet man sich an den Arzt; beide leben von den Prozenten der Furcht, womit die Abgelebten der letzten Katastrophe entgegen sehen, d. h. sie leben von den Nägeln im Sarge dieser Menschen. Wenn man all' das Elend sieht, das kindische Aberweisheit, blinder Leichtsinn und einbildischer Egoismus über die Menschen bringt, möchte man milzsüchtig werden. Nachdem man seine Jugend zerstört und sich Gebrechen und Krankheiten zugezogen hat, kommt man zum Arzt und fordert seine Gesundheit zurück; aber was er auch geben kann, die Jugend kann er nicht zurückgeben. Das Einzige, was er vermag, ist, daß er das Alter flickt, die eine und andere Rizze an dem seiner Zerstörung entgegengehenden Gebäude übertüncht, noch am Rande des

Grabes dem durch künstlichen Ueberreiz verwelkten Stamm ein bischen Natur einimpft und die der baldigen Vernichtung und dem gänzlichen Einsturz geweihte Ruine auf kürzere oder längere Zeit stützt, je nachdem der Patient selbst seine Bemühungen unterstützt. Weiter kommt man nicht, aber es ist schon viel, denn dies heißt das Leben und die Menschenkraft in ihren edelsten Wirkungen bedienen und unterstützen.

Der Doktor verstummte eine Weile und schien bei sich selbst nachzusinnen.

„Baron Krooks Jugendsünden," fuhr er dann fort, „haben sein Herz und sein Gemüth angegriffen, und in düsterer Niedergeschlagenheit muß er sich mit halber Diät fortbehelfen. Den Grafen Kurt hat seine Gourmandise zum Podagristen und Märtyrer, und es ist beinahe lächerlich, es zu sagen, und dennoch ist es nicht minder wahr . . . seines Grimmdarmes gemacht, und bei seiner Reizbarkeit könnte er in drei bis vier Tagen, wenn die Gicht in den Füßen aufhörte und sich auf den Kopf würfe, blind werden. Und der General, der so lange frisch und munter ausgesehen hat, ist jetzt eine wurmstichige Nuß. Eine Rückenmarks-Krankheit quält ihn mit Schmerzen, bald in den Armen, bald in den Beinen, sie erschwert seinen Gang u. s. w. er muß nach Gräfenberg, nach Spaa oder Pyrmont. Und wem haben wohl diese Herren all' ihr Elend zu verdanken? Ihren Jugendthorheiten. Man sollte niemals vergessen, daß man so leben muß, daß man auch für den morgenden Tag noch ein wenig Leben übrig behält. Es thut mir in der Seele weh, die Leiden dieser alten Herrn anzusehen. Ein Arzt kann just dadurch vor der Zeit alt werden, weil er all dieses Elend sehen muß. Die medizinische Wissenschaft ist das Gewissen des physischen Menschen, und jeder Arzneikolben ist ein Gewissensvorwurf für begangene Dummheiten. Ich werde beinahe böse auf die

Menschheit, wenn ich einen Kranken habe, von dem ich sehe, daß er sich sein Elend selbst zugezogen."

Der Arzt versank wieder in sich selbst.

„Aber um Gotteswillen, Herr Doktor," fiel Paul ein, „Sie malen ja Ihre Patienten mit so düstern Farben, daß man glauben könnte, es handle sich wirklich um ihr Leben."

„Ich will das nicht sagen, aber ebensowenig will ich das Gegentheil behaupten; das ist just das Schwerste in unsrer Kunst, daß wir nichts sagen können. Wir sind wie die Wahrsager: wir prophezeien, aber wir müssen Gott walten lassen."

„Sie haben mir," bemerkte Paul wieder, „von der Verbindlichkeit gesagt, worin sie zu dem Juden Abraham stehen."

„Zu meinem guten Freund, zu unserm in der Philanthropie praktizirenden Arzte," antwortete der Doktor mit einem satyrischen Lächeln auf den Lippen. „Allerdings, ich habe von meinem Verhältniß zu ihm gesprochen."

„Sie haben mir gesagt, Herr Doktor, daß Sie sich verbindlich gemacht haben, ihn in Kenntniß zu setzen, wenn Ihre Patienten so elend werden, daß Sie nicht mehr für Ihr Leben bürgen können."

„Das hat seine Richtigkeit, ich habe es versprochen."

Paul hatte sich erhoben und stützte sich an das Fenster. Obschon die Antwort des Doktors ihn in Anspruch nahm, flog doch sein Blick quer über die Straße, und er sah Jaquettens schöne Gestalt an den Fenstern des Generals vorbeischweben. In diesem Augenblick schlug es zehn Uhr. Roman näherte sich ihm.

„Ich habe einige Geschäfte zu besorgen," sagte er, „ich verlasse Dich so lange."

Roman entfernte sich.

Paul hatte auf die Worte seines Freundes kaum geachtet und nicht einmal bemerkt, daß er ihn verließ.

Nur ein einziger Gedanke beschäftigte ihn jetzt. Der Doktor war wieder in seine Betrachtungen versunken.

„Sie könnten mir einen Dienst erweisen, Herr Doktor," sagte Paul.

„Sie sind ein Ehrenmann, Herr Kellner," antwortete dieser, „befehlen Sie."

„Wollen Sie heute und zwar gefälligst sogleich Abraham melden, daß Sie für das Leben Ihrer Patienten nicht mehr gut stehen können! Sie befreien sich dadurch auf einmal von Ihrer Verbindlichkeit gegen ihn."

„Jetzt sogleich?"

„Ja."

„Sehr gern, Herr Kellner. Ich sage dabei keine Unwahrheit; aber dürfte ich um Ihre Absicht fragen?"

„Ich will wissen, auf welchem Standpunkt die Angelegenheit dieser Herren sich eigentlich befinden.

„Das wird sich bald herausstellen."

„Ich muß ermitteln, welche Absichten Abraham hat."

„Auch das wird sich bald zeigen."

„Sie kennen diese Absichten nicht?"

„Er hat mir nie ein Wort davon gesagt."

„Der Jude hält diese Leute unaufhörlich im Schach. Gehe es, wie es wolle, wenn die Crisis heftig wird, so dürfte der General nicht mehr lange eine hilfreiche Hand von sich stoßen. Sie gehen also zu Abraham, Herr Doktor?"

„Sogleich."

Sobald Paul allein war, maß er mit großen Schritten den Boden. Etwas Ungewöhnliches ging in ihm

vor. Sein Gesicht war blaß, aber das Auge voll von Feuer.

Er klingelte; Jack trat ein.

„Laß mein Pferd satteln und halte es bereit, bis ich zurückkomme. Vielleicht brauche ich es.“

Jack entfernte sich.

Paul warf hierauf noch einen Blick nach der Wohnung des Generals hinüber, und noch einmal sah er Jaquette an den Fenstern vorbeischweben.

Ohne ein Wort zu sprechen, nahm er seinen Hut und verließ sein Zimmer.

Auf der Haustreppe des Generals begegnete er Held, dem alten getreuen Diener desselben. Er sah nachdenklich aus, schien aber durch Pauls Ankunft überrascht zu sein.

„Kann man den General treffen?“ fragte Paul.

Held war sichtlich verlegen über diese Frage, was ihn nicht sonderlich oft ankam.

„Fräulein Jaquette ist doch auch zu Hause?“ fügte er dann hinzu, als der Alte nicht antwortete.

„Allerdings . . . sie ist zu Hause . . . aber . . . jedenfalls . . .“

Paul kehrte sich wenig an das Gerede des Alten und setzte seinen Weg die Treppe hinan fort.

„Sei so gut und melde mich an,“ sagte er dabei zu Held, „ich habe etwas Wichtiges zu sagen.“

„Um Verzeihung, Herr Kellner,“ versetzte der Alte, „aber ich . . .“

„Was willst du sagen? Sei so gut und thue, um was ich Dich ersuche.“

„Seien Sie nur nicht so eilig, bester Herr; warten Sie ein wenig . . . ich habe Etwas."

So sprechend stöberte der Alte in seiner Brusttasche.

„Tummle Dich, ich habe Eile."

„Hier," sagte Held, „hier habe ichs; sehen Sie hier."

Damit übergab der Alte Paul einen Brief, den dieser mit Ungeduld erbrach, worauf einige größere Zettel in seine Hand fielen.

„Was bedeutet das?" fragte Paul, indem er den Alten anstierte.

„Der Brief giebt Aufschluß darüber, wenn Sie die Güte haben wollen, zu lesen."

Die Bemerkung war richtig. Aber kaum war Paul ans Ende der letzten Zeile gekommen, als man sah, wie ein Zucken durch seinen Körper eilte und jeder Blutstropfen aus seinem Gesichte verschwand. Die Lippen bewegten sich gewaltsam und sein starrer Blick haftete auf Held.

„Lesen Sie weiter, Herr Kellner," bat Held, „lesen Sie weiter."

Er las.

„Mein Herr!"

„Ich habe es gar zu lange versäumt, das Reitpferd und die Blumenvasen zu bezahlen, die Sie mir im Anfang unserer Bekanntschaft zusandten. Ich habe alles zusammen taxiren lassen und habe die Ehre, Ihnen in runder Summe 1200 Reichsthaler zu übersenden. Sollten Sie die Summe nicht genügend finden, mein Herr, so dürften Sie die Güte haben, mich mit ein Paar Worten von Ihrer Ansicht in Kenntniß zu setzen. Meine Tochter Jaquette hat mich auch aufgefordert, das beigefügte kleine goldene Kreuz zurückzuschicken, das sie einmal von Ihnen empfangen haben soll."

„Mit Hochachtung u. s. w."

Der Brief war von dem General selbst geschrieben und mit seinem Namen unterzeichnet.

Pauls Augen waren mit einem stummen Blick auf dem Papier verweilt.

„Was bedeutet das?" stammelte er endlich. „Es muß ein entsetzliches Mißverständniß obwalten. Ich will zu dem General hinein . . . Aus dem Weg, Held, oder . . ."

Er erhob seinen Arm gegen den Alten.

„Zurück, Herr Kellner," sagte Held mit beibehaltener Ruhe. „Ich habe Befehl, Sie nicht einzulassen, und ich bin gewohnt, Befehle zu vollziehen."

„Dieser Brief ist also wirklich Wahrheit? Ach mein Gott!"

Paul war außer sich. Dieser Schlag hatte auf einmal den ganzen Tempel seines Herzens über den Haufen geworfen. Er stand, selbst ein zerschmetterter Pfeiler, allein noch da.

Aber es war nicht der Ort zu wilden Ausbrüchen seiner Verzweiflung. In schweren Augenblicken erprobt sich die Entschlossenheit des Mannes.

Paul nahm ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb mit Bleistift:

„Herr General! Ich habe niemals weder das Reitpferd noch die Blumenvasen verkauft; deßhalb habe ich die Ehre, das Geld zurückzusenden. Ich hoffe, Herr General, daß Sie mir's zu gut halten werden, wenn ich hier einen Brief beilege, der Ihre Tochter betrifft. Ehrfurchtsvoll u. s. w."

Paul legte das Geld, sowie den anonymen Brief hinein, übergab das Ganze an Held und eilte dann fort.

Es währte nicht lange, so kam der Stallknecht des Generals, das Reitpferd zu Paul hinüberführend, und beinah' zur selben Zeit wurden auch die Blumenvasen zurückgebracht.

„Wer hat das Pferd zum letztenmal geritten?" fragte Paul.

„Fräulein Jaquette," lautete die Antwort.

„Führe es in den Hinterhof," befahl er.

Paul ging mit. Jack hielt ein Paar Pistolen für ihn bereit. Paul nahm eine davon. Ein Schuß knallte und das Pferd stürzte augenblicklich zu seinen Füßen nieder.

„Trage die Blumen in den Salon hinauf und ersuche dann Fanny heraufzukommen."

Fanny ließ nicht auf sich warten.

„Sieh' diese Blumen," sagte er zu ihr. „Es sind Blumen auf dem Kirchhof meiner schönsten Träume, Blumen auf dem Grab meiner Liebe."

Fanny begriff den ganzen Umfang seines Kummers.

„Willst Du mir einen Dienst erweisen, Fanny, einen großen Dienst?"

„Zweifeln Sie nicht daran, Herr, Sie haben mir das Leben gerettet . . ."

„So übernimm die Pflege dieser Blumen, Fanny. Pflege sie so gut, als hättest Du die schönsten Erinnerungen meiner Seligkeit zu pflegen. Sei nicht blos ihre Wärterin, sei ihre Freundin. Ich will, daß sie hier stehen sollen . . . verstehst Du . . . hier . . . grade dem Fenster gegenüber, wo sie vorher gestanden."

In Fanny's Auge schimmerte eine Thräne.

„Jack," rief er dann. „Du mußt zum Doktor eilen und ihn ersuchen, daß er heute mit Abraham nicht von der bewußten Sache sprechen möge."

Jack eilte sogleich fort, und als er nach einer kurzen Weile zurückkam, erhielt Paul die Nachricht, daß der Doktor sein Versprechen bereits erfüllt und mit dem Juden gesprochen habe.

„Der General hat den Stab über mein Glück gebrochen," murmelte Paul mit gerunzelter Stirne; „mein Gott, soll ich jetzt auch seinen Untergang beschleunigen!"

Wenn dem General sein Stolz bisher nicht erlaubt hatte, Paul's Hülfe anzunehmen, so sah dieser wohl ein, daß er sich jetzt noch weit weniger dazu entschließen würde.

Als Paul zu dem General ging, hatte er Jack befohlen, ein Pferd satteln zu lassen, weil er schon damals irgend einen Auftritt fürchtete, obschon er sich nicht vorstellen konnte, daß die Scene von der Art sein würde, wie wir sie jetzt beschrieben haben.

„Führe das Pferd vor, Jack!“

Paul schwang sich in den Sattel.

„Befehlen Sie nicht, daß ich Ihnen folgen soll, Herr Paul?“

„Nein.“

Allein sprengte er zum Thore hinaus und eilte die Königinstraße hinan.

Zehntes Kapitel.

Der General und Jaquette.

„Gib mir die Medizin, Held. Die Stunde ist da. Tummle Dich! Ei der tausend, ich glaube, Deine Beine beginnen in meinem Dienste zu ermüden.“

„Sogleich, Herr General.“

„Der General saß in einem tiefen Lehnstuhl und sein ganzes Aussehen bewies, daß er von der Gicht gequält wurde.“

„Zwanzig Tropfen . . . merk' Dir's wohl . . . zwanzig Tropfen, nicht mehr . . . Deine Hand zittert . . .

nimm Dich in Acht . . . die Befehle des Doktors müssen streng eingehalten werden."

Held hatte inzwischen Arznei in einen Löffel tropfen lassen und reichte denselben dem General.

„Wasser, Held, Wasser, und dann ein Stückchen Zucker. Hol' der Teufel diesen Geschmack. Das ist etwas ganz anderes als Hasenpasteten und Champagner. Man sollte in seinen Sünden sterben, so lange man jung ist, es würde wenigstens dem Körper besser schmecken, als in seinen Tugenden zu leben, wenn man alt wird."

Held seufzte blos.

„Der verdammte Paul, daß er mich auch so ärgern mußte! Er hat das Pferd über den Haufen geschossen, sagtest Du? Nun das war jedenfalls Recht von ihm. Als Junge würde ich ebenso gehandelt haben. Du mußt mir die Beine reiben. Es kriecht mir wie Ameisen an der Haut hin. So, so. Das hat wohl gethan, Held. Wie steht es mit Jaquette? Es war doch unvorsichtig von Dir, daß Du ihr erzähltest, wie er das Pferd über den Haufen schoß, denn sie liebte das Thier dennoch. Es war auch flink wie ein Hirsch. Was wollte ich nur sagen? Abraham war doch zufrieden, als er seines Wegs ging? Ein verdammt braver Kerl, dieser Abraham! Er thut alles, was man nur will. Ach mein Rücken, mein Rücken! Das wird noch mein Tod, Held. Mitunter habe ich eine Empfindung, wie wenn man mir siedend heißes Wasser über den Rückgrat hingöße. Hat Abraham draußen etwas gesagt?"

„Nicht ein einziges Wort, Herr General."

„Ein ehrenhafter Kerl, Held. Schon seit meiner Jugend hat er mir wie der redlichste Freund mit Geld ausgeholfen. Ich wollte darauf schwören, daß kein Christ anständiger handeln könnte, als dieser Jude. Ich habe beide Racen kennen gelernt. Er sah doch zufrieden aus, sagtest Du?"

„Allerdings, Herr General; aber er hat wohl auch

Ursache dazu, denn Sie kamen ja mit der größten Bereitwilligkeit allen seinen Wünschen entgegen."

„Es mußte einmal geschehen, Held, es mußte einmal geschehen. Es war ganz und gar nicht zu früh. Die Schuldscheine waren verfallen, begreifst Du das — und er verlangte blos, ich solle hinzuschreiben, daß sie auch aufgekündigt worden seien. Ein verdammt fügsamer und gefälliger Mensch, ein wahrhafter Ehrenmann!"

„Ganz und gar nicht zu viel, gnädiger Herr General, wenn man es mit einem Manne, wie Sie sind, zu thun hat; und Millionen Teufel, er müßte sich doch schämen, wenn er frech und naseweis sein wollte, dächte ich."

„Du magst Recht haben, Held, aber wie viele bekümmern sich wohl in unsern Tagen darum, ob ich General bin oder nicht, wenn es sich um Geldgeschäfte handelt?"

Held besaß seit seiner Jugend das vollkommene Vertrauen des Generals und wurde immer mehr wie ein Kamerad und alter Freund, als wie ein Diener behandelt. Das Feldleben hatte nicht blos die Schicksale, sondern auch die Herzen der beiden Männer vereinigt. Auch lebte Held in der That weniger für sich selbst als für den General und seine Familie.

„Abraham hatte alles Recht, die Sachen auf einen klaren Fuß zu stellen," fügte der General hinzu, „und das hat er jetzt auch gethan."

„Aber da habe ich eine Idee, Herr General."

„Laß hören, Held."

„Im Fall die Papiere verfallen waren und die Aufkündigung jetzt auch hinzugeschrieben ist, kann der Jude Sie jetzt nicht am Kopf nehmen, so bald er nur will?"

„Das hat keine Gefahr, Held. Auch ich habe daran gedacht, aber Abraham ist mein Freund und er hat dies blos seiner Sicherheit wegen verlangt, im Fall es plötzlich mit mir zu Ende gehen sollte."

„Sie hängen aber jetzt doch von seiner Gunst und Gnade ab, Herr General."

„Keine naseweisen Bemerkungen, Held! Bedenke wohl, er ist mein Freund! Du darfst keinen Argwohn hegen, Held. Ich liebe es nicht, daß Du von meinen Freunden übel redest, und am allerwenigsten, wenn es sich um Abraham handelt."

„Ich fürchte dennoch, Herr General."

Der General runzelte die Brauen.

„Held!" sagte er.

„Gnädiger Herr General."

„Kein Wort mehr jetzt. Ich leide nicht, daß man über die Ehre eines Andern raisonnirt. Also . . . still."

Der Ton des Generals war sehr bestimmt, und wenn er einmal seinen Willen ausgesprochen hatte, so durfte man nicht mehr muksen.

„Tausend Teufel," begann der General wieder, indem er auf einen ganz andern Gegenstand überging, „hast Du etwa Nachrichten von meinen Freunden?"

„Baron Krook befindet sich wie gewöhnlich, Herr General."

„Und Graf Kurt? Zum Teufel, es steht mit uns allen drei ziemlich kläglich. Wir sind just wahre Prachtexempel, wie liederliche Gesellen es in ihren alten Tagen haben. Wir könnten gar nichts Gescheiteres thun, als wenn wir zusammenzögen, damit wir mit all' unsern Leiden und Gebrechen doch wenigstens hie und da ein Spielchen machen könnten. Wie steht es mit dem Grafen Kurt, was sagtest Du?"

„So, so, Herr General."

Held drückte sich mit einer zweideutigen Vorsicht aus, die dem scharfen Blick des Generals verdächtig erschien.

„Held!" sagte er daher.

„Gnädiger Herr General."

„Du verbirgst mir etwas in Deinem Bart, Alter.

Heraus damit! So, so, sagtest Du. Ei der tausend, ich glaube es wohl. Sie sitzen wohl wie ich da, mit Leibern, die von keiner Subordination mehr wissen wollen, aber mit warmen Herzen, was vielleicht noch schlimmer ist. Heraus mit dem Wort, Held, es mag nun kommen, wie es will. Du machst mich unruhig. Wie steht es denn jetzt? Ist ihnen ein Unglück zugestoßen? Du stierst mich an. Sie sind doch nicht am Ende schon gar abgefahren? Wie . . . Du antwortest nicht . . . ha, ich will die Wahrheit wissen, Held, ehrlich und unverstellt. Ist einer von ihnen gestorben?"

Der General sprach mit solcher Ungeduld, daß man wohl sah, wie schmerzlich ihm der Gedanke war, daß es mit seinen Freunden nicht zum Besten stand.

Held schwieg indeß noch immer und konnte seine Verlegenheit nicht recht verbergen, so sehr er auch seinen langen grauen Schnurrbart strich.

„Aergere mich nicht, Held, Du weißt, ich kann es nicht leiden, wenn ein Mensch schweigt, von dem ich verlange, daß er sprechen soll. Leben sie noch oder sind sie todt? Ja oder nein."

Schon an der Art, wie die Frage gestellt wurde, merkte man, daß es jetzt nicht räthlich war, mit dem General zu scherzen. Am allerwenigsten dachte Held jetzt daran, sich irgend Bemerkungen zu erlauben.

„Ei der tausend, gnädiger Herr General, Sie sind so heftig wie an einem Schlachttage. Ich habe nicht gesagt, daß einer von ihnen gestorben sei . . . sie sind wohl . . . obschon . . . obschon . . ."

„Ich ertrage keine Vorbehalte, wenn es sich um die Gesundheit meiner Freunde handelt."

„Aber Herr General . . ."

„Zum Teufel, kommst Du mir wieder mit Deinem Aber?"

„Ich weiß nicht."

„Du weißt auch gar nichts . . . das ist doch merk-

würdig . . . Du weißt nicht einmal, ob sie leben oder todt sind, glaube ich.“

„Aber ich versichere Sie, Herr General . . .“

„Was versicherst Du . . . daß sie todt sind, vermuthlich? sehr schöne Versicherungen das . . . bitte Jaquette herein zu kommen . . . sag' ihr, sie möge mich besuchen.“

„Gnädiger Herr General.“

„Was willst Du sagen?“

Sobald Held im ordentlichen Militärstyl sprach, kehrte immer auch bei dem General eine gewisse militärische Kälte zurück.

„Ich will einen Rapport abstatten, Herr General.“

„Kurz und deutlich.“

„Nach alter Gewohnheit bin ich heute bei Graf Kurt und Baron Krook gewesen.“

Held verstummte wieder einen Augenblick, um sich zu besinnen, wie er seine Worte stellen sollte.

„Sprich, Bursche!“ befahl der General.

„Gnädiger Herr General!“

„Schon gut, fahr fort!“

„Baron Krook ist schwach . . .“

„Und Graf Kurt?“

„Auch er ist . . . tausend Teufel . . . auch er ist schwach.“

„Hast Du nichts mehr zu sagen?“

„Doch, gnädiger Herr General.“

„Laß hören.“

„Es steht so, Herr General, daß man nicht daraus klug werden kann, wie es eigentlich steht.“

„Was meinst Du damit?“

„Bei dem Baron Krook hat ein Leserpriester eingeschlagen, grade wie eine Bombe.“

„Tausend Teufel, was habe ich mit dem Leserpriester zu schaffen?“

„Die Leute sagen, der Priester habe dem Baron

Krook den Kopf verrückt, so daß er sich jetzt mit allerlei religiösen Grillen plage."

„Tausend Teufel, dann ist er kränker als ich."

Held richtete sich gerade auf, weil diese Bemerkung ihm gefiel.

„Frau Kellner . . . die Frau des Großhändlers Kellner . . ."

„Ich weiß, Gabriele. Wie steht es mit ihr?"

„Sie hat ihren Mann verlassen und ist zu dem Grafen nach Hause gezogen."

Der General erhob sich mit einer heftigen Geberde.

„Was sagst Du?"

„Die Wahrheit, Herr General, die bloße Wahrheit."

„Ich glaube es wohl. Ei der Tausend, ich habe es schon lange geahnt. Ich habe Thränen in ihren Augen gesehen, als der Mund zu lächeln versuchte. Böse Zeichen, Held. Weiter, weiter."

„Nichts mehr, Herr General. Wollte nur noch sagen . . . aber Sie lieben das nicht, was der alte Held Ihnen sagen will."

Nachdem der General sich jetzt beruhigt hatte, glaubte Held, daß es jetzt wieder an ihn gekommen sei, zu raisonniren.

„Sprich immerhin, lieber Held; Du weißt ja, daß ich Dich sehr gerne anhöre. Rücke heraus, mein Freund, was wolltest Du sagen?"

„Ich wollte just nichts sagen, Herr General."

„Ich glaube, Du bist böse, Held?"

„Ich kann nie böse werden. Aber soviel steht jedenfalls fest, daß ich in Ihrem Dienste einen grauen Bart bekommen habe, Herr General."

„Und ich habe als Dein Herr einen grauen Bart bekommen."

„Sie dürfen gegen den Alten nicht so heftig sein, Herr General. Wenn Sie die Augenbrauen runzeln, so geht mir das wie eine Pistolenkugel durch das Herz."

„Du weißt vielleicht nicht, was ich Dir antworten will?“

„Nein.“

„Daß ich auch ein alter Kerl bin.“

„Daran habe ich nie gedacht, Herr General.“

„Aber denke immerhin daran, dann wirst Du dem Alten verzeihen, wenn er mitunter ein wenig barsch ist.“

„Tausend Teufel, Herr General, Sie sprechen so, daß mir die Thränen in die Augen kommen könnten.“

„Gieb mir die Hand, Held.“

„Gnädiger Herr General.“

„Was willst Du sagen?“

„Sie, Herr General, sind dennoch, hol' mich der Teufel . . .“

„Sprich aus dem Bart . . . ich sei dennoch, sagtest Du . . .“

„Sie sind dennoch immerhin ein General.“

„Hast Du noch etwas zu sagen?“

„Ja, Herr General.“

„Nun . . .“

„Daß Sie, Herr General, daheim bei sich es dennoch besser haben als Ihre Freunde.“

„Das scheint wohl so nach dem, was heute geschehen ist. Zum Henker, ich wollte, dieser Paul da wäre nie in mein Haus gekommen.“

„Das mag wohl sein, Herr General; aber ich sah Thränen in den Augen der Dienerschaft, sowohl bei dem Baron Krook als bei dem Grafen Kurt. Das sind nicht die besten Aushängeschilde, Herr General.“

Der General gab wieder Zeichen von Unruhe.

„Bitte das Fräulein hereinzukommen. Ich will mit ihr sprechen.“

Held ging.

Jaquette war Hoffräulein. Ihr freies und frisches, ebenso natürliches und einfaches, als offenes und fröhliches Wesen erwarb ihr vom ersten Augenblick an die Anhänglichkeit und Achtung des Hofes. Güte und Liebenswürdigkeit gewinnen leicht Erfolge, zumal wenn sie wie hier von holden hellblauen Augen, von edlen und sanften Gesichtszügen, denen eine wahre und kindliche Naivität Leben verleiht, von einer offenen und schönen Stirn, dem Throne jungfräulichen Stolzes, umkränzt von schwarzen wallenden Locken, und endlich von einer symetrischen, sylphidisch schönen Gestalt unterstützt werden. Auf solche Art erobert sich jedes Mädchen bald ein Reich von Herzen, und wenn Jaquette ebenfalls binnen Kurzem ein solches besaß, so wurde ihre Herrschaft in demselben befestigt durch die ungekünstelte und graziöse Art, wie sie die Huldigungen ihrer Bewunderer entgegennahm, um so mehr, als man zugleich bemerkte, daß sie ganz und gar nicht darauf ausging, Eroberungen zu machen, sich mit Verehrern zu umschaaren, irgend eine wärmere Neigung hervorzurufen, sondern daß sie nur ihre Pflicht erfüllen wollte, auf eine liebenswürdige und anmuthige Weise den Verbindlichkeiten nachzukommen, die ihr als einer Dame von guter Erziehung zustanden, als einer Weltdame, welche sich der Gunst, die man ihr durch Berufung an den Hof erwiesen, würdig zu machen strebte. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit, die in Jaquettens Herzen thronte, war es auch, was sie selbst so schön und liebenswürdig machte, dadurch, daß ihr Herz rein und natürlich war, war sie es selbst im höchsten Grade. Ihr Aussehen war nicht veränderlich, weil ihr Herz es nicht war; aus dem Herzen entwickelten sich die Blumen auf ihren Wangen, aus ihm kam das Feuer in ihre Augen; sie befragte nie die launischen Moden des Tages, sondern nur ihr Herz, wie sie sich zu benehmen habe. Ihr guter Engel verließ sie auch niemals, wenn sie nur der Stimme ihres Herzens folgen durfte.

Am Hof hatte sich, mit der Königin an der Spitze, ein großer Wohlthätigkeitsverein gebildet, der seine Arme über alle Theile der Hauptstadt ausstreckt und in die Hütten des tiefsten Elends Segen bringt. Die Stiftung trägt den Namen ihrer hohen Begründerin; sie wird die Arbeitsanstalt der Königin genannt und besteht aus einem Arbeitsbureau nebst Magazin, worin die Rohstoffe und die Fabrikate aufbewahrt werden. Unläugbar ist dieses Armeninstitut nicht blos eine der schönsten Einrichtungen in der Hauptstadt, sondern auch vortrefflich organisirt und mit der größten Sorgfalt und Klugheit geleitet. Ohne in der vollkommensten Stille zu wirken, wirkt diese Anstalt, wie alles Gute, außerhalb dem Lärm des Tages und ohne die Absicht, selbst Lärm von sich zu machen. Sie thut das Gute nur um des Guten selbst willen, aber was noch lobenswerther ist, sie thut es auf eine verständige Weise. Mehrere Tausende von Nothleidenden beziehen aus dieser Anstalt Unterstützung der wesentlichsten Theile ihres Lebensunterhalts. Die Stadt ist in Distrikte eingetheilt, die Armen sind je nach ihren Bedürfnissen in gewisse Classen geordnet. Die Verhältnisse unter den Armen werden nicht blos durch die Geistlichkeit, sowie durch die Zeugnisse der Behörden ermittelt, sondern auch durch die Hofdamen der Königin, welche sämmtlich für die philantropischen Zwecke ihrer Gebieterin mitwirken und sich dem mühsamen, aber edlen Geschäfte nicht entziehen, nebst der Vorsteherin der Anstalt die Hülfsbedürftigen in ihren angewiesenen Stadttheilen zu besuchen. Dadurch wird ausgemittelt, welche Art von Hülfe jeder wirklich Nothleidende bedarf. Die einen erhalten dann je nach den Umständen durch das Hofmarschallamt baares Geld; andere bekommen Brod; eine dritte Classe wird dadurch unterstützt, daß man ihr Arbeiten überträgt, bestehend in Spinnereien, Webereien und Strickereien, von denen dann der zweckmäßigste Gebrauch gemacht wird,

indem man sie der Gesellschaft der Armenfreunde oder dem Verein für zärtliche und sittliche Mutterpflege überläßt. Die Gesellschaft für zärtliche und sittliche Mutterpflege besteht, mit der Königin als Präsidentin, aus einigen hundert geachteten Damen. Der jährliche Beitrag der Mitglieder ist 4 Reichsthaler 24 Schilling. Die Mitglieder erwählen in jeder Versammlung zwei aus ihrer Mitte, um alle Untersuchungen bis Weihnachten anzustellen, wo dann die Unterstützung von 10—25 Reichsthaler an 2—300 arme, aber wohlbeleumdete Mütter der untersten Volksklassen ausgetheilt wird. In demselben schönen Sinn wirkt auch die Königin Wittwe, die sich mit einem Theil der reichsten Damen der Stadt verbunden hat, um die Frauen aus den sogenannten bessern Gesellschaftsklassen zu unterstützen, theils durch baare Geldbeiträge, theils dadurch, daß sie zum vollen Werth und auch noch darüber die Näh- und Tapisserie-Arbeiten dieser Frauen einkaufen, welche Waaren dann in der Gesellschaft taxirt, verloost und meistentheils hernach wieder verschenkt werden. Der Beitrag jedes Gesellschaftsmitgliedes besteht aus 15 Reichsthalern.

All' diese Unterstützungen, die vielen tausend Bewohnern der Hauptstadt zu einer leidlichen Existenz verhelfen, werden nach der genausten Prüfung der Verhältnisse verabfolgt, so daß nur sehr wenig oder nichts Unwürdigen zu gut kommt, weil in letzterem Fall die Wohlthätigkeit, statt Arbeitsamkeit, Umsicht und gute Sitten aufzumuntern, nur eine Verlockung zum Müßiggang, Laster und Verbrechen würde.

Die moralisch ernste und schöne Richtung, welche die Wohlthätigkeitsanstalten des königlichen Hauses besitzen, verleiht ihnen auch eine Wichtigkeit und Bedeutung, die nicht blos für den Augenblick wirkt. Die Mittel werden Keime zu Erndten von Segnungen, während die Umsicht, womit man sie vertheilt, diese Stiftungen von aller Theilnahme an den Sünden bewahren, die man

durch unzeitige und unverständige Spendung von Gaben aufmuntert. Alle Armenhülfe ist fehlerhaft, sobald sie etwas anders wird, als eine Ergänzung der eigenen Arbeit des Armen. Alter und Kränklichkeit bilden hier allein eine Ausnahme.

Obschon die Mitglieder dieser Vereine allerdings Eintrittsgelder bezahlen, so versteht es sich von selbst, daß der hauptsächlichste Theil der Mittel von den genannten hohen Personen kommt, und daß die beiberufenen Mitglieder eigentlich nur die Verpflichtung haben, das Mechanische dieser Arbeit zu besorgen.

Bei Hof wurde inzwischen dadurch für Jaquette ein Feld der Thätigkeit eröffnet, das ihr allerdings neu war, aber innig mit ihrem Herzen sympathisirte und ihr Gelegenheit verschaffte, ihren reinen und edlen Charakter zu entwickeln.

Wir müssen hier eines kleinen Ereignisses gedenken, das Einfluß auf das Nachfolgende ausübte.

Während Jaquette eines Tags bei der Königin war, wurde ein Bericht überbracht, welcher die Lage einer verarmten und gänzlich bloßgestellten Familie auf eine rührende Art schilderte. *)

Jaquette erbot sich sogleich an Ort und Stelle zu gehen, und erhielt die Erlaubniß dazu.

Diejenigen Theile des Ladugardsfeldes, die den Deutschbäckerberg umgeben, sind im Allgemeinen von dem ärmsten Theil der Bevölkerung Stockholms bewohnt. Ganz besonders gilt dieß von dem Quartier Thiergarten-

---

*) In Parenthese mag hier gesagt werden, daß auch von Seiten der Armen viele Gaunerei damit unterläuft. So giebt es in der Hauptstadt Personen, die sich ein Handwerk daraus machen, Bettelgesuche zu schreiben, und die sich dafür bezahlen lassen, je nachdem sie die Gesuche mehr oder weniger rührend einrichten.

hügel, wie auch von dem Weberviertel, die hauptsächlich am Fuße des Berges liegen, deßgleichen von beiden Seiten der Jungfernstraße, die als die Höhlen der Armuth betrachtet werden können. Aber wie oft steigt nicht die öffentliche, noch öfter jedoch die private Wohlthätigkeit, in diese Höhlen dieses Elends hinab, um ihre Bewohner aus dem Jammer zu reißen, und ihre Leiden zu mildern!

Zu diesen Hügeln müssen wir uns jetzt begeben.

Auf der Höhe des Deutschbäckerbergs hat man eine ganz prachtvolle Aussicht. Auf der einen Seite erhebt sich ein dunkler Tannenwald, durch welchen der Königin Christinenweg sich schlängelt, auf der andern Seite breitet sich das Ladugardsfeld aus, umgeben von üppigen Laubwaldungen, worin vorzugsweise die Eiche ihre stolze Krone erhebt. In den Sommermonaten, wenn die Natur in ihrer vollen Pracht dasteht, und das Ladugardsfeld, das Marsfeld Schwedens, von manöverirenden Truppen, von schimmernden Equipagen, von einer zahllos wimmelnden Menschenmenge bedeckt wird, ist das Gemälde wunderschön.

Zwischen den Laubwaldungen, welche die Ebene umgeben, schimmerte da und dort ein Stück von der kleinen Wärta und von der Bucht des Thiergartenbrunnens hervor, was den Effekt des Ganzen noch erhöht. Die Scenerie ist herrlich, und gleichsam als Mittelpunkt ragt östlich, Aller Augen auf sich ziehend, die sogenannte Königsburg hervor, welche das militärische Sommerlusthaus der königlichen Familie bildet, und die man einen permanenten Zeltplatz nennen könnte, über welchem die königliche schwedische Flagge weht. Aber wenn diese schöne Aussicht uns entzückt, so wohnt nichts destoweniger neben uns, ringsumher auf dem Platze, wo wir uns befinden, tiefes Elend.

Umgeben von einigem Gebüsche, zieht zwischen den Bergklüften hauptsächlich ein kleines Gebäude durch sein ganz besonders dürftiges und eigenthümliches Aussehen

die Aufmerksamkeit an. Das Häuschen ist in Form einer gewöhnlichen Marktbude gebaut und ungefähr doppelt so groß als eine solche.

Es ist aus doppelten Brettern aufgeführt, mit einer Lage von Ziegelstücken zwischen denselben; und von seiner ungesunden Beschaffenheit zeugen am allerbesten das Moos und der Schimmel, die sowohl außer dem Hause als innen die Wände bedecken.

Dieses Häuschen, das mit einem kleinen Hausgange versehen ist, enthält zwei Zimmer, und die armen Bewohner bezahlen für jedes desselben nicht weniger als 36 Reichsthaler jährliche Miethe, also 72 Reichsthaler für das Ganze.

Hieher hatte Jaquette ein Scherflein der Wohlthätigkeit zu überbringen sich anheischig gemacht.

Nachdem sie auf der großen Straße aus ihrer Equipage gestiegen war, begab sie sich, nur von einem Bedienten begleitet, zu Fuß die Jungfernstraße hinan. Es war ihr Glück, daß es bereits zu dämmern anfing, denn dadurch wurde ihr der Anblick dieser ganzen Schaar von zerlumpten Kindern und abgemagerten Gesichtern erspart, die sonst hier aus den Thüren und Fenstern hervorschauen. Sie sollte inzwischen vollkommen genug sehen, als sie das Ziel ihrer Wanderung erreichte. Beim Anblick des elenden Häuschens, man kann es kaum so nennen, und zur Ehre der Hauptstadt ist es gewiß das Einzige in seiner Art, konnte sie nicht glauben, daß es von Menschen bewohnt sei. Die Adresse deutete jedoch gerade auf dieses Häuschen; sie trat daher in das erste Zimmer ein, und fand da zu ihrem Schrecken nicht eine einzige, sondern zwei oder drei Haushaltungen.

In der kleinen Stube war es bereits finster.

„Der Teufel hole alle Reichen und Vornehmen," brüllte eine rauhe und heisere Stimme in demselben Augenblick, wo Jaquette eintrat. Die Zeitung hat Recht,

der Teufel hole sie allezusammen. Möge bald eine Revolution diesem Elend ein Ende machen!

Nicht blos der Anblick des Jammers, den sie vor sich fand, sondern auch der wilde und drohende Ausdruck in der Stimme und den Geberden des fluchenden Mannes erregte Jaquetten einen Schauder.

Aber derselbe Schreck, der das zarte Fräulein überfiel, schien auch diese unglückseligen Menschen zu ergreifen, als sie ihren Gast bemerkten.

Eine kurze Pause trat auf beiden Seiten ein und gab Jaquette Gelegenheit, sich umzuschauen.

Das Zimmer war in drei Felder eingetheilt, die man mit Kreide auf den Boden gezeichnet hatte, und welche die Grenze für das Territorium der verschiedenen Haushaltungen bildeten. Am tiefsten innen lag eine Frau auf einem Bett, das zwar ebensowenig vollständig als reinlich, aber doch einigermaßen in geordnetem Zustande war. Sie hatte ein Lichtstümpchen angezündet; aber damit die andern den Schein desselben nicht benützen konnten, hatte sie auf der einen Seite ein Stück von einem zerbrochenen Kruge aufgestellt, so daß das Licht nur auf sie allein fiel. Nahe bei ihr schnarchte ein anderes altes Weib. Im dritten Feld, das der Thüre am nächsten war, lagen zwei Kinder mit Lumpen bedeckt, und neben ihnen befand sich ein berauschter Mann in einem zerfetzten blauen Rock, die Zeitung lesend. Der Besoffene legte das Blatt von sich und stierte blos verwundert Jaquette an. Die Kinder schienen sich zuerst von ihrem Erstaunen zu erholen, wenn sie überhaupt einer solchen Empfindung Raum gegeben hatten.

„Hast Du kein Brod, Mama?“ rief eines derselben, „wir sind hungrig.“

Jaquette bemerkte jetzt erst ein Weib, das an die eine Ecke des Kamins angelehnt stand. Die Leiden, welche sie durchgemacht, standen so deutlich in ihr bleiches und abgezehrtes Gesicht eingegraben, daß sie nothwendig

bei Jedermann Theilnahme erwecken mußte. Die Frau antwortete auf das Begehren der Kinder nichts, sondern hielt ihren Blick unaufhörlich auf Jaquette, wie auf eine wunderbare Erscheinung, geheftet. Aber Jaquette hörte, wie ein schwerer Seufzer ihre abgezehrte Brust hob.

Der Betrunkene richtete seinen Kopf auf.

„Bei der Hölle," fluchte er von neuem, während er fortwährend Jaquette fixirte, wer sind Sie? Was wollen Sie hier?"

„Fluche nicht, Johann," meinte seine Frau, „Du hast all unser Glück weggeflucht. Du solltest lieber beten."

„Ich fluche so viel ich will," antwortete der Mann „ich habe meinen Leib diesem elenden Leben da geopfert; mit meiner Seele kann ich thun was ich will. Was wünschen Sie hier?"

Die Frage war an Jaquette gerichtet.

„Ihnen aus Ihrer Noth helfen, in so ferne Sie es verdienen," antwortete sie.

Johann schlug ein schallendes Gelächter auf.

„Verzeihen Sie ihm!" bat die Frau. „Er weiß nicht was er thut, und ebensowenig, was er schwatzt. Wenn Du nicht um Deiner selbst willen schweigen kannst, so solltest Du es doch Deinen Kindern zu lieb thun. Ach gnädige Mamsell, oder vielleicht sollt ich sagen, Fräulein," fuhr die Frau fort, „Sie sehen so gut aus; können Sie uns helfen, so thun Sie es. Sehen Sie meine Kinder an . . . retten Sie dieselben . . . mit mir verhält es sich ebenso . . . die armen Würmer schrieen um Brod, als Sie kamen . . . Gewiß haben Sie es gehört."

So sehr Jaquette über das Fluchen Johann's erschrocken war, ebenso gerührt fühlte sie sich durch das herzliche Bitten der Frau.

„Ich werde euch helfen," sagte sie.

„Zum Teufel," fiel jedoch Johann ein. „Sie haben mir noch nicht gesagt, wer Sie sind, und ich nehme nicht

von Jedermann Almosen an; noch findet sich ein Bischen Muth in meinem Körper vor.

„Wenn Du voll bist, ja," bemerkte die Frau. „Schweig jetzt nur und danke Gott, der uns Hülfe in unsrer Noth gesandt hat."

„Ich habe für nichts zu danken," erwiederte Johann. „Es ist die verfluchte Schuldigkeit der Reichen, daß sie den Armen helfen; mit den Händen der Armen allein haben sie ja doch ihr Vermögen erworben. Wollen Sie sehen, daß ich nicht lüge, so lesen Sie selbst in der Zeitung . . . es steht ganz deutlich hier . . . lesen Sie, wenn Sie können."

Jaquette antwortete nicht, sondern öffnete die Thüre und winkte dem Bedienten, der mit einem Korb eintrat.

„Da sind Nahrungsmittel, Madame," sagte sie zu der Frau; „nehmen Sie für den Anfang das hier, vertheilen Sie es. Vergessen Sie aber dabei Ihre Kinder nicht."

„Mein Gott, wie gütig Du bist," flüsterte die Frau, und eine neue Thräne rollte über ihre Wangen hinab.

„Brod, Mama!" riefen die Kinder, „Brod, gieb uns zu essen!

Als der Mann den Bedienten sah, der die königliche Livree trug, richtete er seinen Kopf noch höher empor.

„Der Teufel soll's holen," fluchte er wieder, verstummte aber bald, als ob er sich besänne. „Was bedeutet das hier?" fügte er jedoch nach einer Weile hinzu. „Wer sind Sie? . . . ich will wissen, wer Sie sind."

„Ich bin von der Königin gesandt," antwortete Jaquette.

Der Mann sprang auf einmal von seinem Platze auf.

„Von der Königin, das ist eine Lüge, Weib," rief er. „Du lügst; die Königin ist geizig."

Die Rohheit des Mannes verdroß Jaquette, ganz

besonders weil er die Königin beleidigte, deren edles Herz sie so innig verehrte.

„Die Königin ist verständig, mein Freund," erwiederte daher Jaquette. „Ihre Wohlthätigkeit ermuntert nicht Faulheit und Laster, sondern Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit und Tugend. Sei brav, dann hast Du auf eine sichere Unterstützung vom königlichen Hause zu rechnen; bleibst Du aber so, wie Du jetzt bist, so wird sie zwar Deinem Weib und Deinen Kindern helfen, aber von Dir selbst ihre Hand abziehen."

„Von der Königin," murmelte Johann vor sich hin; „sollte es möglich sein, daß ich . . . ich . . ."

Der Mann war auf einmal nüchtern geworden, so sehr erschütterte ihn der Gedanke, daß die Königin selbst ihn und seine Kinder in ihrem großen Elend habe aufsuchen lassen. Dieselbe Vorstellung wirkte nicht minder heftig auf die Frau, jedoch auf eine andere Art. Sie sank vor Jaquette auf die Kniee nieder und zerfloß in Thränen.

„Gott segne die Königin," betete sie mit gefalteten Händen. „Gott segne sie!"

Hierauf trat eine ruhigere Stimmung ein und Jaquette benützte dieselbe, um sich zu erkundigen, was diese Leute in ihr Elend habe führen können.

„Die Völlerei meines Mannes," antwortete die Frau.

Johann schwieg.

„Schlechte Gesellschaften," fuhr sie fort.

Johann sprach nicht ein einziges Wort.

„Viele Kinder."

Johann senkte seine Blicke zu Boden.

„Aber sein Herz war noch gut," fuhr die Frau fort; „da erwischte er auf einmal dieß Ding da . . ."

Sie deutete auf die Zeitung. Johann fuhr zusammen, beruhigte sich aber bald wieder.

„Und wie lernt' er hassen und fluchen?"

Die Frau verstummte.

„Du vergissest etwas," sagte Johann.

„Was denn, Johann?"

„Daß niemals ein einziger guter Mensch sich die Mühe gegeben hat, mir ein einziges gutes Wörtchen zu sagen."

„Vielleicht das auch."

„Und dann noch etwas."

„Was meinst Du?"

Aber ehe Johann antwortete, senkte er von Neuem seinen Blick gegen den Boden.

„Niemand veranlaßt uns so leicht zu Dummheiten," sagte er dann, „wie die Weiber."

Johann schien ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Der Eindruck, den Jaquettens Eintreten und Aeußerungen auf ihn gemacht, hatte mit der Schnelligkeit eines Zauberschlags auf ihn gewirkt. Die Rinde von Haß und Flüchen, die sich im Verlauf der Jahre um sein Herz herum verhärtet hatte, war augenblicklich gebrochen worden, und das im Grund gute Herz trat jetzt unmittelbar hervor.

„Dürfte ich," sagte er, „alle meine Gedanken und Handlungen recht aufrichtig Jemanden anvertrauen, so könnte vielleicht noch ein braver und tüchtiger Mensch aus mir werden."

„Vertrauen Sie sich mir an," ermunterte ihn Jaquette.

„Das wäre zu viel," antwortete er; „Sie sind zu fein, um mich anzuhören, und jedenfalls . . . mein Weib . . . nein, nein, das geht nicht."

Johann schüttelte bedeutungsvoll den Kopf. Man sah sehr wohl, daß irgend Etwas schwer auf sein Gemüth drückte.

„Wenn Sie kein Vertrauen zu mir haben," bemerkte Jaquette, „so können Sie sich ja an den Geistlichen Ihrer Gemeinde wenden."

„Geht nicht, geht nicht.“

„Ich will Jemand hieher schicken, auf den Sie vollkommenes Vertrauen setzen können.“

„Es ist nicht der Mühe werth, nein, nein . . .“

Und auf alle Anerbietungen Jaquettens hatte Johann nur eine neue ablehnende Antwort.

Ehe Jaquette ging, versprach sie, wieder zu kommen, und sie hielt Wort, zumal da sie sah, daß ihre Besuche vielleicht noch mehr als die Geschenke, die sie mitbrachte, nützlich und segensreich wirkten; aber alle ihre Versuche, von Johann die Geheimnisse zu erfahren, die ihn quälten, scheiterten an der bestimmten Weigerung des Mannes.

Wir wenden uns jetzt von diesem kleinen Ereigniß ab und werden später an einem passenden Ort darauf zurückkommen.

Auf Befehl des Generals trat Held zu Fräulein Jaquette ein und bat sie, ihren Vater zu besuchen.

Jaquette lag in eine Couchseuse zurückgelehnt. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Wangen blaß; man hätte glauben können, sie schlafe, wenn nicht ihr Busen sich so hoch und unruhig gehoben hätte.

In der Hand hielt sie zwei kleine Briefe.

Der eine davon war Pauls anonymes Billet, das er in sein Schreiben an den General eingeschlossen hatte.

Der Leser dürfte sich erinnern, daß es eine sehr direkte Anklage gegen Jaquette und ihr Auftreten bei Hof enthielt.

Ohne ein einziges Wort zu sagen und nur mit

einem verdrießlichen Lächeln hatte der General es ihr übergeben, nachdem er es selbst gelesen.

Das andere Billet lautete folgendermaßen:

„Mein Fräulein! Sie sind mit Blindheit geschlagen. Sie glauben, von Paul Kellner geliebt zu werden, aber wenn Sie einem ältern Freund erlauben wollen, zu beweisen, wie sehr Sie betrogen werden, so stoßen Sie die Person nicht von sich, die Ihnen heute Mittag aus Achtung und Ergebenheit einen Besuch machen wird. Ich will nur hinzufügen, daß der Mann nichts von diesem Billet weiß, und zeichne u. s. w."

Jaquette hatte Gelegenheit gehabt, diese beiden Schreiben zu vergleichen, aber wenn der Inhalt derselben, der sowohl Pauls als ihre Ehre auf verletzende Weise angriff, sie in hohem Grad schmerzte, so legte sie gleichwohl weniger Gewicht auf diesen Umstand, als darauf, daß die Billete von derselben Hand geschrieben, also von derselben Seite gekommen waren, wodurch sie sich überzeugen mußte, daß nicht bloß sie selbst, sondern auch Paul Gegenstand einer frechen Intrigue gewesen, welche die Absicht gehabt, das zärtliche Verhältniß zwischen ihnen zu brechen, und diese Absicht auch wirklich erreicht hatte.

Natürlich stellte sie sich die Frage, von wem diese Intrigue ausgehen möge; aber sie suchte vergebens nach der Antwort. Nachmittags war wirklich ein Mann von mittlerem Alter zu ihr gekommen, der jedoch in so allgemeiner Achtung stand und überdieß im betreffenden Fall so wenig eigenes Interesse haben zu können schien, daß sie ihm nicht mißtrauen zu können glaubte. Außerdem war Alles, was er zu ihr sagte, so herzlich und aufrichtig, und was er bewies, so überzeugend gewesen. Er hatte sie so weit gebracht . . . aber davon später.

Erschüttert von ungewissen und qualvollen Vermuthungen, schwebten ihre Gedanken hin und her.

Noch einmal verglich sie die Billete mit einander,

und je genauer sie dieselben zusammenhielt, um so mehr überzeugte sie sich, daß sie von derselben Hand geschrieben waren.

Sie führte jetzt in ihrem Innern folgenden Dialog:

„Wenn auch die Briefe unzweifelhaft von einer und derselben Seite gekommen sind,“ fragte sie sich, „ist es deßhalb nothwendig, daß Bosheit sie diktirt hat?“

„Nein.

„Muß man nicht gut von den Menschen denken?“

„Ja.“

„Habe ich nicht selbst Paul unter Verhältnissen gesehen, welche bezeugen, daß er meiner Liebe unwürdig ist?“

„Das habe ich.“

„Habe ich ihn nicht aus einem der berüchtigsten Bordelle der Hauptstadt kommen sehen?“

„Allerdings.“

„Hat er sich nicht in Gesellschaft zweier höchst zweideutiger Geschöpfe fortbegeben? Und wohin?“

„An einen nicht minder zweideutigen Ort.“

„Kann ich wohl unter solchen Umständen dieses Billet als lügenhaft betrachten?“

„Nein.“

Sie ging sofort auf das an Paul übersandte Schreiben über.

„Verstehe ich wohl den Inhalt dieses Schreibens recht?“ fragte sie sich zuerst.

„Ja.“

Die Antwort war eben so kurz und deutlich, als die Frage.

„Hat meine Aufführung irgend eine, wenn auch noch so geringe, Veranlassung zu Argwohn und Verleumdung gegen mich geben können?“

„Niemals.“

„Bin ich nicht dennoch vielleicht zu lustig?“

„Vielleicht.“

„Zu aufrichtig?“

„Möglicherweise.“

„Zu vertrauensvoll, zu rückhaltlos gegen Andere, zu unachtsam in Bezug auf all die Kleinigkeiten, die eine bigotte Convenienz dem Weibe auferlegt?“

„Ach ja.“

„Bin ich nicht zu offenherzig?“

„Ja, ja.“

„Zu kindisch?“

„Das ist wahr, das ist wahr.“

„Glaube ich nicht zu viel Gutes von den Menschen?“

„O mein Gott, ich kann es nicht läugnen.“

„Wenn dieß wahr ist, warum sollte nicht auch die Verleumdung mit Recht sich an mich festhängen können, eben so gut wie an so viele Andere?“

„Natürlich, das ist ganz klar.“

Dieses Raisonnement führte Jaquette von einer Erkenntniß zur andern, bis endlich ihre Hand mit den Billeten niedersank, die Augen sich schlossen, die Wangen erblaßten und der Kopf in die Causeuse zurücksank.

Als Held eintrat, sah man auf ihren Wangen noch die Spur einer kaum verschwundenen Thräne.

Nachdem er seinen Auftrag vollzogen, erhob sich Jaquette und folgte ihm, ohne ein Wort zu sagen.

„Was befehlen Sie, lieber Vater?“ fragte Jaquette, als sie bei ihm eintrat.

Der General antwortete nicht, sondern betrachtete sie bloß.

Nicht bloß ihr Aussehen hatte sich so sehr verändert,

auch ihre Stimme, ihr Gang, alle ihre Bewegungen waren ganz anders geworden.

Im Auge leuchtete zwar noch das Feuer, aber es belebte nicht mehr mit seiner Wärme. Noch glich sie dem Frühling, aber einem kalten Apriltag des Frühlings, und ihre Stimme war nicht mehr melodisch, sondern bedeckt.

Der General sah, welche Veränderung mit ihr vorgegangen, denn er war gewöhnt, in dem offenen Gesicht des Mädchens Alles zu lesen, was sich in ihrem Innern bewegte. Was er jetzt las, war nicht befriedigend, und während er sie betrachtete, vergaß er gänzlich, was er ihr zu sagen hatte, und saß sprachlos und stumm da.

„Wie steht es mit Dir, Jaquette?" fragte er endlich, „Du bist krank."

„Das nicht, lieber Vater . . . gewiß nicht . . . aber Sie haben mich rufen lassen . . . haben Sie etwas zu befehlen?"

Jaquette drückte sich mit einer Ruhe aus, die ganz ungewöhnlich war und deßhalb einen tiefen Eindruck auf den Greis machte.

„Jaquette, Jaquette," sagte er, „Du bist aufgeregt und unwohl. Ach, mein Kind, ich verstehe Dich ganz gut. Paul hat mich geärgert, aber Dir hat er einen großen Kummer bereitet."

„Sagen Sie das nicht, lieber Vater; zwischen Paul und mir ist Alles abgemacht. Sie wissen, daß ich es selbst so gewünscht habe, und ich bin zufrieden, so wie es ist. Lassen Sie uns diesen Gegenstand vergessen."

„Aber Du leidest, Jaquette . . . Du bist nicht mehr so vergnügt, wie früher."

„Fürchten Sie deßhalb nichts . . . ich bin noch immer vergnügt — aber von was wollten Sie denn mit mir sprechen? Held sagte, dieß sei Ihr Wunsch."

„Allerdings, Jaquette, allerdings. Siehst Du . . .

aber ich habe ganz vergessen, was ich Dir zu sagen gedachte. Abraham ist vor Kurzem da gewesen."

„Ach, Vater, sprechen Sie von etwas Anderem; Sie wissen, daß ich Abraham nicht liebe. Er kommt mir immer vor wie eine Boa, welche im Begriff steht, jeden Augenblick sich auf ihr Opfer zu werfen."

„Du bist ungerecht, Jaquette. Du darfst Deinem Vater glauben, wenn er sagt, daß Abraham ein Ehrenmann ist. Und ich kenne ihn von Jugend auf; er hat mir manchmal ausgeholfen, wenn ich in Noth steckte."

„Aber er hat es gewiß nicht umsonst gethan, mein Vater."

„Tausend Teufel, ich hätte auch nicht für eines Hellers Werth von ihm geschenkt annehmen mögen. Alle Welt nimmt Provision, Jaquette, und man kann nie etwas umsonst entlehnen. Abraham ist dienstfertig gewesen und er hat mich nie lange herumgehudelt, wenn ich seine Hülfe in Anspruch nahm."

„Sie haben gewiß nicht viel erhalten im Vergleich mit der Summe, die Sie ihm jetzt schuldig sind."

Es lag in Jaquettens Stimme etwas Vernunftvolles, das den General erschütterte.

„Das mag wohl sein; ich weiß es nicht so genau; inzwischen weiß ich, daß er freundlich und bescheiden war, und das ist ja Alles, was man verlangen kann."

„Ich erinnere mich gleich wohl, daß Sie bei einer gewissen Gelegenheit nicht einmal in Pauls und meine Wünsche einwilligen wollten, weil sie befürchteten, eine freundliche Handreichung von ihm zu empfangen."

Jaquettens Worte waren nicht ganz ohne eine mißvergnügte Betonung.

„Jaquette," begann der General. „Gib mir die Hand, Jaquette."

Er betrachtete sie mit tiefer Rührung.

„Mein Vater!"

Der Greis schien gänzlich zu Boden geschlagen und darniedergebeugt.

„Ich läugne das nicht, was Du gegen mich bemerkst; ach, mein Kind, ich läugne es nicht. Aber ich kenne Dich zu gut, um zu glauben, daß Du meine Handlungsweise mißbilligen könntest. Laß mich Dir nur ein einziges Wort sagen, mein Kind. Du weißt, daß meine Angelegenheiten schlecht stehen, mehr als schlecht, und daß ich nur von Abraham's Credit lebe. Obschon ich mir ein fröhliches Ansehen zu geben suche, theils um Dich nicht zu betrüben, theils auch damit mir nicht die ganze Welt ansehen soll, wie es steht, theils endlich, um nicht selbst gänzlich allen Muth zu verlieren . . . siehst Du, mein Kind, obschon ich mich aus diesen Gründen so zufrieden wie möglich zeige, so kannst Du mir glauben, daß ich auch Momente habe, wo ich das Betrübte meiner Stellung sehr tief empfinde.“

Der General verstummte eine Weile; dabei betrachtete er Jaquette mit einem prüfenden und traurigen Blicke.

„Hast Du Muth, Jaquette?“ fragte er dann.

„Was meinen Sie, mein Vater?“

„Ich meine nichts Anderes, als was ich sage.. Hast Du Muth, dem Unglück offen und unerschrocken in's Gesicht zu schauen?“

Noch nie hatte ihr Vater so zu ihr gesprochen wie jetzt; aber Jaquette hatte ihm auch noch nie früher irgend einen Vorwurf gemacht, und obschon sie eigentlich nichts Böses damit meinte, so hätte doch nichts seine Ruhe so sehr erschüttern können. Aber dieß war natürlich, weil er Alles, was das Leben noch Kostbares für ihn hatte, in ihrer Person besaß.

„Ich habe gesagt,“ fuhr er fort, als Jaquette verwirrt und niedergeschlagen durch seine Frage einen Augenblick nicht wußte, was sie antworten sollte, „ich habe

gesagt, daß ich meinen Kummer verborgen habe, aber er ist um nichts desto weniger bitter gewesen. Ach, Jaquette, ich habe mehr gelitten, als Du Dir vorstellen kannst; ich habe um meiner selbst willen gelitten, und um Deinetwegen gelitten, denn meine Ehre und Deine Zukunft liegen mir gleich sehr am Herzen. Höre mich, und urtheile dann. So leichtsinnig Paul auch sein mag, so können wir doch sein gutes Herz nicht läugnen. Auch das ist sicher, daß er mir die pecuniäre Unterstützung, die meine Angelegenheiten erheischte, sogleich angeboten haben würde, wenn ich sie gewünscht hätte; daran zweifeln wir ja nicht. Nun wohl, ich lehnte sie ab, oder suchte wenigstens Eure öffentliche Annäherung zu verhindern, und gab meinen Stolz als den einzigen Grund an; aber ich habe auch noch einen andern gehabt, Jaquette. Laß mich ausreden, mein Kind. Aber noch einmal . . . kann ich mich auf Deinen Muth verlassen?"

„Ja, mein Vater. Ich bin Ihre Tochter."

„Wohlan denn; so magst Du es jetzt so gut erfahren, wie ein andermal. Geh' dorthin an's Bett, Jaquette."

„Was soll ich da machen?"

Jaquette verstand nicht, was er meinte.

„Lege noch einmal die Hand auf Dein Herz, Jaquette, und fühle, ob Du die Kraft hast, Dein Unglück zu ertragen."

„Um's Himmels willen, mein Vater!"

„Hebe das Kopfkissen auf, aber thu es vorsichtig."

Jaquette kam seinem Wunsche nach und stürzte erschrocken zurück.

Sie hatte ein Pistol gesehen.

„Barmherziger Gott!" rief sie.

„Verstehst Du jetzt, was ich gelitten habe? Ich habe fröhlich und glücklich ausgesehen, mit dem Pistol unter meinem Haupte."

„Mein Vater, mein Vater!“

„Er hat mehrere Monate dagelegen, und ich war jeden Augenblick auf's Schlimmste gefaßt. Als ich Paul's und Deine Annäherung an einander verhindern wollte, geschah es nicht ohne großen Kampf mit mir selbst. Ich sah die Rettung in Paul, und ich spürte das Pistol unter meinem Kopfe. Begreifst Du nicht, Jaquette, daß ein großer Grund nöthig war, um mir die Kraft zu meiner Handlungsweise zu geben? Siehst Du, mein Kind, ich, der ich wußte, was Schulden heißen, entsetzte mich vor dem Gedanken, daß Deine Zukunft, Dein Glück, Deine Liebe durch eine wegen meiner eigenen Bedürfnisse eingegangene Schuldverpflichtung bei Deinem Mann vergiftet werden könnten, durch eine Schuldverpflichtung, die leicht allerlei unglückliche Verhältnisse hätte herbeiführen können. Nein, mein Kind, ich hätte nicht ruhig sterben können, bei dem Gedanken, daß ich möglicherweise dazu beigetragen habe, Dir in Zukunft Kummer zu bereiten. Lieber wollte ich da an das Pistol unter meinem Kissen appelliren, und das der Welt überlassen, über mich zu urtheilen, so daß Du und Paul hernach selbst über Euer Schicksal hättet entscheiden können. Habe ich Unrecht gegen Dich gehandelt? Wirfst Du mir noch etwas vor?“

Jaquette antwortete ihm nicht, sondern sank in seine ausgestreckten Arme.

„Wenn ich unrecht gehandelt habe,“ sagte er, während er sie an seine Brust drückte, „so that ich es wenigstens nicht aus stolzem Egoismus, sondern mit Aufopferung aller Gedanken an mich selbst, nur aus Liebe zu Dir und zu Deinem Besten.“

„Verzeihen Sie mir meinen Vorwurf, Vater! Können sie es?“

„Ob ich es kann? Jaquette, Du weißt nicht, wie sehr ich Dich liebe. Nachdem ich Dir das Pistol gezeigt habe, weiß ich auch, welche Unruhe ich in Dir hervorgerufen habe. Täusche ich mich?“

Der General erhob sich, wankte gestützt auf Jaquettens Arm zu dem Bette vor und ergriff die Waffe.

„Jaquette," sagte er, als er seinen Platz im Stuhl wieder eingenommen hatte, „ich will Dir auch nicht einen Augenblick Kummer bereiten; . . . nimm deßhalb Du das Pistol . . . verwahre es . . . es ist ein unruhiger Schlafkamerad, eine schlechte Gesellschaft, wenn man sich in schlechten Verhältnissen befindet."

„Wie glücklich machen Sie mich, mein Vater!"

„Wenn ich seiner bedarf, Jaquette, so werde ich es von Dir zurückfordern, und Du wirst Deinem Vater die Ehre nicht versagen, lieber auf seine Weise zu sterben, als im Schuldthurme. Nicht wahr, Jaquette, Du versprichst es mir zurückzugeben, wenn ich es fordere?"

„Ich verspreche . . . ich schwöre es."

Und noch einmal drückten Vater und Tochter einander an die von edler Liebe durchströmte Brust.

„Aber ich begreife dennoch Eines nicht," begann Jaquette wieder. „Wie groß ist Ihre Schuld an Abraham, Papa?"

Jaquette war wieder herzlich und freundlich geworden, wie früher.

„Gleichviel, Jaquette . . . ich weiß es selbst kaum. Du weißt, daß ich nie ein Geschäftsmann gewesen bin. Ich glaube an die Ehre Anderer, und verlasse mich auf die Menschen, wie auf Gold. So habe ich's mit Abraham gemacht. Was er mich zu schreiben bat, das habe ich geschrieben, und war immer zufrieden, das von ihm zu erhalten, was ich verlangte. Ich bin immer ein schlechter Schreiber und ein noch schlechterer Rechner gewesen. Ziffern und Schnörkel waren mir immer gleich abscheulich. Warum sollte ich auch rechnen, wenn Andere für mich rechneten? Genug, meine Schuld ist groß; das ist Alles, was ich von ihr weiß, sie ist größer, als daß ich sie je bezahlen kann. Siehe da das Geheimniß meines Kummers."

„Aber, mein lieber Vater, ich begreife es doch nicht recht. Sie haben ja eine nicht so unbedeutende Erbschaft gemacht."

„Von meinen Eltern habe ich nichts geerbt, Jaquette. Sie waren arm, wie ich, aber ich gebe zu, daß ich einmal einen Verwandten beerbte, obschon ich nicht einen einzigen Schilling davon bekam."

„Wie so? wer bekam denn das Erbe? Man gratulirte Ihnen doch von allen Seiten? Obschon ich noch ein Kind war, so erinnere ich mich dessen noch. Das Erbe wurde doch bezahlt?"

„Allerdings . . . aber siehst Du . . . es wanderte in Abrahams Kasse."

„Und Ihr Gehalt?"

„Mehr als die Hälfte fällt ebenfalls ihm zu und deckt dennoch die Zinsen nicht."

„Mein guter, armer Vater. Aber was gedenken Sie denn zu thun?"

„Die Sache gehen zu lassen, so lange sie geht."

„Und Sie sagen doch beständig, Abraham sei ein Ehrenmann?"

„Ich habe keinen Grund, anders zu sprechen. Er nimmt seinen gewöhnlichen Zins, seine Spesen, das ist nicht mehr als billig, wenn man in Noth ist und unter keinen Umständen bei Lebzeiten bezahlen kann, also sein Leben mit einer Cession beschließen muß."

„Aber wenn er Alles empfangen hat, was Sie da angeben, mein Vater, so sollte das doch wohl den größern Theil Ihrer Schulden gedeckt haben?"

„Du raisonirst grade, wie ich that; denn als ich die Erbschaft machte, glaubte ich wirklich eine Zeit lang, ich sei mit ihm quitt . . . aber eines schönen Tags präsentirte er mir eine neue Verschreibung, die auf ihn übertragen worden war, Gott weiß von welcher Seite her."

„Das ist ja schrecklich, lieber Vater. Sie sind da gewiß zu leichtgläubig gewesen."

„Sehr möglich, Jaquette, und dennoch habe ich nicht den mindesten Grund, mich über Abraham zu beklagen. Er hat mich immer mit Freundschaft und Güte behandelt, und als Ehrenmann konnte ich ihm nicht verweigern, was er vor einer Stunde von mir verlangte, nehmlich eine schriftliche Anerkennung, daß er die Schuld aufgekündigt habe . . . aber erschrick nur nicht, Jaquette . . . er hat mir mit Wort und Hand versprochen, keinen Gebrauch von den Dokumenten zu machen . . . sei ganz ruhig . . . er ist seinen Versprechungen niemals untreu geworden . . . das weiß ich bestimmt. Ich kenne ihn seit meiner Jugend, Du darfst mir glauben."

Jaquette verbarg ihre Verzweiflung, um ihren Vater nicht noch mehr aufzuregen.

„Ich sehe, daß Du betrübt bist," sagte er, in der Absicht, sie zu beruhigen.

„Gewiß nicht, lieber Vater; nein . . . nein . . . lassen Sie uns nicht an Dinge denken, die wir doch nicht ändern können."

„Das ist auch meine Ansicht, Jaquette. Jeder Tag hat seine eigene Sorgen, und wenn es mir bisher gelungen ist, mich durchzuarbeiten, so wird mir das wohl auch für den Rest meiner Lebenszeit noch gelingen. Laß uns jetzt von etwas Anderem sprechen . . . richtig . . . jetzt fällt mir wieder ein, warum ich Held schickte, Dich holen zu lassen. Es soll bei Kurt und Kroot nicht ganz gut stehen. Hast Du etwas davon gehört?"

„Nein, mein Vater."

„Um Dir all die Verdrießlichkeiten aus dem Sinn zu schlagen, womit ich Dich jetzt überhäuft habe, könntest Du ja einen kleinen Besuch bei ihnen machen. Willst Du? Es würde mich freuen, etwas von ihnen zu hören. Was sagst Du dazu?"

Der General brauchte seinen Wunsch nicht zu wiederholen. Jaquette wurde seinetwegen von einer Unruhe

gequält, die sie schlechterdings nicht mehr zu verbergen vermochte, und sie wünschte nichts sehnlicher, als sich entfernen zu dürfen. Sie ging also auf seinen Vorschlag ein und befahl Held einen Schlitten anzuspannen.

Was kümmerte sie sich in diesem Augenblick um die ganze Welt! Sie war ihr höchst gleichgültig, sie dachte blos an ihren Vater, und wie es wohl möglich wäre, ihn zu retten.

Vor ihrer Einbildung schwebte unaufhörlich die Erinnerung an das Pistol unter dem Kopfkissen als ein entsetzliches Schreckbild.

Wohin sollte sie sich wenden? Die Zeit drängte. Es war kein Augenblick zu verlieren.

Die Umstände machten sie entschlossen. Die kindliche Liebe verlieh ihr Stärke.

„Fahre zum Grosshändler Abraham,“ sagte sie zu dem Kutscher, als sie im Schlitten Platz nahm.

Elftes Kapitel.

Der Jude Abraham als Rathgeber.

Die Thüre zu Abrahams Privatcomptoir öffnete sich und der Jude trat ein.

Das Zimmer war sehr klein, aber eine Thüre führte noch in andere Zimmer.

An einem Pult zwischen den Fenstern saß ein junger Mann von hübschem Aussehen, aus dem man jedoch schließen konnte, daß er dem israelitischen Stamme angehörte.

„Sind Sie wieder da, Onkel?“ bemerkte der junge Mann, während Abraham noch beschäftigt war, die Thüre zuzumachen.

„Wie Du siehst, Agobard: ich traf den Großhändler Kellner in der Königinstraße, und er bat mich um ein Rendezvous hier bei mir. Er ist ein kühner, unternehmender Mann, dieser Kellner, und man darf nichts versäumen. Er wird bald hier sein.“

„Sind Sie auch bei dem General gewesen, Onkel?“

„Das darfst Du wohl glauben, Agobard. Man darf die Zeit nicht aus den Händen lassen. Auch bei dem Baron Krook war ich. Beide gingen ohne alle Umstände auf meine Wünsche ein.“

„Sie haben also die Reverse unterschrieben?“

„Allerdings.“

„Sie sind ungemein glücklich, Onkel. Ich glaube kaum, daß einer unter Hunderten so etwas hätte erreichen können. Die Reverse sind also jetzt laufend und verfallen zugleich! Wahrhaftig, Onkel, ich muß Sie bewundern. Sie haben mehr Genie als andere Menschen.“

„Sollte wohl meinen, Agobard, sollte wohl meinen. Aber man weiß auch, wie man die Menschen anfassen muß.“

Ein selbstvergnügtes Lächeln belebte Abrahams Gesicht, während er sprach.

„Sie müssen mich's auch lehren, Onkel. Das ist eine große Kunst, so viel sehe ich wohl, und ich beneide Sie wirklich, Onkel. Wenn andere arme Teufel kommen und verlangen, was sie zu fordern haben, so werden sie von ihren Schuldnern tausendmal verflucht, aber Sie, Onkel, werden von ihnen gesegnet. Das ist unläugbar, sehr wunderbar . . . ich verstehe das nicht.

„Die ganze Kunst, Agobard, liegt darin, daß man sich Menschenkenntniß verschaffen muß.“

„Das ist nicht so leicht gethan, als gesagt, Onkel.“

„Dann bist Du dumm, Agobard, dummer als eine Elster."

„Wie so? dummer als eine Elster."

„Die Elster weiß, auf welchen Zweig sie sich setzt. Das beweist, daß sie Menschenkenntniß hat, mein Lieber. Aber schweig jetzt, ich muß einige Rechnungen durchgehen."

Abraham hatte Agobard gegenüber Platz genommen.

Die Wucherei ist in der Hauptstadt zu einer weit größeren Höhe hinaufgetrieben, als man sich in der Provinz vorstellen kann, und obschon die Juden im Anfang die Lehrer der Christen waren, so messen sich jetzt die Schüler vollkommen mit ihren Meistern. Leute, die mit den Verhältnissen wohl vertraut sind, haben uns versichert, daß alles Leihgeschäft in der Stadt unter Freunden schon vor mehreren Jahren aufgehört hat, und daß jetzt mit Ausnahme der öffentlichen Kassen kein solches Geschäft mehr betrieben wird, das nicht auf Wucher beruhte. Die Forderungen der Wucherer sind ehr ungleich, weil sie sich nach den Umständen richten müssen, d. h. nach den Bedürfnissen der Entlehnenden. Wir haben laufende Anleihen gesehen, welche, die gesetzlichen sechs Procente Zins abgerechnet, noch vier Procent monatlich, also vierundfünfzig Procent jährlich bezahlen. Der gewöhnlichste Wucher wird gleichwohl so betrieben, daß man für jedes Hundert Reichsthaler monatlich nebst dem üblichen Zins 15—20 Thaler bezahlt. Ein Anlehen von 1000 Reichsthalern wird also im Verlaufe eines einzigen Jahres, in dem einen Fall auf 2860, und im andern

auf 3460 hinaufgetrieben, folglich eine Summe von 10,000 Reichsthalern binnen 10 Jahren im ersteren Fall auf 196,000, und im letzteren auf 256,000 Thaler. Für kleinere Anlehen, z. B. mit Bürgschaft oder etwas Aehnlichem zur Sicherheit, nimmt man dagegen gewöhnlich als Zins 3 Schillinge wöchentlich für jeden Reichsthaler, wodurch ein Anlehen von 10 Reichsthalern im Verlaufe des Jahres zu 40 Reichsthalern und etlichen Schillingen anwächst. Um die Gesetze vollkommen zu umgehen, hat man in den letzten Jahren auch Beispiele von Wucher mit Waaren, so daß Waaren gekauft werden, um sogleich wieder verkauft zu werden. Gegen einen Schuldschein von 4000 Reichsthalern erhielt ein Entlehnender 3,400 baar und für 600 Waaren. Als diese sogleich darauf veräußert wurden, stellte sich ihr wirklicher Werth auf 16 Thaler 32 Schillinge heraus. Das Anlehen war auf drei Monate gestellt. Wie unendlich viele Menschen diesem Währwolf zum Opfer gefallen sind, weiß Niemand zu sagen; aber daß die Zahl unerhört ist, davon zeugen nicht blos die mannigfaltigen Cessionen, sondern auch die im steten Zunehmen begriffenen Betrügereien, die sich steigernde Demoralisation, das in so vielen Familien gestörte häusliche Glück, die Kraftlosigkeit und innere Zerrissenheit, welche das schwedische Volk in Zersplitterung erhält und am Fortschreiten hindert, während Jeder willenslos dem Strome des Tages bald dahin, bald dorthin folgt, zu Allem bereit, wenn nur eine Aussicht auf irgend etwas Besseres sich eröffnet. Die schlimmste Mine, auf welcher ein Mensch stehen kann, ist eine zerrüttete Oekonomie. Für Jeden, dessen Fuß in dieser Beziehung nicht sicher ist, schwankt Alles, bis er früher oder später unter der beständig anwachsenden Lawine des Wuchers erdrückt wird.

„Wenn man nur im Mindesten klug ist," sagte Abraham, indem er über sein Contocurrent wegguckte, „so ist Stockholm ein wahres Kanaan für Männer von unserem Fach."

„Ich habe gleichwohl Viele sagen gehört," bemerkte Agobard, „daß man hier zu sehr dem Vergnügen nachgehe, ohne die entsprechenden Mittel zu besitzen."

Abrahams Augen rollten; Erstaunen stand deutlich darin zu lesen.

„Daß man im Allgemeinen zu wenig arbeite," fuhr Agobard fort, „daß die Arbeit sogar nicht gehörig geachtet sei."

Abrahams Erstaunen verwandelte sich in ein Lächeln.

„Daß man mit unnöthigen Sachen das Bischen verschwende, was man auf ehrliche Weise erwirbt, und daß es deßhalb oft kaum ausreichen wolle."

„Mein lieber Neffe," antwortete ihm Abraham, „Du bist doch wirklich polizeiwidrig einfältig. Begreifst Du denn nicht, daß, wenn sich dieß nicht so verhielte, Stockholm kein so vortrefflicher Platz für uns wäre, wie es jetzt ist? Man amüsirt sich hier genug, um immer Darleihen zu bedürfen, und man arbeitet genug, um mit Mühe die Zinsen bezahlen zu können. Mit einem Wort, man lebt hier so, daß die Mehrzahl beständig an verwickelten Angelegenheiten laboriren muß. Man spekulirt just genug, um uns zu erlauben, die Hauptstadt als unser Eigenthum zu betrachten, weil wir diejenigen sind, die eigentlich erndten; man spekulirt dagegen niemals so, daß man sich vor uns emancipiren kann. Wir befinden uns also wirklich in einem wahren Kanaan."

Agobard betrachtete seinen Oheim mit Bewunderung: ein neues Licht schien in ihm aufzugehen.

„Es fehlt Dir an Gene, Agobard. Du bist blind, und das thut mir leid, weil Du einmal Alles erben sollst, was ich gesammelt habe."

„Belehren Sie mich, Onkel, rathen Sie mir."

„Belehren, rathen? Ich habe keine Zeit zum Schwatzen. Man hat die Augen, um damit zu sehen.“

„Und den Mund, um zu reden, Onkel.“

„Und die Ohren, um zu hören.“

„So sprechen Sie, Onkel, ich werde hören.“

Agobards Art, zu beweisen, war gar zu überwiegend.

Abraham hustete.

„Drei Wahrheiten will ich Dir sagen, welche Dich reich machen können, wenn Du Verstand genug hast, sie zu benützen.“

„Drei Wahrheiten?“

„Die Menschen denken im Allgemeinen nicht an den morgenden Tag; wenn man ihnen dagegen heute schmeichelt, so kannst Du sie morgen in Deine Sklaven verwandeln.“

„Dieß ist also die erste Regel, Onkel. Ich will sie aufschreiben, damit ich sie nicht vergesse. Jetzt die zweite.“

„Zerstören ist leicht, erwerben ist schwer. Die Menschen thun lieber, was bequem und leicht, als was schwer und mühselig ist. Versteht man es, den passenden Augenblick abzuwarten, so werden sie denjenigen nicht abweisen, der ihnen am Werk der Zerstörung hilft, sondern ihn vielmehr segnen.“

„Onkel, Onkel, jetzt begreife ich, warum man Sie segnet.“

Es war ein Compliment, was Agobard aussprach.

„Dein Beifall ist mir gleichgültig, Agobard, aber es freut mich, wenn Du mich verstehst.“

„Die dritte Regel, Onkel, die dritte Regel.“

„Wenn man zu große Eile hat, reich zu werden, so wird man im Gegentheil arm; man muß warten lernen, verstehst Du . . . warten . . . warten . . . warten. Der Reichsthaler muß Zeit haben, um sich in der Hand des Entlehners so lange herumzudrehen, bis er gleich

einem Schwamm Alles aufgesogen hat, was sich aufsaugen läßt. Dann . . . aber erst dann drückt man ihn in die Kassakiste aus und setzt den Schwamm an irgend einem andern Orte an. Ich könnte noch Etwas hinzufügen."

Nachdem Abraham einmal in's Sprechen hineingekommen war, schien er gern fortfahren zu wollen.

„Die Hauptstadt hat ungefähr 2000 Extraordinärien, die an ordentlichen Einkünften blos die sogenannten Lichtgelder besitzen, welche kaum 20 Reichsthaler des Jahres betragen."

„Das ist wahr."

„Alle diese Herren haben studirt und machen Ansprüche ans Leben; — man kann annehmen, daß sich wenigstens 1500 unter ihnen finden, die, um sich ordentlich durchzuschlagen, zu Allem bereit sind."

„Nun ja."

„Denke Dir, welch ein herrlicher Ausgangspunkt. Nehmen wir ferner an, daß Stockholm ebenso viel ordentlich angestellte junge Männer besitze, die kaum so viel einnehmen, um die Zinsen der Anlehen zu bestreiten, die sie als Extraordinärien gemacht haben, so wird das Gemälde noch vollständiger."

„Vortrefflich, Onkel."

Der junge Schüler rieb sich die Hände vor Entzücken.

„Fünfzehnhundert Extraordinarii und ebenso viele Ordinarii machen zusammen 3000. Jetzt kannst Du überzeugt sein, daß Jeder von ihnen an Deine Brust stürzen und Dich für seinen besten Freund in der Welt ansehen wird, wenn Du ihm nur in's Ohr flüsterst: willst Du Geld entlehnen, so habe ich."

„Bei dem Propheten, Onkel, Sie sind ein weiser Mann!"

„Aber, Agobard, man muß diese Worte nicht allen 3000 zuflüstern, sonst ist man ruinirt. Man muß sie beobachten; man muß sehen, wer von ihnen in die Höhe

strebt, wer Verbindungen besitzt, wer Garantieen für die Zukunft darbietet. Solchen Leuten kann man ins Ohr flüstern, was ich eben gesagt habe, und sie werden gleich dem Barsch sogleich anbeißen. Man vertraut ihnen jetzt einige Hunderte an, je nach Umständen. Man stellt sie nicht blos; man läßt sie nur die Schuldscheine erneuern, und das Kapital wächst, wächst, wächst unaufhörlich, bis es dem Mann über den Kopf gewachsen ist."

„Und dann . . ."

„Nun, was meinst Du, daß man dann thun müsse?"

„Man mahnt ihn," sagte Agobard mit strahlender Miene, „und erdrückt ihn."

„Ganz und gar nicht, Agobard. Das wäre eine Dummheit. Nein, man hilft ihm fortwährend, man empfiehlt ihn bei seinen älteren Kunden, man bezahlt sogar die eine oder andere Summe für ihn, wenn es sich darum handelt, ihm eine hohe Anstellung zu verschaffen, man bestreitet für ihn das Ameublement und das Reisegeld, wenn es einer reichen Heirath gilt. Auf diese Art habe ich Manchem auf einen hohen Amtssessel geholfen, zumal in früheren Zeiten, und ebenso viele habe ich mit reichen Frauen versehen. Solche Geschäfte führen manche Vortheile mit sich. Erstens . . ."

Abraham begann an seinen Fingern zu zählen.

„Erstens hat man jetzt über den größeren Theil der hohen Beamtengehalte zu gebieten."

Agobard war die Aufmerksamkeit selbst.

„Zweitens setzt man seine eigenen Ansichten durch in den Fällen, wo ein solcher öffentlicher Beamter Einem nützlich sein kann."

„Weiter, weiter."

„Man geht mit ihm um . . . man dutzt sich mit ihm . . . man nimmt ihn auf der Nordbreite unter dem Arm; kurz und gut, das gibt ein Ansehen, Agobard, und ohne Ansehen ist man doch nichts."

Gewisse Betrachtungen hatten sich gleichwohl hier bei Agobard eingestellt.

„Aber," bester Onkel, fiel er ein, „Sie vergessen gleichwohl da Ihre Kapitalforderung, und wie wollen Sie das Kapital wieder bekommen?"

Abraham nickte ihm freundlich zu, als gefiele ihm diese Einwendung.

„Ich vergesse nichts, Agobard, nichts . . . nichts."

„Wie wollen Sie sich z. B. jetzt mit Ihren Forderungen an den Grafen Kurt, den Baron Krook und den General bezahlt machen? Es wäre wahrlich sehr lehrreich für mich, dieß zu vernehmen."

Abraham nickte von Neuem, während seine rollenden Augen einen listigen Blick um sich warfen.

„Man darf nie den Kopf auf halbem Wege vergessen, Agobard, sondern muß beständig aufschauen. Graf Kurt . . . nun . . . der ist ein reicher Mann, unstreitig sehr reich, und seine Kapitalmittel werden meine Forderung wohl decken, wenn auch seine liegenden Güter, die er schlecht verwaltet, nicht ausreichen, um die Ausgaben für sein Haus und die Zinsen für mich zu bestreiten. So lange er lebt, muß er standesgemäß leben, und ich habe gar nichts dagegen, um so größer wird meine Forderung; aber wenn er stirbt, da erbt kein Mensch etwas von ihm, und dann reichen seine Mittel für mich wohl aus."

„Aber, Onkel, Sie können sein Vermögen doch nicht so genau wissen . . . und bedenken Sie einmal, wenn Sie ihn überschätzten! Dann hätte ja doch am Ende er Sie betrogen, und nicht Sie ihn."

Abraham klopfte Agobard auf die Schulter.

„Brav, mein Sohn, sehr brav bemerkt, fürchte inzwischen nichts. Der alte Abraham läßt sich nicht so leicht betrügen, wie Du glaubst. Nimm jetzt an, Graf Kurt sterbe."

„Ja."

„Nimm auch an, das Gericht verkündige, daß seine Mittel nicht ausreichen, die Schulden zu decken.“

„Ja, ja.“

„Unter seinen Erben entstände dann natürlich die Frage, der Erbschaft zu entsagen.“

„Ja, gewiß.“

„Ich habe die größte Forderung.“

„Natürlich, und Sie würden dieselbe verlieren.“

„Ganz und gar nicht.“

„Wie?“

„Fürs Erste muß man da die Verwandten beruhigen, sie überzeugen, daß ich an das Sterbhaus nichts zu fordern hätte“

„Ich verstehe nicht.“

„Du wirst mich bald verstehen. Um sie vollkommen zu beruhigen, könnte ich ja sogar angeben, daß ich eine kleine Schuld an den Grafen habe. Was sagst Du dazu? Das wäre wohl hinreichend, dächte ich, um sie in den größten Sicherheitstraum einzuwiegen.“

„Allerdings, aber was würden Sie damit gewinnen?

„Daß die Leute der Erbschaft nicht entsagten.“

„Ah . . .“

„Und im letzten Augenblick, wenn die Zeit zur Erklärung der Erbschaftsannahme zu Ende gelaufen wäre, im letzten Augenblick, Du begreifst wohl . . . würde ich mich mit meinen Reversen einstellen.“

„Onkel . . . ich bewundere Sie . . . Sie sind ein großer Mann.“

„Was die Hinterlassenschaft des Grafen nicht decken könnte, das wären dann seine Erben und Angehörigen zu zahlen verpflichtet.“

„Meisterhaft! Onkel, meisterhaft!“

„Dein Onkel, Agobard, hat seinen Kopf beisammen. Er gedenkt keine Verluste zu erleiden . . . das liegt nicht in seinem Sinne . . . still . . .“

„Aber wie gedenken Sie's wohl mit Baron Krook und dem General zu machen? Auch hier . . ."

„Still . . ."

Man hörte Tritte im Vorzimmer."

„Es ist der Großhändler Kellner. Ich höre es am Gang. Von Krook und dem General wollen wir nachher sprechen. Auch sie gedenke ich nicht loszulassen . . . Mein Plan ist fertig . . . aber still jetzt . . . Kellner greift schon an das Schloß."

In demselben Augenblick, wo Franz Kellner eintrat, schlug Abraham sein Contocorrent zu und stand von seinem Platze auf.

Abraham führte Kellner in ein inneres Zimmer und verschloß die Thüre hinter sich. Der Jude beobachtete ein unverbrüchliches Schweigen, indem er erwartete, daß Kellner sein Anliegen vorbringen würde.

„Sie errathen gewiß, warum ich hier bin, Abraham," begann Kellner auch ganz offen.

„Ich bin nicht im Stande, es zu errathen; haben Sie die Güte und erklären Sie sich deutlicher."

„Ich brauche Geld."

Abraham zuckte die Achseln.

„Das braucht alle Welt," antwortete er.

„Aber ich muß Geld haben, und zwar im Augenblick; indeß nur für einige Tage. Ein unerwartetes gutes Geschäft winkt mir und ich kann es nicht hinauslassen. Zahlungen, die ich erst gemacht, haben meine Kassen erschöpft; genug, verlangen Sie Provision, so viel Sie wollen, aber geben Sie mir Geld."

Abraham hatte dabei seinen Blick nicht von ihm abgewandt, sondern beharrlich seine Gesichtszüge erforscht.

„Mein Bedarf,“ fuhr Kellner fort, „ist 20000 Banco.“

Ein neues Achselzucken gab zu erkennen, daß Abraham wohl gehört hatte; aber er beobachtete gleichwohl Stillschweigen. Kellner, der ihn näher kannte, ersah inzwischen aus den rollenden Augen, daß er überlegte.

„Herr Großhändler,“ begann Abraham darauf, „Sie sind ein thätiger und ausgezeichneter Geschäftsmann; aber da Sie Geld von mir entlehnen wollen, so kann ich nicht umhin, aufrichtig gegen Sie zu sein.“

„Sie werden mich verbinden; haben Sie die Güte.“

„Ich habe,“ fuhr der Jude fort, „manchmal an etwas gedacht, was dennoch beweist, daß Sie nicht diejenige Schlauheit zeigen, die ich von einem Manne mit Ihrer Routine und Ihrem Scharfsinn verlange.“

„In welcher Beziehung? Es würde mich interessiren, Ihre Ansicht zu vernehmen.“

„Ich spreche als Freund, Herr Großhändler, als wahrer Freund ... und Sie dürfen meine Aufrichtigkeit nicht übel deuten.“

„Weit entfernt; aber ich weiß noch nicht, was Sie meinen, Abraham.“

„Sie sind verheirathet.“

„Nun ...“

„Ihre Frau ist reich, oder wird es wenigstens einmal, was ganz auf dasselbe hinauskommt.“

„Aber ihr Vermögen ist nicht mein.“

„Ganz richtig ... weil ein Vertrag zwischen Ihnen gemacht worden ist.“

„Ein Vertrag, ja.“

„Kraft dieses Vertrags können ja sowohl Sie selbst, als Ihre Gläubiger, niemals zu dem Vermögen Ihrer Frau gelangen. Das ist doch einfältig genug für einen Mann mit Ihren Aussichten und Ihrem Unternehmungsgeist.“

„Sehr wahr, aber es läßt sich nicht ändern. Ich habe lange gehofft, meine Frau werde selbst diesen Vertrag aufheben; ich habe sogar . . .“

Kellner unterbrach sich.

„Sie dazu zwingen wollen,“ ergänzte Abraham, „aber es nicht vermocht.“

„Ich muß es gestehen. Meine Frau ist in diesem Punkt unerschütterlich. Schwach und schwankend in allen andern Beziehungen, hält sie an diesem Vertrag, wie an einem Anker fest.“

„Es wäre indeß wohl nicht unmöglich, ein Mittel auszufinnen, wodurch sie besiegt werden könnte, meine ich. Die Vortheile für Sie wären unendlich. Ein Kaufmann, dessen Geschäfte immer circuliren und balanciren, wie die Ihrigen, flößt nicht immer Vertrauen ein, wenigstens mir nicht, der ich gewöhnt bin, an Allem zu zweifeln. Könnten Sie dagegen über den Namen Ihrer Frau verfügen . . — ich sage absichtlich Namen . . . so würde ich mit Vergnügen einen besonderen Conto für Ihre Rechnung anlegen und Ihnen Credit in Blanko geben. Aber jetzt . . .“

Abraham schüttelte den Kopf.

„Sie hören, daß ich als Ihr wahrer Freund spreche,“ fuhr er indeß fort; „werden Sie daher nicht unzufrieden mit mir, das würde mir leid thun, . . . sehr leid. Ich bin ein alter Mann und helfe gerne, so lange ich kann; aber ich will nichts verlieren. Lassen Sie uns an diese Sache denken, an einen Credit in Blanko bei mir . . . Was sagen Sie . . . glauben Sie nicht, daß es dennoch möglich wäre, Ihre Frau für Ihre Wünsche zu gewinnen und diesen Vertrag aufzuheben oder wenigstens zu umgehen?“

„Ich glaube es nicht, ich will aufrichtig hinzufügen, daß ich kaum Lust habe, mich vor ihr zu demüthigen.“

„Sie handeln hierin ganz wie ein Mann handeln muß . . . aber nichts destoweniger . . .“

„Ich habe bereits Alles gethan, was ich konnte; aber vergebens.“

„Sie sind unglücklich verheirathet.“

„Möge Gott mich verdammen, wenn ich das läugne!“

„Sie sehen ein, Herr Großhändler, daß ich von den inneren Verhältnissen aller Familien etwas weiß, und Sie verzeihen mir wohl, wenn ich unumwunden meine Ansicht sage.“

„Sie können mit mir so offen reden, wie wenn Sie mit sich selbst sprächen.“

Bei einer andern Gelegenheit würde Kellner vielleicht sein Stolz verboten haben, ein so unumwundenes Bekenntniß abzulegen, aber er wollte jetzt 20000 Reichsthaler Banco entlehnen, und das veränderte viel in seinem Charakter.

„Ist es wahr, Herr Großhändler, daß Sie Ihrer Frau eine, versteht sich, vor ihrer Ehe begangene Schwachheitssünde vorzuwerfen haben, einen gewissen Liebeshandel mit einem Grafen Frank? Sagen Sie mir . . .“

Kellner runzelte die Augenbrauen; Abraham bemerkte es alsbald.

„Natürlich schweige ich sogleich, wenn der Gegenstand Ihnen unangenehm ist. Aber sehen Sie, Herr Großhändler, als Freund glaubte ich . . . der Sachverhalt selbst ist mir vollkommen bekannt, denn . . . aber das gehört jetzt nicht hieher . . . und da ich nun einmal die Sache kenne, da ich sie eben so genau kenne, wie Sie sie selbst kennen, so bedeutet es ja nichts, wenn ich mit Ihnen darüber spreche . . . es versteht sich, nur mit Ihnen . . . nur unter vier Augen, mit Ihnen. Bewahre mich der Himmel davor, daß ich einen Menschen vor andern bloßstellte, und am allerwenigsten meine Freunde; ich dachte bloß, daß, wenn Sie einen Conto in meinem Hauptbuch wünschten, dann . . . dann . . . wie soll ich nur sagen? dann auch ein guter Rath von meiner Seite nicht gänzlich unpassend wäre . . . Sollen wir Freunde werden, so müssen wir es vollkommen sein.“

„So lassen Sie mich Ihren Rath hören," bat Kellner, welchem seine Umstände einige Fügsamkeit zu gebieten schienen.

„Jetzt sprechen Sie verständig, Herr Großhändler, sehr verständig."

„Lassen Sie mich Ihren Rath hören, Abraham; ist er gut, so werde ich mich danach richten."

„Während wir hier sprechen, ist mir just etwas eingefallen, was ich, wenn Sie erlauben, allerdings Ihnen mittheilen will, aber gleichwohl, ohne daß ich zu behaupten wage, daß Sie sich nothwendig danach richten müssen; denn ich läugne nicht, das Ding hat seine zwei Seiten. Da ich es indeß nur gut meine, so dürfen Sie es wenigstens nicht übel nehmen."

„Den Rath . . . den Rath."

„Sie sagten, daß Sie sich vor Ihrer Frau nicht demüthigen wollen."

„Das thue ich nicht."

„Nun, so demüthigen Sie Ihre Frau vor Ihnen selbst."

„Sie wollen vielleicht, daß ich diese Geschichte da mit Frank anwenden soll?"

„Das nicht . . . . ich vermuthe, daß Sie schon vor langer Zeit Gebrauch davon gemacht haben werden."

„Ach ja, schon lang."

„So kann ich es nicht meinen . . . nein . . . aber es gibt viele Arten, wie man ein Frauenzimmer demüthigen kann."

„Wollen Sie mir vielleicht vorschlagen, andere Weiber zu lieben?"

„Bah, alte Methode, abgenützte Mittel!"

„Ich gedachte just dasselbe zu bemerken."

„Wie Sie sagen, Herr Großhändler, ganz wie Sie sagen. Inzwischen just, weil Sie in diesem Fall kein Heiliger sind, und weil ich weiß oder wenigstens zu wissen glaube, daß Ihre Frau in der That selbst so betrachtet

werden kann, wie wenn sie nicht Ihre Frau wäre ... Sie sehen wohl ein, was ich meine ..."

„Vollkommen."

„Also da Ihre Frau jetzt nicht Ihre Frau ist ... und es vielleicht auch nicht werden will, da sie offenbar Sie nicht liebt; da sie eine Neigung vor Ihnen gehabt hat und Sie überdieß durch diesen Vertrag gedemüthigt, ich weiß nicht, ob ich mich deutlich ausdrücke .."

„So deutlich als nöthig ist ... Also da meine Frau nicht meine Frau ist?"

„So müssen Sie sie zwingen, Ihre Frau zu werden."

„Aber ich liebe sie ja eben so wenig, als sie mich liebt; und was könnte das nützen?"

„Ihre Gefühle, Herr Großhändler, ziehe ich gar nicht in Betracht, wohl aber diesen unangenehmen Vertrag. Ich sage Ihnen also noch einmal, zwingen Sie sie zur Liebe ... gebrauchen Sie Ihr Recht als Mann, um sie zu Ihrer Frau zu machen ... Sie verstehen mich ... zwingen Sie sie."

„Mich zu lieben? Ha ..."

„Aber zu gleicher Zeit, wo Sie Liebe von Ihr fordern, müssen Sie ihr auch eine Alternative vorlegen."

„Verstehe ich Ihre Meinung recht? Diese andere Alternative wäre wohl die Aufhebung unseres Vertrags?"

„Ich will das nicht sagen, Herr Großhändler; nein, das nicht, weil die Aufhebung desselben dennoch mit sehr viel juridischen Umständen verbunden ist, die unangenehm sind und die Sache in die Länge ziehen. Nein, aber es gibt eine kürzere Methode, eine weit kürzere."

Kellner begann ernsthaft auf Abrahams Worte zu lauschen. Es lag etwas Schreckliches und Satanisches in dem Vorschlag, Gabriele zur Liebe zu zwingen, aber dieß sympathisirte mit Kellners Stellung zu ihr, und er sah der Sache eher mit Vergnügen, als mit Schrecken entgegen.

„Einen kürzeren Weg, sagten Sie?"

„Allerdings, einen kürzeren Weg," fuhr Abraham fort; „Sie zwingen Ihre Frau, Sie zu lieben oder . . ."

„Oder . . ."

„Oder muß sie all die Reverse unterschreiben, die Sie ihr vorzulegen belieben."

„Ha . . ."

„Dadurch umgehen Sie diesen Vertrag, der bisher eine unübersteigliche Kluft zwischen Ihnen und dem künftigen Erbe Ihrer Frau gewesen ist."

„Aber das Erbe ist noch nicht verfallen."

„Richtig bemerkt; aber ich erbiete mich, all die Reverse, die von ihr unterzeichnet sind, als gute Papiere anzunehmen."

Abraham hielt inne. Er hatte erwartet, daß Kellner mit Entzücken den Vorschlag annehmen würde, und Kellner that es auch, aber abgesehen von dem Geruch, in welchem Abraham stand, sah Kellner jetzt ein, daß er es mit einem schlauen Mann zu thun hatte, dem gegenüber er sich durchaus beherrschen mußte, um sich nicht gänzlich bloszustellen. Er billigte zwar den Vorschlag des Juden und schwelgte schon zum Voraus in den Folgen, wozu er führen konnte; aber er verbarg sein Entzücken und zeigte dem Juden bloß eine kalte Stirne und einen ruhigen Blick. Kellner liebte Gabriele nicht, er haßte sie vielmehr; aber sie war in den Augen der Welt seine Frau, und er wollte sich selbst dadurch nicht herabsetzen, daß er seine häuslichen Verhältnisse dem Blicke Jedermanns preisgab.

„Lassen Sie mich Ihre Ansicht hören," begann Abraham wieder; „Sie sagen nichts."

„Ganz wie Sie bemerken," antwortete Kellner mit beibehaltener Ruhe, „ich sage nichts, weil . . ."

„Weil . . ."

„Weil ich auf diesen Vorschlag nichts zu antworten habe. Sie haben ihn in guter Absicht gestellt, das begreife ich wohl und ich danke Ihnen dafür, aber in der

That selbst wäre es eine Schlechtigkeit, wenn ich davon Gebrauch machte. Ich liebe allerdings meine Frau nicht, aber ich kann nicht niederträchtig gegen sie handeln.

Abraham stutzte vor dieser kalten, aber bestimmten Antwort zurück.

„Wie Sie wollen, Herr Großhändler," sagte er. „Ich bereue bloß, daß ich so viel Zeit an Sie verschwendet habe. Verzeihen Sie mir, aber ich habe sehr viel zu thun."

Abraham machte eine Bewegung, wodurch er Kellner auf eine feine Art zu verstehen geben wollte, daß er sich entfernen könne, aber dieser schien ihn nicht verstehen zu wollen.

„Ich habe auch Verschiedenes zu thun," bemerkte Kellner statt dessen. „Lassen Sie uns deßhalb sogleich zur Frage über die 20000 Reichsthaler übergehen, die ich von Ihnen zu entlehnen wünsche. Was antworten Sie darauf, Herr Abraham?"

„Daß ich seit Jahr und Tag nicht so viel Geld in meinem Hause gesehen habe."

„Sollte es wirklich möglich sein? Ich kann es indeß kaum glauben und bestehe auf meinem Wunsche."

„Nützt nichts, Herr Kellner, nützt nichts; was ich einmal gesagt habe, das ist gesagt."

Ein feines Lächeln spielte dabei auf Kellners Lippen.

„Sie sagen also, daß Sie mir die besagte Summe nicht auf ein paar Tage vorstrecken können?"

„Ich kann weder Geld münzen, noch stehlen, Herr Großhändler. Zwanzigtausend! Gott bewahre mich, das ist ja ein ganzes Capital. Wo sollte ich es hernehmen?"

Kellner schien gleichwohl entschlossen, von seiner Absicht nicht abzugehen.

„Hören Sie jetzt, Herr Abraham," sagte er, „man kann ja doch mit Ihnen als mit einem Freunde sprechen?"

„Als mit einem Freunde, ja, ja, als mit einem Freunde."

„Haben Sie gehört, daß ein bekannter Dieb gestern Abend auf dem Maskenball verhaftet worden sein soll?“

„Ein Dieb? . . . verhaftet . . . auf dem Maskenball?“

„Der Mann soll unter dem Namen der Löwe bekannt sein.“

Kellner betonte den Namen.

Als Abraham dieß hörte, begannen seine Augen auf die gewöhnliche kluge und nachdenkliche Art zu rollen.

„Kennen Sie den Dieb nicht, Abraham, d. h. haben Sie nie von ihm reden gehört?“

„Nie, nie.“

Unläugbar zeigte sich indeß einige Unruhe in den rollenden Augen.

„Ein anderer großer Dieb, der gewöhnlich der Fuchs genannt werden soll, befindet sich seit einiger Zeit gleichfalls in den Händen der Justiz.“

„Der Fuchs? Was habe ich damit zu schaffen? Diese Leute sind mir gänzlich unbekannt. Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß ich die Diebe der Stadt kenne? Ich bin ein ehrlicher Mann, sage ich Ihnen, Fragen Sie meine Freunde, den General Rosenpalm, den Grafen Kurt Wahl und den Baron Krook; diese haben mich von meiner Kindheit auf gekannt und sie können bezeugen . . .“

„Bester Herr Abraham,“ unterbrach ihn Kellner, „es handelt sich jetzt nicht darum, den mindesten Schatten auf Ihre Ehre werfen zu wollen, sondern bloß darum, daß ich 20000 Reichsthaler von Ihnen zu entlehnen wünsche.“

Das Blut rauschte in Abrahams Gesicht hinauf.

„Haben Sie die Güte und entfernen Sie sich, Herr Großhändler,“ sagte er, „Sie haben schon gehört, daß ich kein Geld habe, und damit Punktum.“

„Wir sind ja alle Beide Geschäftsleute,“ fiel Kellner ein.

„Nun und dann?"

„Geschäftsleute verstehen einander immer besser, als andere Menschen."

„Aber ich verstehe Sie nicht im Allergeringsten."

„Ich sprach soeben von einigen verhafteten Dieben."

„Was habe ich mit ihnen zu schaffen? Ich bin ein ehrlicher Mann, das kann die ganze Welt bezeugen."

„Das werde ich auch bezeugen."

„Nun?"

„Ich werde es bezeugen, wenn ich das in Frage stehende Anlehen erhalten habe."

„Herr!"

„Lassen Sie uns noch einige Worte als Freunde sprechen, Abraham; Sie sind ein ehrlicher Mann, nicht wahr, und Sie möchten um Alles in der Welt nicht anders angesehen werden?"

„Sie beleidigen mich."

„Aber obschon Sie jetzt ein ehrlicher Mann sind, so hat das Sie nicht verhindern können, daß Sie, natürlich bloß um Menschenkenntniß zu sammeln, manchmal die Gesellschaften minder ehrlicher Leute besucht haben."

„Hm!"

„Wer könnte Ihnen auch Ihr Interesse für das Menschengeschlecht verdenken, das Sie manchmal, natürlich bloß aus psychologischen Rücksichten, an den Tag gelegt haben, wenn Sie z. B. Diebsauktionen besuchten?"

Bei diesen Worten blieben Abrahams Augen auf einem einzigen Fleck haften.

„Wenn ich in dieser Beziehung etwas von Ihrer Wißbegierde und Menschenliebe zu erzählen hätte, so bin ich überzeugt, daß auch der Löwe und der Fuchs nicht unterlassen würden, Ihren Eifer und Ihre Aufopferung anzuerkennen."

Abraham bemühte sich vergebens, die Muskelzuckungen zu bekämpfen, die sich dabei in seinem fleischigen Gesichte zu zeigen begannen.

„Nun, Abraham, was sagen Sie von diesem Anlehen da?"

Abrahams Lippen bewegten sich, aber er that sich wieder Einhalt.

„Ich habe kein Geld," antwortete er nach einer Weile, „nicht einen einzigen Schilling. Ich bin ein ehrlicher Mann . . . ein ehrlicher Mann . . . grundehrlich . . ."

„Das sage ich ja auch," versetzte Kellner, „aber das verhinderte durchaus nicht, daß Sie im Verlauf des letzten Herbstes verkleidet und maskirt . . ."

Die Zuckungen in Abrahams Gesicht nahmen immer mehr zu.

„Daß Sie," fuhr Kellner fort, „verkleidet und maskirt ein Haus in der westlichen Hopfengartenstraße gegen die Sauerbrunnenstraße zu besuchten, und daß Sie dort . ."

„Daß ich dort . . ."

„Daß Sie dort aus Barmherzigkeit bei einer Diebsauktion ein bischen Silber . . . versteht sich nur sehr wenig und in ganz unschuldiger Absicht . . . aber immerhin Silber erstanden, das bei dem kurz zuvor in meinem Haus begangenen Diebstahl, wovon Sie sicherlich das eine und andere gehört haben, mir gestohlen worden war."

Abraham sank zusammen. Der grobe Koloß ergriff einen Lehnstuhl und sank allmählig in denselben hinab.

„Sie sind ein schlechter Mensch, Herr Großhändler," murmelte er dann, „ein sehr schlechter Mensch. Sie sind nicht mein Freund, Sie sind sehr schlecht."

„Ich will das nicht bestreiten, Herr Abraham, weil ich die Meinung jedes Menschen achte. Die Sache ist bloß in kurzen Worten die, daß Sie mir Geld leihen müssen."

„Zwanzigtausend? Sie begnügen sich doch wohl mit der Hälfte, Herr Kellner."

„Ich habe gesagt, daß ich zwanzigtausend brauche,

und was ich gesagt habe, das bleibt gesagt; Sie haben mir selbst diese Worte in den Mund gelegt."

Abrahams Augen fuhren hin und her, und seine Lippen murmelten:

„Schreiben Sie Ihren Schuldschein, schreiben Sie ihn, wie Sie wollen."

„Ich gedenke, Sie nicht zu bestehlen," antwortete Kellner. „Fünfzehn Reichsthaler Zins vom Hundert macht für einen Monat 3000; ich stelle also den Schein auf 23000. Ist's recht so?"

„Ja."

„Die Sache ist also abgemacht."

„Und wir sind doch gute Freunde, Herr Großhändler?"

„Vollkommen gute Freunde."

Als Kellner sich mit der empfangenen Summe entfernte, sank Abraham in den Stuhl zurück.

„Ein verdammter Schurke," murmelte er, „ein wahrer Dieb. Die Christen sind noch ärgere Juden, als wir."

Aber Abraham kam nicht weiter in seinen Meditationen, denn jetzt trat Agobard ein und meldete ein Frauenzimmer.

„Ich empfange Niemand," brummte Abraham, „ich bin bös, zornig, ergrimmt. Wer ist es?"

„Ein Frauenzimmer."

„Was will sie?"

„Ich weiß nicht."

„Wirf sie hinaus, hab' ich Dir gesagt, wirf sie hinaus."

Abraham sprach ganz und gar nicht leise, sondern so laut, daß seine Worte draußen gehört wurden, und dennoch war das Frauenzimmer immer entschlossen genug, sich nicht auf solche Art abweisen zu lassen. Ohne Agobards Rückkehr abzuwarten, öffnete sie die Thüre und trat ein.

Im ersten Augenblick schien Abraham etwas überrascht, als er Fräulein Jaquette erkannte; aber bald kehrte sein von Kellner erweckter Grimm zurück.

„Was wollen Sie hier, mein Fräulein," fragte er mit unfreundlicher Stimme. „Hat Ihr Vater Sie geschickt?"

„Wenn er mich auch nicht geschickt hat," antwortete sie, „so komme ich dennoch in seinem Namen. Mein Vater ist Ihnen Geld schuldig."

„Nun denn, kommen Sie vielleicht, um mich zu bezahlen?"

„Welche Frage, mein Herr? Woher sollte ich die Mittel dazu nehmen? Sie wissen, daß ich nichts besitze."

„So sagen Sie mit kurzen Worten, was Sie wollen."

Es lag etwas Unartiges und Unschickliches in dem Ton und Benehmen des Juden.

„Mein Vater liegt krank darnieder, vielleicht auf seinem Todtenbett, Herr Abraham, und obschon ich glaube, daß Sie nicht grausam genug sein können, ihm in seinen letzten Tagen dadurch Schmerz zu bereiten, daß Sie Ihre Forderung einzutreiben suchen, so konnte ich dennoch keine Ruhe in meinem Herzen finden, bevor ich aus Ihrem eigenen Mund eine Versicherung deßhalb erhalten habe. Versprechen Sie mir, daß Sie meinen Vater in Ruhe lassen wollen. Sobald er todt ist, werde ich aufs Gewissenhafteste die ganze Hinterlassenschaft an Sie abtreten. Beunruhigen Sie ihn nur nicht am Abend seiner Tage . . . versprechen Sie mir das . . . Sie sind sein ältester Freund . . . Sie können nicht . . ."

„Was kann ich nicht?" fiel Abraham mit einer Barschheit ein, welche das arme Mädchen erschreckte, „ich kann Alles, wozu das Gesetz mich berechtigt . . . ich kann ihn verklagen . . . ich kann ihn einstecken lassen."

„Das kann nicht Ihr Ernst sein, Herr Abraham. Mein Vater hat gesagt, daß Sie ein Ehrenmann seien, und ich glaube ihm."

„Glauben Sie, was Sie wollen, aber ich thue, was ich will."

„Ach, mein Herr."

Aber auf einmal klärte sich Abrahams Stirne auf, wie vor einem Sonnenschein.

„Sie wollen ja Ihren Vater retten, Fräulein?"

„Mit meinem Leben, wenn ich kann."

„Ich will Ihnen einen Rath geben, der ganz zuverlässig ist."

„Ach, Herr Abraham, ich höre, daß mein Vater Recht hat. Sie sind ganz gewiß ein Ehrenmann. Was für einen Rath geben Sie mir . . . sprechen Sie . . . sprechen Sie . . ."

„Heirathen Sie Paul Kellner, mein Fräulein, dann will ich schweigen, schweigen ... schweigen, bis die Hochzeit vorüber ist."

Jaquette wurde auf einmal leichenblaß. Eine kurze Weile betrachtete sie Abraham mit festem Blick; erst jetzt begriff sie in seiner ganzen Größe den boshaften Hohn, der sich in seinem Wesen ausdrückte; sie fand, daß es sich nicht der Mühe lohnte, an edlere Gefühle in einer Brust zu appelliren, worin das Herz so handgreiflich nur eine verfallene Banknote war.

Mit stolzer Stirne und ohne sich einen einzigen Augenblick zu besinnen, machte sie eine würdevolle, aber kurze Verbeugung vor ihm und entfernte sich dann.

Noch brummend wie ein grimmiger, aber gefangener Bär, verließ auch Abraham nach einer Weile sein Haus.

Zwölftes Kapitel.

Das Gewissen.

Die Baronin Lander befand sich vor ihrem Schlafzimmer, in dem kleinen Toilettenstübchen, das ihr aber jetzt auf dieselbe Weise wie bei dem ersten Besuch, den wir ihr machten, als Betzimmer diente.

Es war nicht bloß durch die herabgelassenen Gardinen verdunkelt, sondern die Lampe brannte auch vor dem Christusbild und der Toilettentisch zeigte sich als Beichtstuhl.

Die Baronin hatte soeben ihre Beichte bei einem Priester der katholischen Kirche vollendet und Absolution empfangen.

Nach beendigter Andacht erhob sie sich in diesem Augenblick.

Mit gesenkten Blicken stand sie in einer ehrfurchtsvollen Stellung vor dem katholischen Priester, der noch nicht aufgehört hatte, zu sprechen.

„Die katholische Religion," sprach er, „gestattet nur ihrer geweihten Priesterschaft, in die hohen und heiligen Lehren der Bibel einzudringen. Sie können mich daher nicht verstehen, aber Sie müssen mir glauben. Sie haben gebeichtet, ich habe Ihnen Ablaß ertheilt. Beruhigen Sie sich, Madame. Sie haben viele Fehler begangen, aber kein Verbrechen. Da Ihr Geist gleichwohl nach eigener innerer Aufklärung dürstet, so werde ich Ihnen einige Arbeiten zurücklassen, worunter ein vortreffliches Werk von Jean Azor, und ein anderes nicht minder ausgezeichnetes von Georg von Rhodus, ich will noch eins von Ariant hinzufügen, das auf eine befriedigende Weise die Fragen

löst, womit Ihr Gewissen Sie jetzt quält. Beruhigen Sie sich inzwischen, Madame, fahren Sie auf Ihrer, für unsere Kirche so wirksamen Laufbahn fort und Sie werden ohne Zweifel die Segnungen und die Bewunderung aller Rechtgläubigen erwerben."

„Ich glaube Ihnen, ehrwürdiger Vater; ach ja, mein Herz empfindet das Bedürfniß, Ihnen zu glauben, aber ich habe Ihnen erzählt, wie mein Vater nach dem fanatisch wilden Verfahren der Jacobiner im Carmeliterkloster 1792 blutig und verwundet, für todt gehalten und auf den Leichenkarren geworfen, von meiner Mutter gekauft wurde, um begraben zu werden, dann aber gleichsam von den Todten auferstand, indem er zum Leben zurückkehrte. Dieses Ereigniß, ehrwürdiger Vater, schwebt unaufhörlich vor meinen Augen. Es ist nicht mein Vater, der von den Todten aufersteht. Ach nein, es ist ein anderes, — ein anderes blutiges Bild. Sie wissen, daß mein Mann ermordet wurde, ohne daß man den Thäter bis jetzt entdecken konnte. Sein Gespenst ist es, das sich blutig und bleich aus dem Reich der Schatten emporrichtet. Er stiert mich an . . er droht mir mit der Hand, er ruft mich beim Namen, er macht mir Vorwürfe, daß er noch nicht gerächt sey, ich sehe sein weißes Haar im Winde flattern, ich höre . . . o mein Gott! . . ."

„Setzen Sie sich nieder, Frau Baronin, und lassen Sie uns mit einander sprechen. Sie bedürfen des Trostes."

Die Baronin kam seinem Wunsche nach und nun entstand zwischen ihnen ein langes religiöses Gespräch, das wir jedoch hier übergehen können. Wir wollen blos erwähnen, daß der Priester, als die Baronin ruhiger zu werden anfing, immer mehr auf weltliche Gegenstände überging, so daß ihr eigener Kummer, ohne daß sie selbst daran dachte, endlich vollkommen den blos für den Tag wichtigen Fragen Platz machte.

„Ihre Pläne sind vortrefflich," sagte er. „Ich verlange auch nicht, daß Sie offen als Mitglied unserer

Kirche auftreten sollen. In Ihrer Stellung können Sie für die Ausbreitung unserer Lehren noch weit mehr wirken, und das thun Sie auch. Wir verlangen übrigens auch nicht ein allgemeines freies Religionsbekenntniß in Schweden; hat irgend ein Katholik dieß gethan, so hat er sich blos einer sinnlosen Phrase bedient; wir fordern die Freiheit lediglich für uns selbst. Andere Glaubensbekenntnisse muß man so streng als möglich behandeln, das geht uns nichts an. Was uns hauptsächlich am Herzen liegt, ist, daß wir die Zurücknahme des Gesetzes zu Stande bringen, welches diejenigen, die zu uns übergehen, mit Landesverweisung bestraft. Sie, Frau Baronin, müssen Ihr ganzes feines diplomatisches Talent aufbieten, um uns hierin zu unterstützen. Die Meinung beginnt bereits sich zu drehen und wir dürfen keinen Augenblick ruhen, sondern müssen jetzt alle Kräfte in volle Thätigkeit setzen."

„Ich werde Nichts unterlassen, aber es wundert mich, daß Sie nicht einwirken können auf . . ."

„Sie meinen die Königin, verstehe ich."

„Mit ihrer Unterstützung . . ."

„Würden wir bald siegen, das glaube ich auch. Aber Sie wissen, daß all' unsere Bemühungen gescheitert sind an ihrer Ueberzeugung, daß sie als Königin in einem protestantischen Lande sich nicht in Fragen einmischen dürfe, welche das Leben der Staatskirche dieses Landes so innig berühren. Dieses an und für sich selbst lobsame und edle Pflichtgefühl nebst ihrer an Erhabenheit grenzenden Ueberzeugung, daß die katholische Kirche groß und stark dastehen könne, wenn auch nur ein einziges Herz wahr und rein ihr angehöre, vernichtet alle unsere Ränke. Ihre Strenge, zuerst gegen sich selbst als Königin, macht sie sogar mißtrauisch gegen sich selbst als Katholikin, und ich bin überzeugt, daß wir keine Schonung zu erwarten haben, wenn sie auf irgend eine Weise

unsere Pläne entdeckt. Aber wir brauchen deßhalb nicht alle Hoffnung aufzugeben. Die Verläumdung und die Glücksjägerei sind in Schweden ebenso stark wie anderwärts. Lassen Sie uns also die Verläumdung in Betreff ihrer Vorliebe zur Proselytenmacherei unterhalten. Dadurch trennen wir die Nation immer mehr und mehr von ihr, wir verwickeln sie in ein Netz von Klatschereien, wir erhalten Gelegenheit, den großen Haufen der Ungerechtigkeit zu beschuldigen und ihr Herz anzuregen. Das nützt uns und dürfte uns ebenso gut dem Ziel immer näher führen, weil sie zuletzt . . ."

„Nun was denn?"

„Weil sie nothwendig glauben muß, daß wir ihre einzigen wahren Freunde seien."

„Ehrwürdiger Vater, Sie sind ein feiner und geschickter Mann!"

Der Priester lächelte.

„Ich habe," fuhr er fort, „bereits verschiedene Folgen dieser unsrer Politik bemerkt."

„Wirklich?"

„Die Glücksjägerei, die nach jeder Möglichkeit voranzukommen greift, die keine Zeit hat zu prüfen und danach zu handeln, die niemals eine innere Ueberzeugung besaß, sondern blind dem Wimpel der Hoffnungen folgt; die Glücksjägerei hat sich bereits mit der Verläumdung verbunden und jetzt . . . ich kann Ihnen dieß wohl sagen . . . ist mehr als Einer im Geheimen zu uns übergetreten. Sie lächeln. Glauben Sie mir, wer sich nicht im Anfang mit Wenigem begnügt, der bekommt nie etwas Großes. Nur wenn man sich allmälig dem Ziele nähert, nähert man sich ihm sicher. Aus was ist Rom gebaut? Aus Ziegelsteinen. Und jeder Ziegelstein? Aus bloßen Sandkörnern. Sehen Sie, meine Baronin, kleine Brosamen sind auch Brod. Der Vatikan ist äußerlich blos eine Schöpfung von Brosamen. Und wie lange Zeit brauchte man, um Rom zu erbauen? That man es an einem

einzigen Tag? Ist man nicht noch immer damit beschäftigt? Wollen wir siegen, so müssen wir denselben Plan befolgen. Gott ist groß, wir sind klein. Kleine Werke sind nicht zu verachten; am Ende ist doch alles Große nur aus Atomen zusammengesetzt."

Der Priester verstummte. Er sah sich vorsichtig um.

„Ich habe Sie um Etwas zu bitten, Frau Baronin."

„Haben Sie die Güte."

„Es ist doch Niemand hier, der uns hören kann?"

„Fürchten Sie nichts."

Der Priester zog hierauf ein Zeitungsblatt aus der Tasche.

„Sehen Sie dieses Blatt hier?"

„Ich sehe es."

„Es enthält einen wahren Leckerbissen, einen vortrefflichen Aufsatz."

„Das freut mich."

„Der Artikel ist ein Angriff . . . versteht sich, nur ein indirekter Angriff . . . auf die Königin."

„Wie so?"

„Man beschuldigt sie . . . natürlich nur auf eine verblümte, jedoch ganz verständliche Weise, wegen ihrer muthmaßlichen Ergebenheit gegen uns und Alles, was sie vermuthlichermaßen auf Kosten der schwedischen Kirche zu unserem Vortheil thue."

„Aber das sind ja schändliche Lügen!"

„Freilich . . . das wissen wir leider am allerbesten . . . aber jedenfalls kennen Sie die Politik, die wir befolgen, und ich wünschte, daß der Artikel zufällig der Königin in die Hände gerathen möchte. Könnten nicht Sie, Frau Baronin, dieß auf eine verständige Art bewerkstelligen? Wird nicht bald Ihre Pension aus der Privatkasse der Königin fällig?"

„In acht Tagen."

„Sie sind eine kluge Dame, Frau Baronin, Sie wissen, was die Kirche für Sie thut, Sie müssen auch

Etwas für die Kirche thun. Sie schaffen doch das Blatt an Ort und Stelle, ohne daß man beargwöhnen kann, daß wir den geringsten Antheil daran gehabt haben? . . . Sie versprechen mir das?"

„Wer hat den Artikel geschrieben?"

Kleine Runzeln legten sich um die Augen des Priesters.

„Würdiger Vater, Sie haben ihn selbst geschrieben!"

„Ich weiß nichts . . . er ist eingesandt, wie Sie finden . . . eingesandt."

„Gleichviel, wer der Verfasser ist. Sie wollen die Zeitung anbringen und ich bin verpflichtet, Ihren Wunsch zu erfüllen."

Noch ehe das Gespräch beendigt war, hörte man die Thüre zwischen dem Salon der Baronin und dem Schlafzimmer sich öffnen.

„Es geht Jemand draußen," bemerkte der Priester.

„Bedeutet nichts, ehrwürdiger Vater; es kann Niemand anderes seyn, als meine Aufwärterin, und sie wagt es nicht, hier einzutreten."

Inzwischen klopfte es in diesem Augenblick an die Thüre des Betzimmers, worin sie sich befanden.

„Was will das heißen?" bemerkte die Baronin. „Haben Sie die Güte und bleiben Sie ruhig sitzen," bat sie darauf.

Sie öffnete die Thüre, schaute hinaus und fand jetzt ihre Aufwärterin, die ihr meldete, daß zwei unbekannte Personen, die ihre Namen nicht angeben wollten, sie zu sprechen wünschten.

„Sonderbar! sie wollen ihre Namen nicht angeben?"

„Nein, Frau Baronin. Sie sagten, sie hätten hochwichtige Dinge zu sprechen; ich bat sie, draußen im Salon zu warten."

„Sie sind jetzt da?"

„Ja."

„Wie sehen sie aus?"

„Der Eine ist ein Mann von mittleren Jahren und sieht kräftig und gesund aus. Der Andere ist ein alter Mann mit schneeweißen Haaren. Er hat etwas so Ehrwürdiges an sich, daß —"

„Laß sie inzwischen warten!" fiel ihr die Baronin in's Wort, „ich werde bald kommen."

Der Priester hatte gehört, um was es sich handelte und schickte sich an, sie zu verlassen.

„Ich will Sie nicht länger aufhalten," sagte er daher, als die Baronin zurückkam, „ich darf mich doch wohl auf dem gewöhnlichen Weg entfernen?"

„Natürlich, ehrwürdiger Vater."

„In acht Tagen . . ."

„Hat die Königin die Zeitung."

„Ich werde Sie dann in neun Tagen besuchen. Man muß das Eisen schmieden, so lang es warm ist. Leben Sie wohl, Madame, leben Sie wohl!"

Die Baronin öffnete eine geheime Thüre und ließ ihn direkt auf den Gang hinaus.

Dadurch, daß sie mit der Hand auf eine Feder im Beichtstuhl drückte, verwandelte sich dieser wieder in einen Toilettentisch. Die Lampe vor dem Christusbild wurde gelöscht und der Rollvorhang hinaufgezogen.

Das so eben in ein heiliges Dunkel gehüllte Betzimmer war jetzt wieder ein heiteres und angenehmes Toilettenstübchen.

Als die Baronin vor dem Spiegel ihr Aussehen und ihre Toilette geordnet hatte, griff sie nach dem Thürschloß, um zu den Wartenden hinauszutreten. Aber in diesem Augenblick that sie sich Einhalt.

„Zwei unbekannte Personen," sagte sie zu sich selbst; „wer mögen sie sein? Was können sie wollen?"

Bei Allem, was einigermaßen ungewöhnlich war, fürchtete sie beständig einen berechneten Anschlag gegen sich.

„Ich weiß nicht," fuhr sie in ihrem Gedankengang

fort, „daß ich mit irgend einem Menschen zu reden hätte."

Sie schwieg und überlegte ihre eigenen Gedanken.

„Zwei Unbekannte, die ihre Namen nicht angeben wollten? Sehr geheimnißvoll . . . ich erschrecke beinahe. Vielleicht sollte ich sie nicht empfangen."

Sie überlegte wieder ihre Worte.

„Aber sie haben wichtige Dinge mit mir zu besprechen. Warum muß es denn nothwendig etwas Böses sein? Es kann sich ja ebenso gut um etwas Angenehmes und mir Nützliches handeln."

Sie legte die Hand von Neuem an das Schloß, ließ es aber sogleich los, gleich als hätte sie sich daran verbrannt.

„Ich weiß nicht, wie es kommt; aber es ist mir recht wunderlich zu Muthe. Ich habe Lust, den andern Weg zu gehen, durch die geheime Thüre und den Salon."

Wiederum entstand eine Pause.

„Aber warum soll ich just durch den Salon gehen? Ich kann ja ebenso gut durch das Schlafzimmer gehen. Beide Wege führen doch zu demselben Ziel. Hm, sehr seltsame Fragen. Nachdem es mir indeß eingefallen ist, habe ich Lust, meiner ersten Caprice zu folgen und mich durch den Salon hinauszubegeben."

In dieser Absicht wandte sie sich um und dabei fiel ihr Blick auf das Christusbild. Wie gefesselt vom Ausdruck im Gesicht des Erlösers, blieb sie einen Augenblick stehen. Aber bald machte sie das Zeichen des Kreuzes, und mit einer Bewegung der Ungeduld über ihre eigene Unschlüssigkeit begab sie sich durch die geheime Thüre hinaus, auf demselben Weg, auf welchem der Priester sie so eben verlassen hatte.

Kaum war sie in den Corridor hinausgekommen, so bemerkte sie ihren Sohn, Fritz Lander, welcher erschien, um sie zu besuchen.

Zwischen der Baronin und ihrem Sohne hatte immer

ein verschlossenes, etwas kaltes Verhältniß stattgefunden, obschon es gleichwohl weder an Liebe von Seiten der Ersteren, noch an Ehrerbietung von Seiten des Letzteren fehlte.

In der Stimmung, worin sie sich eben jetzt befand, da ihre Gedanken von dem sonderbaren Umstand beschäftigt waren, daß zwei Personen, die ihre Namen nicht angeben wollten, sie besuchten, war es ihr, als fiele eine schwere Last von ihrer Brust, als sie Fritz erblickte. Es war nicht blos ein Bekannter, sondern ein Freund, ja noch mehr, er war ihr Sohn.

„Es ist gut, daß ich Sie treffe, meine Mutter!" sagte Fritz mit Eifer und Heftigkeit, „ich habe etwas . . ."

„Beruhige Dich, mein Freund," bat die Baronin, die in Anwesenheit ihres Sohnes nie vergaß, das zu beobachten, was sie ihre Würde nannte; „beruhige Dich, mein Freund. Unter unsern Pflichten dürfen wir die Aufmerksamkeit gegen uns selbst nicht vergessen. Keine Heftigkeit, mein Sohn. Der Verstand ist immer ruhig."

Der Leser dürfte sich erinnern, daß die Baronin in ihrer alltäglichen Art, sich auszudrücken, gewöhnlich etwas Moralisirendes hatte. Die Regelmäßigkeit, die ihr Verhältniß zu Andern dadurch erhielt, trug nicht wenig zu dem Ansehen bei, das sie sich im Allgemeinen zu erwerben gewußt hatte.

„Du sagtest, daß Du mir Etwas zu sagen habest," fuhr die Baronin fort. „Es ist immer gut, wenn Mutter und Sohn einander Etwas zu sagen haben. Ich habe Dir auch Etwas zu sagen."

Die Baronin und Fritz kamen dabei in den Salon.

„Aber was ich Ihnen zu verkündigen habe, ist von trauriger Natur. O meine Mutter!

„Man muß das Böse mit dem Guten annehmen; ich bin wohl daran gewöhnt, mein Sohn. Dießmal bin ich jedoch glücklicher, denn was ich Dir zu sagen habe, ist erfreulicher Art. Aber wir müssen uns kurz fassen,

Fritz, denn ich habe Gäste, die mich drinnen im Wohnzimmer erwarten. Beginne Du mit Deiner Neuigkeit, oder bist Du vielleicht ungeduldig, zu erfahren, was ich zu sagen habe? Es betrifft Fräulein Jaquette; aber Du hast es vielleicht schon gehört?"

„Nein, meine Mutter . . ."

„Du weißt also nicht, daß Paul Dir nicht mehr hindernd im Wege steht?"

„Ich weiß Nichts davon."

„Nun, so kann ich Dir erzählen, daß zwischen ihnen Alles aus ist."

„Was sagen Sie, Mutter? Ist's möglich?"

„Habe ich Dir jemals Ursache gegeben, an meinen Worten zu zweifeln?"

„Niemals, meine Mutter, niemals!"

„Alles intimere Verhältniß zwischen Paul und Jaquette ist heute abgebrochen worden. Aber Du siehst nicht so vergnügt aus, wie ich erwartet hätte."

Die Bemerkung der Baronin war richtig. Fritzens Stimme verkündete zwar Verwunderung, aber keine Freude.

„Ach, meine Mutter! Sie berühren eine empfindliche Saite und ich habe Ihnen viel zu bekennen. Sie wissen, daß Sie im Anfang meine Neigung zu Fräulein Jaquette niemals recht billigten . . . erinnern Sie sich dessen?"

„Ich läugne es nicht . . . obschon . . ."

„Obschon Sie aus Zärtlichkeit endlich auf meine Seite übertraten und mit Aufopferung Ihrer eigenen Ansichten mich zu unterstützen suchten . . . inzwischen . . . ich kann es nicht läugnen . . . wirkte Ihre, wiewohl zum Schweigen gebrachte Ansicht auf mich, und da Jaquette meinen Antrag ablehnte . . ."

„Sie lehnte ihn ab . . . allerdings . . . aber Du beharrtest ja doch bei Deinen Absichten."

„Ganz richtig, meine Mutter . . . aber sie wurde Hoffräulein.“

„Das führte Dich ja nur um so näher mit ihr zusammen.“

„Sehr wahr, und ich wurde dadurch in den Stand gesetzt, in ihr Herz einzudringen; da entdeckte ich aber, daß sie niemals Etwas für mich werden kann, weil sie Paul liebt und zwar von ganzer Seele liebt.“

„Aber Du hörst ja, daß es jetzt zwischen ihnen aus ist.“

„Das mag sein, meine Mutter, obschon ich es nicht verstehe; aber jedenfalls . . . jedenfalls . . .“

„Jedenfalls . . . was meinst Du damit? Ach, mein Sohn! ich hätte wahrlich ein solches Wort nicht erwartet. Um Deinen Wünschen entgegenzukommen, habe ich alle meine Freunde in Thätigkeit gesetzt, habe Nichts unterlassen, habe unermüdlich gearbeitet, habe mehr als ein Opfer gebracht, und jetzt, da meine Pläne gelungen sind, jetzt, da ich am Ziele stehe, da kommst Du her und sagst: jedenfalls, meine Mutter, jedenfalls will ich sie nicht haben.“

„Verzeihen Sie mir,“ bat Fritz, „aber ich hielt es für unmöglich, Jaquettens Liebe zu gewinnen.“

„Für Denjenigen, der ernstlich Etwas will, ist Nichts unmöglich, und gelingt es nur erst, die Hand einer Frau zu gewinnen, so hängt es nur von dem Manne selbst ab, hernach auch ihre Liebe zu gewinnen.“

„Nichts desto weniger, liebe Mutter, hielt ich es für unmöglich, und meine Neigung wandte sich einer andern Seite zu.“

Die Baronin richtete sich erzürnt auf.

„Ich erinnere mich, daß Du einmal sagtest, Du könntest nicht ohne Jaquette leben.“

„Ich täuschte mich in mir selbst, meine Mutter.“

„Ich sah Deine Verzweiflung und Dein Leiden.“

„Neue Gefühle führen neue Leiden mit sich.“

„Du versichertest, daß Du Dich tödten würdest.“

„Eine neue Liebe hat mich gerettet.“

„Du bist leichtsinnig, Fritz.“

„Ich bin Mensch, meine Mutter.“

„Ach, Fritz . . . aber laß uns nicht mehr von der Sache reden. Es ist das Letztemal, daß ich für Dein Glück arbeite, das bedenke wohl. Ich habe keine Lust, der Spielball Deiner flüchtigen Neigungen zu werden.“

„Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen anvertraue, meine Mutter.“

„Ich will Deine Vertraute nicht sein. Bewahre Deine Launen für Dich selbst. — Was wolltest Du mir sagen, als Du eben kamst?“

Die Baronin war zornig und barsch.

„Sie sind streng, meine Mutter. Liegt es nicht in der menschlichen Natur, schwach zu sein?“

Fritz fixirte sie scharf.

„Schwach zu sein ist menschlich, aber es ist dennoch ein Fehler, der einen schwachen Menschen beweist.“

„Haben Sie nicht selbst in jüngeren Tagen manchmal schwach sein können, meine Mutter?“ fragte er; „aber verzeihen Sie mir . . .“

Die Baronin runzelte ihre Augenbrauen.

Fritz schien mit sich selbst nicht einig wie er sich ausdrücken sollte.

„Auf was zielst Du ab? Ob ich selbst habe schwach sein können? Sprich Dich aus.“

Argwohn war in den letzten Jahren der hervorstechende Zug in dem Charakter der Baronin geworden, zumal wenn man die mindeste Anspielung auf ihr früheres Leben machte. Fritz, der sich jetzt aufgefordert sah, zu erklären, was er mit seiner halb ausgesprochenen Bemerkung meinte, fühlte sich gleichwohl dadurch belästigt, nicht blos wegen des gewöhnlichen kalten oder wenigstens gleichmäßigen Ernstes, womit sie ihn zu behandeln

pflegte, sondern auch wegen des strengen Blickes, den sie jetzt auf ihn heftete.

„Als ich hieher kam," versetzte er inzwischen, „sagte ich Ihnen, meine Mutter, daß ich etwas Unangenehmes mitzutheilen habe."

„Ich habe es nicht vergessen, aber in welchem Zusammenhang steht das mit dem Gegenstand unsres jetzigen Gesprächs?"

Es schien, als habe die Baronin in der von fern hingeworfenen Einwendung ihres Sohnes einen, gegen sich gerichteten Pfeil bemerkt, den sie nicht mehr aus dem Auge lassen wollte, bevor sie entweder Fritz entwaffnet oder auch sich überzeugt hätte, daß sie sich getäuscht habe. Fritz, der ihren Charakter gar zu gut kannte, obschon er gewöhnlich ihr Mißtrauen als Hartnäckigkeit betrachtete, begriff sehr wohl, daß sie sich bereits anschickte, jede, wenn auch noch so unbedeutende Bemerkung zu empfangen und zurückzuweisen, und obschon er nicht bereute, daß er das Gespräch eingeleitet hatte, so war er doch verlegen über die Art, wie er es zu Ende führen sollte.

„Nun, Fritz," fiel sie ein, als er stumm blieb, „ich will wissen, was Du mit Deiner Frage meintest, ob ich nicht in meiner Jugend . . ."

„Ach, meine Mutter."

„Keine Ausflüchte, mein Sohn, Du setztest Deine Insinuation mit der Ursache Deines Besuches in Verbindung. Du weißt gewiß, was Du sagst, und ich verlange bloß eine ganz einfache Erklärung."

Fritz besaß Charakter, obschon er gewöhnt war, seiner Mutter nachzugeben; aber er fühlte sich verletzt durch die Art und Weise, wie sie ihre Aufforderung stellte. Inzwischen war diese Frage, sowie der Glaube an die guten Eigenschaften seiner Mutter, den er von seinen frühesten Jahren an gehegt hatte, von weit größerer Wichtigkeit für ihn, als er hatte durchschimmern lassen.

Er beschloß also, nicht länger zu zögern, sondern gerade herauszusagen, was ihm auf dem Herzen lag.

„Ich habe nicht die Absicht gehabt, Sie zu beleidigen, meine Mutter, aber ich glaubte, Sie würden mir erlauben, mit Ihnen ruhig von einem Gerüchte zu sprechen, das mir heute zu Ohren gekommen ist, und gegen dessen verletzenden Angriff Sie sich, wie ich fest überzeugt bin, ohne Mühe werden rechtfertigen können.“

„Mich rechtfertigen?

„Ich war gestern Abend auf dem Maskenball.“

„Ein sehr schöner Anfang.“

„Ich wurde da Zeuge eines Auftrittes, der im höchsten Grad ungewöhnlich und erschütternd war.“

„In solchen Kreisen finde ich das keineswegs verwunderlich.“

„Zwei ältere Personen, ein Frauenzimmer und ein Herr, beide allgemein geachtet und in großem Ansehen stehend, wurden hier auf eine schreckliche Weise mitgenommen.“

„Von der Jugend vielleicht? Dieß beginnt nichts Seltenes mehr zu sein.“

„Aeltere Liebesverbindungen, die jedoch während ihrer Ehe stattfanden, wurden dem allgemeinen Spotte preis gegeben.“

Die Baronin warf einen scharfen, schneidenden Blick tief in Fritzens Auge.

„Was habe ich damit zu schaffen, mein Sohn?“

Fritz beantwortete ihre Frage nicht, sondern fuhr in seinem Gedankengang fort.

„In demselben Augenblick, wo eine der beiden Partheien, nehmlich der Mann, sich, wie es scheinen wollte, höchst zärtlichen Bekenntnissen gegen ein Mädchen hingab, machte man die Entdeckung, daß sie . . . seine eigene Tochter war.“

Das Gesicht der Baronin trübte sich; ein düsterer

Flor legte sich über ihre Gedanken. Sie wich zurück, obschon mit einer kaum merkbaren Bewegung.

„Die andere, die Frau," fuhr Fritz fort, entdeckte in ihrem Liebhaber keine andere Person, als ihren eigenen Sohn.

Ein Schauer überlief die Baronin, ihre Wangen wurden plötzlich schneeweiß. Es kam ihr beinahe vor, als hörte sie in der Entfernung einen dumpfen Donner über ihr eigenes Leben hinrollen. Obschon nicht ohne Anstrengung, beherrschte sie sich gleichwohl.

„Wie hieß dieses Ehepaar? sag' mir den Mann."

„Der Mann hat mir heute einen Besuch gemacht."

„Aber was hast denn Du mit der ganzen Geschichte zu schaffen?"

„Das hängt von Ihnen ab, meine Mutter."

„Von mir?"

„Von der Antwort, die Sie mir auf meine angefangene, aber abgebrochene Frage zu geben belieben."

„Wie so?"

„Antworten Sie mir aufrichtig, meine Mutter, waren Sie vielleicht zur Zeit, wo mein Vater noch lebte, einmal . . . aber wie soll ich mich ausdrücken . . . ich sehe bereits, daß Sie sich erzürnen . . . doch die Frage muß gestellt werden . . . ich muß Aufschlüsse gewinnen."

Die Baronin fühlte sich beinahe unwohl, sie wußte nicht, auf was ihr Sohn deutete, aber ungeachtet sie das fürchtete, was er wußte, empfand sie doch ein unwiderstehliches Bedürfniß, es genau zu erfahren.

„Entferne Dich nicht von dem Gegenstand . . . . Du fragst mich, ob ich zu den Lebzeiten Deines Vaters . . ."

Auch Fritz wurde von dem Gegenstand, den er vorzustellen hatte, sehr gequält; aber nachdem er einmal darauf gekommen war, wollte er unter keinen Umständen mehr zurücktreten.

„Hegten Sie," fragte er daher, „während seiner Lebzeiten vielleicht eine . . . eine . . ."

„Du zögerst, eine, sagst Du . . ."

Mutter und Sohn wollten beide einander durchschauen, und die Unruhe, die sie empfanden, zog sie unter qualvollen Vorstellungen zum Ziele hin.

„Hegten Sie vielleicht eine Neigung für einen Andern?"

„Eine Neigung?"

„Liebe, meine Mutter, Liebe."

„Ach!"

„Machten Sie sich einer Schwachheit schuldig?"

„Ich?"

Die Baronin zitterte. Sie hatte sich in ihre neue Stellung zu ihrem Sohne noch nicht hineinzudenken vermocht.

„Derjenige," fuhr Fritz fort, „der mir heute einen Besuch machte, war kein anderer, als . . ."

Fritz war kaum soweit gekommen, als die Baronin sich aufrichtete. Er hatte ein einziges Wort geäußert, an dem sie sich festhielt.

„Als der Mann, willst Du sagen; ha, ich beginne jetzt zu ahnen . . . dieser Mann ist . . ."

Fritz war selbst ein Ehrenmann, und jeder Flecken am Charakter seiner Mutter schmerzte ihn tief, wenn er nur daran dachte. Er wollte sie so gerne rein sehen, weil die Ehre — die Ehre seines Namens — sein einziges Kapital war. Seine Ungeduld gestattete ihm nicht einmal, die Erklärung seiner Mutter abzuwarten.

„Man hat mich betrogen, meine Mutter," unterbrach er sie daher, „Sagen Sie mir das, man hat mich betrogen."

Die Baronin war nahe daran gewesen, eine Unvorsichtigkeit zu begehen und sich vor Fritz bloszustellen; sie dankte daher in der Stille Gott für seine Heftigkeit

sie zu unterbrechen, denn sie bekam dadurch Zeit, sich zu beruhigen.

„Ich ahne zwar," sagte sie mit vollkommener Besinnung, „wer Dich heute hat besuchen können, aber vielleicht täusche ich mich. Laß mich seinen Namen hören."

„Der Großhändler Kellner."

„Und was hat er Dir gesagt?"

„Daß Sie, meine Mutter, und er während Ihrer Ehe mit meinem Vater, in einem unerlaubten Verhältniß zu einander gestanden hätten."

„Das ist unerhört, Fritz, das ist abscheulich."

„Er sagte, die Folge Ihres Verhältnisses sei eine Tochter gewesen."

„Mein Gott, wie verächtlich sind nicht die Menschen, welche freche Niederträchtigkeit, welche gemeine Beschuldigung!"

„Diese seine Tochter war es, die er auf dem Maskenball wiedergefunden hatte."

„Welche niederträchtige Unverschämtheit!"

„Er hatte dem Geklatsche und der Verläumdung zuvorkommen und das Leidige in der Sache dadurch mildern wollen, daß er mich persönlich von dem Verhältniß unterrichtete."

„Welche Schlechtigkeit!"

„Er bat mich, Sie zu besuchen, Sie mit Zärtlichkeit auf die Entdeckung vorzubereiten und Ihnen mitzutheilen, daß er sich selbst mit dem Mädchen einzustellen gedenke, welches liebenswürdig und einnehmend sein soll; er erzählte mir, daß nicht bloß er, sondern auch Sie, meine Mutter, gar zu lange die Pflicht, nach der Unglücklichen zu sehen, vergessen hätten, und daß er sich jetzt Vorwürfe darüber mache."

„Höre auf, Fritz, höre auf! Ich vermag Dich nicht mehr anzuhören. Kellner ist ein unredlicher, gemeiner Kerl, der vermuthlich seine Jugendthorheiten mit einem geachteten und ehrlichen Namen bedecken möchte. Was

Du mir gesagt hast, ist im höchsten Grad erschütternd. Allmächtiger Gott, was soll man von der Welt glauben? Urtheile selbst, mein Sohn."

Fritz lauschte begierig auf jedes Wort seiner Mutter. Kellners Mittheilung hatte ihn selbst vielleicht noch mehr beleidigt, als seine Mutter. Voll sehnsüchtigen Verlangens, die Wahrheit zu erfahren, hatte er sich bei ihr eingestellt. Er hatte seine Neuigkeit als eine erniedrigende Wahrheit gefürchtet. Er brannte jetzt vor Ungeduld, und da fielen die Worte seiner Mutter gleich erfrischenden Thautropfen in seine Seele hinab. Bei jeder ihrer Aeußerungen klärte sich seine Stirne auf, und in seine Brust kehrte allmählig Ruhe zurück.

„Sie sind unschuldig, meine Mutter, unschuldig; ich kann mich doch darauf verlassen?"

„Selbst eine Frage beleidigt mich, Fritz. Hast Du mir einen einzigen Augenblick mißtrauen können?"

„Nein, nein, meine Mutter."

„Zweifelst Du vielleicht noch?"

Fritz betrachtete sie schweigend einen einzigen Augenblick, dann sprang er auf und schloß sie in seine Arme.

„Ach, keine Vorwürfe, meine Mutter; nein, ach nein, keine Vorwürfe, Sie verletzen mich dadurch. Könnten Sie in mein Herz schauen und sehen, wie fröhlich ich mich fühle, wie glücklich Sie mich gemacht haben . . ."

„Es ist schon gut, Fritz," sagte die Baronin ganz kurz.

Sie schob ihn dabei sachte von sich und glättete ein paar Falten, welche die Heftigkeit ihres Sohnes an ihrem Kleide gemacht hatte.

Fritz stand einen Augenblick von seiner Freude gänzlich eingenommen da. Seine Hand ruhte auf seiner Stirne, seine Augen strahlten. Es war in der kurzen Betrachtung, der er sich überließ, mehr Begeisterung, als Ruhe.

„Leben Sie wohl, meine Mutter!" sagte er dann, ich muß . . ."

Geleitet von seinen Eingebungen, eilte er fort.
„Wohin, Fritz?“ rief die Mutter.
Aber Fritz hatte bereits das Zimmer verlassen.

Was die Baronin während dieser Scene ausgestanden, läßt sich nicht beschreiben. Des Gewissens mächtige Stimme durchtönte sie gleichwohl mit ihrem erschütternden Ruf. Unbeweglich blieb ihr Gesicht der Thüre zugewendet, durch welche Fritz verschwunden war. Sie hatte ihn zurückrufen wollen, aber sie vermochte ihre Lippen nicht zu bewegen. Noch hörte sie seine Tritte auf den Treppen; es war ihr, als entfernte sich die letzte Ruhe ihres Lebens von ihr. Sie fühlte, daß es so leer und öde in ihr wurde. Hätte sie sich in einer Atmosphäre unter dem Gefrierpunkt befunden, sie hätte keine schrecklichere Kälte empfinden können, als die, welche sich jetzt auf sie herabsenkte. Das Gewissen ist kein leerer Wahn. Wenn es sich vorwurfsvoll von seinem Thron in unserm Inneren erhebt, so zittern wir vor Gottes eigenem strafenden Angesichte. Ungeachtet die Baronin eine egoistische Intrigantin war, liebte sie dennoch ihren Sohn. Es war ihr zwar dießmal gelungen, ihn zu beruhigen, aber er befand sich dennoch auf dem Weg, etwas von ihrem früheren Leben aufzuspüren. Sie entsetzte sich darüber, weil die einzige ihr noch übrig gebliebene Liebe auf Erden es war, die sie jetzt auf dieses Gebiet hinjagte. Der Kampf war nicht mehr derselbe, wie früher. Bisher hatte sie mit Personen zu thun gehabt, die ihrem Herzen fremd waren, und ihre ränkevolle Schlauheit hatte immer Mittel gefunden, sich fortzuhelfen; aber jetzt hatte

sie mit einem Theil ihres eigenen Herzens, nämlich mit ihrem Sohne zu kämpfen. Sie sah kein Ende dieses Kampfes ab, weil der Feind in ihrer eigenen Brust einen Bundesgenossen hatte. Der Himmel hatte für sie keine Diana mehr, wohl aber die Unterwelt eine Hekate. Es war ein Vorpostengefecht von neuen Leiden, das in ihr vorging, und worin sie bereits ihren Untergang ahnte. Lange blieb sie unbeweglich auf ihrem Platze stehen. Ihr Blick schwebte in unbekannten Räumen, und im fernsten Hintergrund derselben sah sie ihr altes Schreckbild, des Vaters blutige Gestalt, drohend sich nahen; aber als sie näher kam, verwandelte sich das Gesicht, und es war nicht mehr ihr Vater, es war . . .

Sie hatte vergessen, daß zwei unbekannte Personen sie im Wohnzimmer erwarteten; aber jetzt erinnerte sie sich daran. Sie erschrack dabei noch mehr.

Uebermannt von ihren Gefühlen, fühlte sie sich schwach und kraftlos. Eine andere als sie wäre vielleicht zu Boden gefallen und in Thränen zerschmolzen. Sie dagegen blieb kalt, aber rathlos.

„Wer mögen wohl die Leute sein, die mich drinnen erwarten?“ fragte sie. „Meine Feinde,“ antwortete sie selbst auf ihre Frage.

Sie wandte sich gegen die Thüre des Wohnzimmers; dasselbe verbarg für sie ein unbekanntes Schicksal.

„Was mögen sie von mir wollen?“ dachte sie wieder.

Bei einer andern Gelegenheit würde sie sich vielleicht lauschend an die Thüre begeben haben, um wo möglich zum Voraus einige Kenntniß von diesen Personen zu gewinnen; jetzt blieb sie still stehen und hielt nur einen starren Blick auf die Thüre geheftet.

Wenn das Gewissen erwacht, kommt es nicht bloß mit einer einzigen Anklage. Es greift uns zu gleicher Zeit in allen Fällen an, wo wir mit uns selbst nicht einig sind.

Vor der verschlossenen Thüre glaubte sie einen Richter stehen zu sehen, aber sie wußte nicht, wer er war, und er war daher nur um so schrecklicher für sie. Die Ungewißheit war qualvoll. Die Eisbrücke, die ihre Berechnungen über ein früheres Leben geschlagen hatten, und auf welcher sie gewandert war, nicht ohne Gefahr bei der mindesten Unvorsichtigkeit hinabzufallen, war jetzt gebrochen, und sie versank unaufhörlich in einen Abgrund in ihrem eigenen Inneren, wo sie vergebens nach etwas tappte, auf das sie sich stützen konnte. Die Unruhe nahm mit der Ungewißheit zu.

„Aber vor was bebe ich doch?“ fragte sie sich endlich. „Nur vor einer Spuckgestalt, einem Schatten. Ich will unerschrocken meinem Schicksal entgegen gehen.

Entschlossen näherte sie sich jetzt also der Thüre; aber als sie zu ihr vorkam, blieb sie noch einmal stehen.

Ihr, für einen Augenblick von einem erkünstelten Stolz belebtes Gemüth wurde hier von einer so plötzlichen Schwäche überfallen, daß all ihr Muth entschwand.

Sie würde jetzt gerne mehrere Jahre ihres Lebens geopfert haben, um nur zu erforschen, wer diejenigen waren, die sie erwarteten.

„Unbekannte,“ murmelte sie, „barmherziger Gott, Unbekannte.“

Ihre Kniee wankten; aber ihre Ungewißheit war nicht bloß beunruhigend, sie war auch aufreizend.

Sie legte die Hand an den Schlüssel.

Ihre Entschlossenheit war ein Schatten einer augenblicklichen Raserei. Sie hätte sich in dieser Stimmung in einen Abgrund stürzen können.

Bei sich selbst hatte sie niemals geläugnet, daß sie in wichtigen Fragen gegen ihre Ansicht von dem Rechten gehandelt, und obschon es ihr bisher gelungen war, sich hinter einem Vorhang von Heuchelei zu verbergen, so empfand sie gleichwohl etwas in ihrem Innern, was ihr verkündete, daß dieser Vorhang nahe daran war zu zer-

reißen. Wer den Willen seines Herrn weiß und Unrecht thut, wird doppelte Strafe erleiden, liest man im Evangelium, und sie erlitt eine doppelte Züchtigung.

Die Thüre in's Wohnzimmer ging auf und sie starrte verwirrt hinein. Ein innerer Schauer durchlief ihre Glieder, als sie sich vor den beiden Unbekannten befand, welche sie erwarteten. Sie vergaß, dieselben zu begrüßen, sie betrachtete sie bloß.

Die beiden Unbekannten richteten sich bei ihrem Anblick auf. Eine unheimliche Stille entstand. Kein Wort, keine Bewegung, keine Veränderung auf irgend einem Gesichte störte sie.

Einer der Unbekannten brach inzwischen das Schweigen zuerst, indem er sich ihr ein Paar Schritte näherte.

Es war ein alter Mann mit einer solchen Würde und solchem Ernst in seiner Haltung, daß die Aufmerksamkeit der Baronin gänzlich dadurch gefesselt wurde.

Die Gestalt des Alten war stattlich, obschon von den Jahren gebeugt; seine Miene war voll edlen Ausdrucks. In weichen Locken fiel ein silberweißes Haar seitwärts von seiner ruhigen, aber faltenreichen Stirne.

Die Baronin kannte ihn nicht. Da sie von der Absicht seines Besuches keine Ahnung hatte, so fürchtete sie das Schlimmste. Heftig schlugen ihre Pulse; gewaltsam klopfte ihr Herz.

„Wer sind Sie?“ fragte sie endlich.

Ihre Stimme war unsicher. Sie fürchtete sich vor seiner Antwort. Hinter dem verehrungswürdigen Greis lag ein ganzes Leben von Reinheit und Rechtschaffenheit. Der Friede in den Augen des alten Mannes erklärte das so schön und wahr. Sie hatte niemals eine so strahlende Ruhe gesehen wie in diesem Blick, niemals. Sie betrachtete immer noch unaufhörlich nur ihn. Der Greis hatte ihre Frage nicht beantwortet und sie wagte es nicht, sie zu erneuern. Sie suchte unter ihren Erinnerungen. Aber unter diesen allen forschte sie vergebens,

und gleichwohl .... meinte sie dennoch, schon früher einmal vor diesem Manne gestanden zu haben. Wo sollte sie ihn wieder finden? Wo hatte sie ihn gesehen? Sie konnte sich das nicht beantworten und jemehr sie sich in dunkle Erinnerungen verwickelte, um so mehr überzeugte sie sich, daß sie schon früher einmal in Berührung mit ihm gestanden.

Der Greis war in einiger Entfernung von ihr stehen geblieben.

In seinem ganzen Aussehen fand sich mehr milde Güte als strafende Strenge. Dieser Umstand entging der Baronin nicht, aber er tröstete sie nicht, sondern verzehrte vielmehr den ganzen Rest von Kraft, den sie noch besessen hatte. Alle Bemühungen, eine Handhabe zu erhalten, welche ihr, wenn auch nur als Reizmittel, ihre gewöhnliche Stärke wiedergeben könnte, scheiterten an diesem Angesicht, das eine leidenschaftslose Tugend, wirkliche Güte und bewährte Resignation verrieth.

Obschon der Greis gerade ihr gegenüber stehen geblieben war und ihr Zeit zu allen diesen Bemerkungen gegeben hatte, so waren diese denn doch so schnell hinter einander gekommen, daß wir sie nicht mit derselben Geschwindigkeit erzählen konnten.

In diesem Augenblick bewegte sich der Greis wieder.

Die Baronin fuhr unwillkürlich zusammen.

Er erhob seinen Arm und streckte die Hand gegen sie aus.

„Wer sind Sie?“ dachte sie noch einmal. Die Frage erstarb auf ihren bleichen Lippen.

„Sie wollen wissen, wer ich bin?“ sprach der Greis endlich mit klarer und langsamer Stimme. „Wer ich bin? Ich bin ein Bote aus dem Grabe Ihres Mannes, Madame. Es ist wahr, daß ich unterwegs ergraut bin, weil ich wandern mußte, merken Sie sich das, weil ich zweiundzwanzig Jahre hindurch unaufhörlich wandern mußte, um zu dieser Stunde und zu Ihnen zu gelangen.“

Die Baronin athmete nicht.

„Wer ich bin?“ fuhr der Greis fort. „Ich bin Ihr strafendes Gewissen, Madame, das heute kommt, um Sie, nicht vor der Welt, sondern vor Ihnen selbst zu verklagen; um Sie eines abscheulichen Verbrechens, eines Mordes anzuklagen, eines Mordes, den Sie an Ihrem eigenen Manne verübten. Wenn das Gesetz der Staatsgesellschaft Sie nicht erreicht, so wird Gottes Urtheil es thun.“

Mit einem Ausrufe herzzerreißenden Entsetzens stürzte die Baronin zermalmt und vernichtet auf den Boden nieder.

Das ganze Netz aller Ränke ihres Lebens war auf einmal zerrissen.

So lange der Verbrecher sich gegen äußere Entdeckungen zu wehren hat, besitzt er darin eine Zerstreuung, die ihm keine Zeit läßt, zu sich selbst zu kommen. In all den Ränken, die dabei angewandt werden, erbaut er für sein Herz eine Freistätte, aber dies ist eine Freistätte ohne festen Grund, blos aus hohlem Rohr gemacht, in der Luft schwebend wie ein Vogelnest, das sich zwischen Himmel und Erde schaukelt und auf allen Seiten vom Sturme umgeben ist. Nachdem der Kampf mit dem Gesetz glücklich überstanden ist, bleibt noch der Kampf mit dem Gewissen übrig. Das Gewissen ist keine Lüge, es ist Gottes Zeugniß in unserer Seele. Sein Kampf ist ein Kampf um Frieden in unseren Herzen. Mehr als einmal kann Gottes Banner dabei niedergetreten werden, aber es erhebt sich immer wieder. Das Gewissen stirbt nicht, es lebt unaufhörlich zu neuem Kampf für Gottes Reich in uns auf, und früher oder später geht es siegreich voran, die falschen Hausgötter verscheuchend, die in unserem Gemüth den Platz des einzigen rechten Gottes eingenommen haben. Jedes mit Bewußtsein begangene Verbrechen wird von einem doppelten Gewissensbiß begleitet, jedes nicht klar eingesehene führt

eine Qual nach sich, welche uns geleitet, das Rechte zu suchen. Das Gewissen mustert uns mit dem eigenen Auge unseres Verstandes, es straft uns mit den Martern unseres eigenen Gefühles. Je mehr wir uns dagegen verhärten, um so schrecklicher trifft uns am Ende der Schlag. Mit wie ruhiger Stirne wir auch der Welt entgegentreten mögen, so nagt doch der Zweifel in unserem Busen; aber der Zweifel selbst ist nichts Anderes als der distelbestreute Weg zu einer einzigen Wahrheit, zur Aufklärung über uns selbst und vor uns selbst, zum Bewußtsein unseres Falles. Wie lange man sich in eine scheinbare Vergessenheit des Verbrechens einwiegen mag, sein Schatten folgt uns überall, bis er endlich unsere Wirklichkeit wird, und wie sein Schatten . . der glückliche oder unglückliche Zustand unseres Lebens ist ein Resultat unseres ganzen Lebens. Die Glorie umgibt uns, wenn wir gut sind; sind wir strafwürdig, so nimmt die Dornenkrone ihren Platz ein. Jede Bemühung, vor Andern rein dazustehen, ohne daß man es vor sich selbst ist, ist eine Heuchelei, und wenn auch Niemand sie kennt, so vermögen wir sie doch vor unserem Gewissen nicht zu verbergen, wenn dieses auch keine fremde Hand entlehnt, so entlehnt es unsere eigene, um die Dornenkrone immer tiefer in unsere Stirne zu drücken. Der Verbrecher selbst ist es, der sich bestrafen muß.

Mit bösen Gedanken in seinem irre geführten Sinne wurde Saul auf dem Weg nach Damaskus plötzlich von einem blendenden Feuer vom Himmel herab entflammt, und er warf sich auf die Erde nieder und er hörte eine Stimme, die zu ihm sagte: Saul, warum verfolgst Du mich? Es war sein Gewissen, das ihn zu Boden schlug. Und die Stimme sprach weiter und sagte: Es wird Dir schwer wider den Stachel zu lecken. Das war Gott, der durch sein Gewissen sprach. Diejenigen, die mit Saul waren, sahen und hörten nichts, aber Saul zitterte und

bebte. Und als er wieder aufstand, öffnete er seine Augen, konnte jedoch nichts sehen.

Es war dieselbe Macht, die mit verdoppelten Ruthenhieben die Baronin Lander gezüchtigt hatte.

Die beiden unbekannten Personen betrachteten sie einen Augenblick stillschweigend, dann wandten sie sich gegen einander.

„Es ist uns gelungen," sagte der Jüngere.

„Gott ist mächtig und gerecht," sagte der Aeltere und erhob sein weiß gelocktes Haupt, gleich als wollte er einen dankbaren Blick zum Himmel emporwerfen."

„Laß uns jetzt diesen Ort verlassen," sagte der erstere wieder.

„Ihr eigenes Gewissen wird unser Werk vollenden," fügte der Greis hinzu; „laß uns gehen."

Die beiden Unbekannten waren Brauner und Roman.

Nach einer Weile kam Großhändler Kellner, begleitet von Waldhahnenfuß und Fritz, zur Baronin.

Sie fanden sie noch ohnmächtig auf dem Boden liegend.

Als Fritz seine Mutter so hastig verlassen hatte, begab er sich zu Kellner, und nach dem Gespräch, das zwischen ihnen stattfand, gingen sie gemeinschaftlich zu ihr.

Dreizehntes Kapitel.

Das Gemälde. Die Schuldscheine.

Als Gabriele Kellner den Maskenball verließ, wurde sie von Paul und Roman in das Haus ihrer Eltern geführt.

Sie hatte im Sinne gehabt, sich Vater und Mutter in die Arme zu werfen und alles zu bekennen, was ihr Herz beunruhigte. In demselben Augenblick, wo sie ihren Sohn wieder erhielt, ein Glück, das sie sich so schön geträumt und das die unaufhörliche Sehnsucht ihres ganzen Lebens gebildet hatte, in demselben Augenblicke ihn durch die größten Verbrechen entehrt zu finden — denn Verbrechen, die sie einem Fremden verziehen hätte, standen jetzt, da sie ihren eigenen Sohn betrafen, da sie sie selbst so nahe berührten, in ihrer entsetzlichsten und entehrendsten Gestalt vor ihr — aber nicht genug damit, in demselben Augenblicke ihn auch angeklagt, gefesselt und fortgeführt zu sehen, um eingesperrt, in Ketten geschmiedet, vor das Gericht gestellt und wegen eines Mordes verurtheilt zu werden — das Alles war mehr, als sie allein zu tragen vermochte. Unter der Centnerlast ihres Schmerzes war sie daher im ersten Augenblick niedergesunken, und erst in Pauls bedecktem Schlitten kam sie wieder zur Besinnung. Aber die schwächste Mutter wird stark, wenn ihre Mutterliebe in Anspruch genommen wird. Die gewaltige Elastizität des Herzens wird dann in Bewegung gesetzt, die Lebensgeister erweitern sich, die Kräfte bekommen eine wunderbare Spannkraft. Von vollkommener Bewußtlosigkeit ging sie daher wie durch einen Zauberschlag zum vollkommenen Bewußtsein über. Kein auch

noch so unbedeutender Zug des ganzen Ereignisses entging ihr. Mit klarem Blick ermaß sie die volle Schauderhaftigkeit ihrer Stellung und sie beschloß, sich ihren Eltern anzuvertrauen.

Hätte sie dieselben sogleich getroffen, so würde sie es sicherlich auch gethan haben; aber die Nacht war schon weit vorangeschritten, und sie konnte nicht zu ihnen gelangen. Die alten Leute schliefen und Gabriele hatte nicht das Herz, sie zu wecken. Bald wurde sie auch von andern Gedanken in Anspruch genommen, und nach einer Weile setzte sie sich an einen Tisch, ergriff eine Feder und begann einen Brief an Theodor Frank.

In der That selbst war Gabriele nie entschlossener, muthiger und flinker gewesen, als sie jetzt war. All' das Schwankende, Unsichere und Schwache, was sonst in ihrem Charakter lag, schien gleichsam auf einmal verschwunden zu sein.

Der Brief an Frank wurde sehr lang. Sie erstattete darin einen vollständigen Bericht über sich selbst, von dem Augenblicke an, wo Gourville von Kellner bei ihr eingeführt worden war. Sie bekannte, daß er sogleich einen wunderbaren, unerklärlichen Eindruck auf sie gemacht, wie auch, daß sie vergebens denselben zu bekämpfen gesucht habe; aber sie bestritt, daß es Liebe gewesen sei, wenn man darunter die Sympathie zwischen verschiedenen Geschlechtern versteht. Sie gestand, daß Franks Bild, während sie von der Anziehungskraft hingerissen wurde, die Gourville auf sie ausübte, in ihrer Seele erblichen sei, aber sie fügte hinzu, daß er sie dennoch mißverstanden und ihr sogar Unrecht gethan habe, als er sie in Folge eines Rendezvous mit Gourville verließ. Sie beschrieb ferner ihre Stellung zwischen Frank und Gourville, wie wenn sie sich zwischen zwei mächtigen Gefühlen befunden hätte, zwischen zwei Magneten, von denen jeder nach seiner Seite zog, ohne daß sie über die wahre Stärke und Beschaffenheit derselben klar zu werden

vermochte. Aber jetzt glaubte sie zu einer innern Klarheit gelangt zu sein, jetzt nachdem sie in Gourville ihren Sohn entdeckt hatte, und sie erklärte ihre Sympathie für ihn als eine instinktmäßige Mutterliebe, als eine natürliche Stimme im Herzen, die ihr sagte, wie theuer er demselben war, als einen unbewußten Instinkt des Gefühls ihrer Mutterschaft. Sodann erzählte sie ihr späteres Verhältniß zu Gourville, ihr Rendezvous auf dem Maskenball, was er ihr aus seinem Leben mitgetheilt, endlich seine Verhaftung und die Ursache derselben. Sie schloß ihren Brief mit der Bitte an Frank, er möchte sich eiligst in Stockholm einfinden, um zu überlegen, was jetzt gethan werden müsse.

Kein Schlaf kam in ihre Augen. Der Brief nahm sie gänzlich in Anspruch.

Ihre Eltern, welche erfuhren, daß sie sich bei ihnen befand, ließen sie am frühen Morgen bitten, zu ihnen zu kommen.

Sie ging.

Die Gemüthsart des Grafen Curt Strahl war jetzt, da das Podagra ihn beinahe beständig an das Bett fesselte, höchst reizbar.

Seine Nacht war unruhig gewesen. Die Gräfin, die eine eben so zärtliche Gattin als Mutter war, hatte den größeren Theil derselben durchwacht.

Je schlimmer seine Laune wurde, je mehr nahmen auch seine Schmerzen zu. Der geringste Widerstand konnte ihn in die größte Leidenschaft versetzen.

Der Graf war gegen Morgen eingeschlummert.

Eine kleine Bewegung der Gräfin weckte ihn und er fuhr ärgerlich auf.

„Mein Gott,“ rief er, „warum störtest Du mich? das ist verdammt schlimm, Du mußt mich durchaus umbringen wollen, meine Liebe. Hol der Teufel all' diese Schmerzen! So eben noch war es mir so wohl, ich träumte so schön, und jetzt thut mir der ganze Leib weh, der Kopf, die Beine, der Unterleib. Ich befinde mich in meinem Fegefeuer. Sollte dies die Strafe für meine Jugendthorheiten sein, so ist die Vorsehung ungerecht, denn die Strafe ist größer als die Thorheiten. Aber warum wecktest Du mich, meine Liebe? Du kannst Dir gar nicht vorstellen, was für einen schönen Traum ich hatte. Mir war, als wäre ich zu einem Schmaus bei Freund Krook eingeladen. Ich sehe die Gerichte noch vor mir. Welch ein delikates Mittagessen, geschmoorte Maccaroni, garnirt mit Krodetten. Ich meinte, ich könne mich nicht satt daran essen. Fleischrouletten mit Trauben, ganz göttlich! je mehr ich aß, je größer wurde mein Appetit. Und dann die Schildkrötsuppe; Königin Viktoria in England hat nie eine köstlichere essen können. Ich könnte ein Narr werden, wenn ich nur daran denke. Ferner Braxen in Weinsauce, Spargeln, gedämpfte Haselhühner mit Austern, Apfelsinen-Pudding und Eiskuchen. Es wässert mir noch im Mund.

Curts Augen funkelten vor Behaglichkeit, er schnalzte mit den Lippen. Mit Wollust genoß er in seiner Einbildungskraft die gastronomischen Herrlichkeiten, die sein Traum ihm geschenkt hatte.

„Denk Dir noch dazu, meine Liebe,“ fuhr er fort, „den lieblichsten Chateau Lafitte, die köstlichste Liebfrauenmilch, den vortrefflichsten Kabinetswein. Hebe hat Jupiter niemals herrlichere Getränke bieten können. Und da wecktest Du mich . . . rissest mich aus den Wollüsten des Olymps herab zu Schmerzen . . . zu Leiden . . . zu tödtlichen Krämpfen . . . o wie ich gequält bin!“

Das Podagra, das im Anfange eine gelinde Fußkrankheit ist, verheert in seinem weiteren Verlauf auf mannigfache Weise. Es kann sich auf den Kopf werfen, und da hat man viele Beispiele, daß der Patient unter starken Schmerzen und Röthe in den Augen, verbunden mit heftigem Kopfweh, binnen wenigen Tagen halb oder ganz blind geworden ist. Wirft sich die Krankheit dagegen auf den Unterleib, so stellen sich dort die stärksten Schmerzen ein in Verbindung mit heftigem Fieberwahnsinn, wobei der gastronomische Sinn des Patienten auf die schonungsloseste und qualvollste Weise mit seiner Fantasie Spott treibt. Die Fieberfantasieen versetzen ihn an die leckersten Tafeln, wo er mit Wollust die köstlichsten Gerichte zu genießen glaubt, während die Schmerzen im Unterleib es ihm unmöglich machen, irgend etwas zu verzehren, wie auch nur einen Tropfen Wasser zu genießen, womit man das in seinem Innern brennende Feuer abkühlen will.

Graf Curt befand sich im ersten Stadium dieser letzteren Epoche, obschon der Arzt in Betreff seiner sonstigen physischen Kräfte die Hoffnung auf Genesung nicht aufgegeben hatte.

Nachdem er gegen die Gräfin gebrummt, beruhigte er sich allmählig. Sie benützte diese Gelegenheit, um ihm zu sagen, daß Gabriele zu Hause sei, und zu fragen, ob er sie sehen wolle.

Unruhig fuhr er wieder auf.

„Gabriele hier? Warum das? So früh ... ai ... ai ... welche Schmerzen ... ai ... ai ...“

Und er sank wieder nieder.

Gabriele trat ein, aber sie brauchte nur einen flüchtigen Blick auf ihre Umgebung zu werfen, so entsagte sie auch ihrer Absicht, sich ihren Eltern anzuvertrauen, weil sie dadurch deren Leiden nur verschlimmert hätte.

Sie gab daher ihre Zärtlichkeit für sie als den einzigen Grund ihres Besuches an und hoffte im Verlauf

des Tags irgend einen andern triftigen Vorwand für ein längeres Bleiben finden zu können.

Etwa um elf Uhr Morgens ließ ihr Mann sich anmelden. Nach einem kurzen Besuch bei dem Grafen, dessen kränklichen Zustand er ganz richtig beurtheilte, bat er um eine Privatunterredung mit Gabriele.

Kellner war soeben bei Abraham gewesen und hatte den Rath des Juden nicht in den Wind geschlagen.

„Warum, Madame," fragte er Gabriele, „sind Sie vom Maskenball nicht in Ihre rechte Wohnung, zu mir, zurückgekehrt?"

„Weil ich beschlossen habe, nicht dahin zurückzukehren."

„Besinnen Sie sich wohl, Madame, bevor Sie Ihren Einfall ausführen. Sie sind meine Frau und Sie wissen, daß Sie durch ein Band an mich geknüpft sind, welches Sie nicht so leicht zerreißen können; ich habe die Ehre Ihrer Familie und Ihrer eigenen in meiner Hand. Haben Sie Lust, hier zu bleiben, so begebe ich mich sogleich zu Ihrem Vater hinein."

„Aber Sie würden ihn dadurch tödten."

„Um so eher beerben Sie ihn."

„Sie sind ein kalter Egoist, mein Herr, ein herzloser Charakter."

„Beurtheilen Sie mich, wie Sie wollen, Madame, ich handle, wie ich will. Wollen Sie zurückkehren?"

Gabriele besaß keine andere Wahl. Sie versprach es. Wie unglücklich fühlte sie sich jedoch, daß sie Niemand besaß, dem sie sich anvertrauen konnte. Weil sie in einem einzigen unbewachten Augenblick gefehlt hatte, wie entsetzlich war sie nicht dafür bestraft worden!

„Ich werde Sie," sagte Kellner, als er sich entfernte, „heute Abend mit meinem Wagen holen lassen. Bis dahin mögen Sie bei Ihren Eltern bleiben."

Es war ungefähr halb ein Uhr, als die Salonthüre sich öffnete und Paul eintrat, gefolgt von Martha.

Paul verließ seine Wohnung in einer aufgeregten und verzweifelten Stimmung. Der Brief des Generals und Jaquettens kaltes Benehmen jagte ihn hinaus, fort... und er überließ seinem raschen Renner die Zügel ganz und gar. Während ein Gedanke um den andern durch seine Seele flog, erinnerte er sich jetzt auch an Jaquettens Besuch bei der Mutter des Lesepriesters, und es fiel ihm ein, daß er mit ihr sprechen sollte, um nähere Aufschlüsse über ihren Sohn und seine Antecedentien zu erhalten. Paul interessirte sich für Axeline.

Ebenso hastig als er von der Stadt weggeeilt war, wandte er jetzt sein Pferd und kehrte dahin zurück. Eine Stunde lang hatte er sich der wilden Jagd seiner Gedanken überlassen, jetzt wollte er sich mitten in die Handlungen stürzen.

Bald hielt er vor der Methodistenkapelle an, wo die Mutter des Leserpriesters wohnte.

Als er hineinkam, fand er Martha. Es war ja dieselbe wahnsinnige Frau, die er einmal bei Abraham gesehen hatte.

Er beschloß, sie sogleich zu Gabriele zu führen, weil er überzeugt war, daß sie ihr vollständige Aufschlüsse über ihren nunmehr wiedergefundenen Sohn ertheilen könnte.

Zu seiner Freude fand er auch Martha weit besser, als er sie zum erstenmal gesehen hatte, obschon sie im Ganzen nur Reconvalescentin war.

Aber wie sollte er sie zu Gabriele bringen?

Nachdem er ihre Aufmerksamkeit durch Erzählung eines Theils der Ereignisse auf dem Maskenball gereizt hatte, gelang es ihm, sie für Gabriele zu interessiren.

Ohne Widerstand ließ sich die Alte darauf ein, ihr einen Besuch zu machen.

Martha's Gemüthsstimmung war ganz ungleich; im

Allgemeinen hatte sie etwas so Unruhiges, so Heftiges und Leidenschaftliches, daß man es kaum eine Viertelstunde um sie aushalten konnte; mitunter war sie, wie man meinte, vollkommen verständig; aber dann kam auch wieder ein Augenblick, wo man nicht wußte, wie man mit ihr daran war.

Paul benützte indeß einen günstigen Augenblick, setzte sie neben sich in einen Miethwagen und schlug den Weg zu dem Grafen Curt ein.

Als Paul eintrat, traf er Gabriele im Salon, und nachdem er sich über ihre Gesundheitsumstände erkundigt, erzählte er die Ursache seines Besuches: er habe Martha mitgebracht, sagte er, weil er hoffe, daß sie das ganze Räthsel in Betreff Gourville's lösen könnte.

Aber Paul hatte sich noch nicht vollkommen ausgesprochen, als er sich auf einmal in seiner Rede unterbrach.

Sein Blick hatte nämlich auf einer Dame verweilt, die weiter oben im Salon stand und ihm den Rücken zukehrte.

Ihre Gestalt war symmetrisch schön, schlank und dennoch voll. Mit Betrachtung eines Gemäldes beschäftigt, hatte sie die Eintretenden nicht bemerkt und sich nicht einmal durch Pauls Anrede an Gabriele stören lassen. Das Gemälde zog ausschließlich die Aufmerksamkeit ihrer Seele an sich.

Bei ihrem Anblick fuhr unwillkürlich ein heftiger kurzer Ausruf über seine Lippen.

Die Dame hörte es und wandte sich um.

Es war Jaquette.

Als sie den Juden verlassen, begab sie sich, dem Wunsche ihres Vaters gemäß, zu dem Grafen Kurt, um ihm einen Besuch abzustatten.

Bei Pauls Anblick breitete sich eine leichte Röthe über ihre Wangen.

Paul vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen; er stand wie festgewurzelt da.

Die Augen Beider hatten sich in einem einzigen Blick begegnet.

Beide schienen bereits Alles vergessen zu haben, was sich so kürzlich erst zwischen ihnen zugetragen, und gleichwohl fühlten sie, daß ein Abgrund sich geöffnet hatte, der sie auf ewig trennte.

Paul war nahe daran, sich Jaquetten zu Füßen zu werfen und sie um eine Erklärung zu bitten, aber er verwandelte seine Regung in eine kalte Verbeugung.

Jaquette zog sich verlegen zurück.

Gabriele, die mitten in ihrem eigenen Kummer noch Herz für fremde Leiden besaß und soeben von Jaquette erfahren hatte, daß ihre Verbindung mit Paul zu Ende sei, bedauerte, daß der Zufall sie hier zusammenführen mußte, weil sie einsah, daß dieß beiden Theilen nur Schmerz bereiten konnte. Sie hatte auch ihren Blick von ihnen nicht abzuwenden vermocht und vergaß für eine Weile Martha.

Martha's Augen irrten von einer Person auf die andere. Sie schien nicht zu begreifen, wo sie sich befand, und noch weniger, was um sie her vorging.

Paul meinte sich entfernen zu müssen.

Aber in diesem Augenblick hörte man einige Stimmen vom innern Zimmer des Grafen her ganz laut sprechen.

Martha fuhr dabei lauschend auf.

„Still," flüsterte sie, „still!"

Unwiderstehlich zog sie die Aufmerksamkeit der Andern auf sich. Man konnte zwar nicht sagen, daß etwas wirklich Aberwitziges in ihren Bewegungen lag, aber vollkommen klug war es auch nicht.

Man hörte die Stimmen im innern Zimmer immer deutlicher.

„Still,“ wiederholte Martha, „still.“

Gabriele und Jaquette waren über Martha's Ausruf nicht weniger verwundert, als Paul.

Martha riß ihre Augen weit auf und hielt das Ohr nach der Richtung, von welcher die Stimme kam.

„Er ist es, flüsterte sie, „es ist kein anderer, als er.“

Sie erhob sich dabei auf die Zehen und schlich sich leise durch das Zimmer bis an die Thüre, die zum Zimmer des Grafen führte. Dort angekommen, lächelte sie, als schmeichelte sie sich mit dem Gedanken, daß Alles gut gegangen sei.

Jetzt lehnte sie das Ohr ans Schlüsselloch.

„Ich habe mich nicht getäuscht,“ flüsterte sie dann wieder, „er ist es wirklich.“

Pauls Gedanken waren jedoch in einer andern Richtung beschäftigt; in ihm war nämlich ein unwiderstehliches Verlangen erwacht, das Gemälde näher zu betrachten, das Jaquette so sehr interessirt hatte, daß sie sogar seinen Eintritt überhörte. Und da Jaquette es verlassen hatte, so ging er darauf zu.

Das Bild war schön.

Es war ein Oelgemälde von einem ausgezeichneten Meister und stellte ein junges Mädchen am Grabe ihres Geliebten dar. Der Künstler hatte in die schönen Züge des Mädchens so viel Schmerz niedergelegt, ohne ihrem Ausdruck das Vertrauen auf das Leben und eine gütige Vorsehung zu benehmen. Der Kummer des Mädchens war eines edlen Herzens, eines frischen Geistes tiefes Gefühl für einen unersetzlichen Verlust, ohne daß sie deßhalb in eine blinde und unschöne Verzweiflung versank. Der Maler hatte ihre eine Hand auf die Brust gelegt, nicht bloß als wollte sie den heftigen Schlag derselben beschwichtigen, sondern auch als wollte sie sagen: hier wohnt mein Kummer. Das Gesicht war aufwärts gewandt, der Blick suchte einen Stern, wie wenn sie dort oben dem lieben Todten ein Rendezvous gäbe.

Wie meisterhaft war nicht das Ganze gemalt! Der Schmerz des Mädchens war so wahr und einfach, so innig und rührend.

„Allmächtiger Gott!“ dachte Paul, an meinem Grab wird keine Trauerweide stehen; ohne eine von der Thräne der Liebe benetzte Blume wird mein Herz dereinst unter der Erde modern.“

Was hatte wohl Jaquette empfunden, als sie dieses Bild betrachtete?

Paul wurde dabei von einem so mächtigen Gefühl erfaßt, daß er sich nicht länger beherrschen konnte. Er beschloß, mit Jaquette zu sprechen, und er näherte sich ihr; aber als er bis zu ihr vorkam, stand sie kalt und stumm da.

Er mußte jedoch etwas sagen; er hatte sich ihr ja in dieser Absicht genähert.

Auch Jaquette schien aufgeregt zu sein.

Paul hatte bereits Alles vergessen, was er zu sagen beabsichtigt hatte; jetzt fiel ihm statt dessen etwas ganz Anderes ein.

„Nachdem,“ begann er, „der Grund, warum der Herr-General einmal aus Rücksicht auf seine Angelegenheiten einen Freundschaftsdienst von mir nicht annehmen wollte, nachdem dieser Grund jetzt nicht mehr vorwaltet, erlaube ich mir die Bitte an Sie, mein Fräulein, ihm vorzustellen, daß es nicht minder eine Ehre, als eine Freude für mich wäre, wenn er über mich gebieten wollte.“

Jaquettens Wange wurde feuerroth, Paul glaubte, daß er sie beleidigt habe.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ sagte er, „ich weiß nicht, was ich sage. Sie fühlen sich durch mein Anerbieten verletzt. Noch einmal . . . ich vergaß, daß der General mein Reitpferd bezahlen wollte und . . . auch die Blumen. Ich bitte Sie, mich zu entschuldigen.“

Wenn Jaquettens Wangen so eben purpurroth gewesen waren, so wurden sie jetzt schneeweiß.

Paul zog sich zurück. Eine Eisrinde legte sich um sein Herz. Er ging unsicher, als er sie verließ. Es kam ihm vor, als sei er berauscht.

Gabriele sah die Spannung, die zwischen ihnen herrschte, aber sie dachte nicht daran, den Zauber zu brechen, wenn sie das Stillschweigen bräche.

Paul, der seine Anwesenheit überflüssig fand, entfernte sich, nachdem Gabriele ihn gebeten hatte, Martha da zu lassen, von welcher sie den einen oder andern Aufschluß zu erhalten hoffte. Mit einem Seufzer machte er die Thüre hinter sich zu.

Die Stimmen im innern Zimmer wurden immer heftiger.

„Mein armer Vater," sagte Gabriele.

Martha blieb noch immer lauschend an der Thüre stehen.

„Das ist er, der meine Seele zu erlösen versprach," flüsterte sie halblaut, „der sie aber für dreißig Silberlinge kaufen wollte. Das ist der Teufel selbst, obschon er sich für den Heiland ausgibt; das ist der Beelzebub in einer heuchlerischen Vermummung . . . ich kenne ihn, ich."

Jaquette war in sich selbst versunken in einer Fensternische stehen geblieben.

„Arme Freundin!" sagte Gabriele zu ihr. „Du leidest; mögest Du nicht so viel leiden müssen wie ich!"

Jaquette hatte statt aller Antwort nur einen Händedruck.

Das Gespräch drinnen beim Grafen wurde inzwischen immer lauter.

Gabriele erkannte deutlich die Stimme ihres Vaters. Sie klang ärgerlich und erzürnt; aber die seines Gegners war auch nicht sanfter.

Martha lächelte.

Aber auf einmal öffnete sich die Thüre und die Gräfin kam in der höchsten Aufregung heraus.

Als die Thüre aufging, zog sich Martha vorsichtig hinter dieselbe zurück.

„Kommt herein, meine Lieben," bat die Gräfin, „um Gotteswillen kommt herein. Ich glaube, dieser unverschämte Mensch tödtet noch meinen Kurt; kommt herein."

Die Sprechenden waren Graf Kurt und Abraham.

Auf die Aufforderung der Gräfin trat Gabriele bei ihrem Vater ein, Jaquette dagegen blieb im äußern Zimmer, weil sie nicht mit Abraham zusammentreffen wollte. Martha schlich sich hinter Gabriele ein und blieb eine aufmerksame, obschon stille Zuhörerin.

„Ich verlange ja," sagte Abraham, „nichts anderes von Ihnen, Herr Graf, als was Ihre Freunde bereits eingegangen haben. Diese sind Ehrenmänner, das Zeugniß kann ich ihnen geben."

„Geben Sie ihnen, welches Zeugniß Sie wollen, das kümmert mich nicht; aber wenn meine Freunde zwei Narren sind, so folgt daraus nicht, daß ich auch ein Narr sein muß."

„Aber die Reverse sind ja richtig und auch verfallen. Sie haben dieselben wenigstens hundertmal umgeschrieben, so gewiß als einmal."

„Und jedesmal habe ich Sie gefragt, wie Sie den ersten bekommen haben, und Sie haben mir keine ehrliche Antwort darauf geben können."

„Sie fochten ja den Revers nicht an, als ich ihn vor zehn oder zwölf Jahren zum erstenmal präsentirte."

„Das gebe ich zu, aber ich frage noch einmal: wie ist er in Ihre Hände gefallen?"

„Dieß geht Niemand Etwas an, er war auf mich übertragen."

„Aber die Uebertragung war offenbar verfälscht. So war es auch mit den Reversen, die Sie dem General und Krook präsentirten, obschon wir dumm genug waren,

es nicht sogleich zu bemerken. Wir hielten Sie für einen zuverlässigen Freund, dem wir keinen Betrug zutrauen konnten."

„Sie schwatzen im Fieberwahnsinn, Herr Graf, und ich bekümmere mich nicht um alles Das, was Sie sagen. Sie fechten inzwischen doch den jetzt umgeschriebenen Revers nicht an?

„Ich erkenne ihn an, mein Herr, ich erkenne ihn an. Aber es ist klar, daß, wenn der erste Revers nicht Ihnen gehörte, dann auch alle übrigen nicht Ihnen gehören."

Die Gräfin und Gabriele suchten vergebens eine Gelegenheit, um zwischen die Streitenden zu treten.

„Aber wie wollen Sie das beweisen?"

„Beweisen . . . beweisen? Wir wollen sehen. So oft Sie diese Papiere zur Umschrift vorlegten, habe ich gedacht, Sie seien trotz all' Ihrer Freundschaftsbeweise dennoch . . ."

„Was sei ich?"

„Ein Schurke."

„Und jedesmal, wo Sie Geld von mir entlehnen mußten," fiel Abraham ein, „wissen Sie, was Sie da dachten?"

„Nein."

„Ich sei ein ehrlicher Mann. Dieß ist der Unterschied zwischen dem Gedanken eines Menschen, wenn er Geld entlehnen will, und wenn er es zurückbezahlen soll. Aber noch einmal, ich verlange, daß Sie hieher schreiben, der Revers sei aufgekündigt."

Fräulein Jaquette befand sich im äußern Zimmer, aber es entging ihr kein Wort: sie dachte an ihren armen Vater.

„Das läugne ich auch nicht," antwortete der Graf; „aber unter keiner Bedingung datire ich Ihnen die Aufkündigung um 6 Monate vor."

„Aber ich verlange es."

„Und ich thue es nicht."

Graf Kurt hatte sich im Bett aufgerichtet. Abra-
ham stand an seiner Seite. Beide waren im höchsten
Grade aufgebracht.

„Ihre Freunde sind auf meinen Wunsch, die Auf-
kündigung vorzudatiren, eingegangen, und Sie müssen es
auch thun Herr Graf."

„Jeder mag für sich handeln, ich thue es hi[illegible] ich
schreibe bin, daß die Aufkündigung heute geschehen sei,
und damit Punktum."

„Sie wollen mir mein ehrlich erworbenes Geld
rauben."

„Sie lügen, Abraham. Ich will Sie um keinen
Schilling bringen. Sie sind es, der mich bestiehlt, und
nicht das Gegentheil. Aus ursprünglich fünftausend Tha-
lern ist das Kapital in diesen zehn bis zwölf Jahren
auf mehr als hunderttausend angewachsen, ohne daß ich
einen Schilling erhalten habe. Ich lasse mich nicht länger
plündern."

„Aber ich verklage Sie, ich lasse Sie pfänden, ich
lasse Sie einstecken."

„Thun Sie, was Sie wollen, aber wenn ich die
Aufkündigung nicht vordatire, so habe ich noch meine
sechs Monate, und ich lebe vielleicht keine sechs Stunden
mehr."

„Sie ruiniren mich, Sie bestehlen mich; aber es
soll Ihnen nicht gelingen. Sie werden am Leben blei-
ben; der Doktor hat gesagt, daß Sie am Leben bleiben
werden."

„Aber ich sage Ihnen, daß ich sterben werde."

„Sie betrügen sich auf dieselbe Art, wie Sie mich
betrügen wollen."

„Ich betrüge keinen Menschen; ich sterbe, um Sie
zu ärgern."

„Nehmen Sie Ihren Verstand zusammen, Graf. Sie
wollen nicht sterben."

„Ich will und werde sterben," weil dadurch Ihnen ein

weit größerer Possen geschieht, als mir. Ich wünsche gar nicht länger zu leben, als daß ich noch mit warmer Hand Alles, was ich besitze, verschenken, und sodann meinen Erben anbefehlen kann, eine Cession zu machen. Einen Juden muß man mit seinen eigenen Ruthen peitschen, wenn man den Teufel aus ihm austreiben will."

„Sie wollen mich ermorden."

„Das ist just meine Absicht, denn Sie haben meine Ruhe gemordet, Herr. Gabriele ... komm her, Gabriele und öffne den Schreibtisch ... öffne ihn, mein Kind, und ziehe die erste Schublade links heraus. Just diese da, ja. Siehst Du, es liegen da drei Papiere ... bring sie her ... bring sie her."

Gabriele erfüllte das Verlangen ihres Vaters.

„Haben Sie die Güte, und betrachten Sie diese drei Reverse," sagte der Graf und schüttelte sie gegen Abraham; „diese Papiere bilden die Urkunden selbst. Als ich Ihre Schurkerei zu entdecken glaubte, so erbat ich mir auch die Reverse meiner Freunde, und ich habe sie sehr wohl aufbewahrt. Betrachten Sie die Papiere, Herr. Hier steht zwar der Name der Oberstin Reuter unter dem Uebertrag; aber ich werde beweisen können, daß hier eine Fälschung begangen worden ist."

Abraham's Gesicht legte sich in dicke Falten. Martha erhob sich hinter Gabriele auf die Zehen. Ihre Augen begannen zu funkeln, als sie die Reverse erblickte.

„Ich kann Sie auslachen, Graf, ich kann Ihnen gradezu in's Gesicht lachen," antwortete Abraham, „denn Sie faseln; Sie können ganz und gar nichts beweisen. Alles, was Sie schwatzen, sind Dummheiten, Abgeschmacktheiten. Wenn diese Reverse da auch falsch waren, so habe ich doch Ihren und Ihrer Freunde Namen unter diesen hier."

Und nun schüttelte Abraham seinerseits die drei zuletzt unterschriebenen Schuldscheine gegen den Grafen.

„Sie sind ein ganz schlechter, ganz gemeiner Kerl,

Abraham. So lange ich gesund war, kamen Sie ganz artig und schmunzelnd, wenn Sie mich bitten wollten, die Umschrift zu bewerkstelligen. Sie kehrten da nichts als Freundschaft heraus, und ich hatte nicht das Herz, Sie einen Betrüger zu nennen; jetzt liege ich krank, sterbend da . . . und da kommen Sie gewaltsam, brutal, unverschämt; aber ich bin noch nicht todt, sondern werde noch so lange leben, bis ich Sie unter den Boden gebracht habe. Nehmen Sie sich wohl in Acht. Sie glauben, ich könne die Fälschung der Transporte nicht beweisen? Es dürfte vielleicht doch geschehen. Wir wollen sehen. Betrachten Sie inzwischen die ersten Scheine und vergessen Sie nicht, daß ich mit der ganzen Reihenfolge der übrigen den successiven Anwachs des Capitals nachweisen und wenigstens dem Publikum klar machen kann, daß die eine Verschreibung sich von der andern herleitet. Die Welt wird auch meinen Freunden als Zeugen mehr glauben, als Ihnen. Sie erbleichen, Abraham. Merken Sie sich, daß ich vorsichtig genug gewesen bin, auch nicht eine einzige Zeile in diesen Schuldscheinen durchzustreichen . . . merken Sie sich das wohl.“

Eine drohende Wolke erhob sich dabei auf Abraham's Stirne.

Seine Augen rollten finster.

„Wenn ich nur ein einziges Wort unter vier Augen mit Ihnen sprechen könnte, Herr Graf, so bin ich überzeugt, daß wir uns zuletzt noch verständigen würden. Wenn ich mich vergangen habe, so sind auch Sie sehr heftig gewesen. Ich habe Ihnen manchmal ausgeholfen, Herr Graf, und Sie verletzen die Freundschaft, wenn ich mein Eigenthum zurückhaben will. Das ist nicht recht. Erst entlehnen Sie und dann höhnen Sie. Kann ich unter vier Augen mit Ihnen sprechen?“

„Meine Familie bleibt da,“ antwortete der Graf. „Alles, was Sie mir zu sagen haben, können Sie in ihrer

Gegenwart sagen. Ich bin krank und Sie sind ein gefährlicher Bursche. Ich kenne Sie jetzt."

Bei der Antwort des Grafen fuhr ein hastiges Zucken durch Abraham's Gesichtsmuskeln. Er schien einen Augenblick verlegen.

„Sie fürchten sich vor mir," bemerkte er. „Indeß behaupten Sie ja, daß ich mehr Ursache habe, mich vor Ihnen zu fürchten."

Abraham sprach nicht mehr so hitzig und hastig; aber obschon seine Worte freundlicher waren, so begannen doch seine Augen zu blinzeln.

Ganz offenbar ging etwas in ihm vor.

„Ich verlange Ihre Unterschrift nicht mehr, Herr Graf," sagte er dann, „da Sie dieselbe nicht so geben wollen, wie ich wünsche."

Ganz nachlässig zog er hierauf eine Brieftasche aus seinem Rock, legte die Reverse, die er in seiner Hand hielt, hinein, nahm aber zu gleicher Zeit andere Papiere aus der Brieftasche.

„Sie sind ein heftiger Mann, Herr Graf," sagte er darauf. „Ich bin nie mit Jemand so schlimm gefahren, wie mit Ihnen."

„Ich bin der beste Mensch von der Welt, Abraham. Aber man soll nicht versuchen, mich zu beleidigen, oder mir mit Gewalt etwas abzuverlangen, wozu man kein Recht hat. Jetzt kennen wir inzwischen einander, und wenn Sie nichts mehr zu sagen haben, so bedarf ich jetzt Ruhe, und bitte Sie, ein andermal wieder zu kommen, wenn Sie die Sache besser überlegt haben."

Die friedlichere Wendung, die das Gespräch jetzt nahm, erfreute die Damen innig.

„Sind Sie noch immer sehr böse auf mich?" fragte Abraham. Beharren Sie noch immer auf Ihrer Behauptung, daß ich ein Schurke sei, Herr Graf?"

„Wenn ich gut bin, kann ich ein solches Wort nicht einmal in den Mund nehmen."

„Aber wenn Sie hitzig sind, wenn das Blut in den Kopf rauscht, wenn die Pulse klopfen, wenn Sie böse, wenn Sie gereizt sind . . .“

„Ja, ja, dann, dann . . .“

„Ich werde mich in Zukunft hüten, Ihr Blut in Gährung zu bringen. Sie sind so eben wie ein wildes Thier gewesen. Sind wir jetzt wieder gute Freunde?“

Abraham schielte um sich her und drehte sich so, daß Gabriele und die Gräfin grade vor ihn kamen.

Abraham war nichts weniger als scharfsinnig; er war listig, berechnend, in gewissen Fällen sogar klug, besonders mißtraute er allen Menschen, obschon er es im Allgemeinen zu verbergen wußte, aber von Scharfsinn hatte er niemals Proben abgelegt. Praxis und Erfahrung hatten ihm eine gewisse Lebensphilosophie gegeben, aber diese Philosophie gehörte ihm nur in seiner Eigenschaft als Wucherer an.

Es kann gleichgültig sein, wie er über die drei ursprünglichen Schuldscheine raisonnirte, die der Graf in seiner Hand hatte, und womit er ihn bedrohte, aber Eines sah er ganz deutlich ein, nehmlich, daß es am Besten wäre, wenn diese Scheine in seiner eigenen Hand lägen.

„Sie sind heftig, wie ein Donnerkeil,“ sagte er einschmeichelnd, „Sie sind hitzig, wie ein Blitz, Graf.“

In der That selbst war der Graf ein sehr umgänglicher Mann, aber die Krankheit machte ihn reizbarer als gewöhnlich, und unläugbar hatte ihn Abraham dermaßen geärgert, daß er sogar seine Krankheit darüber vergaß.

Als sein Zorn sich jetzt legte, wurde er noch gutmüthiger als gewöhnlich, aber seine körperlichen Leiden nahmen wieder zu. Eine gewisse Apathie stellte sich ein.

„Sie sagen, Herr Graf, der Name der Oberstin Reuter sei unter dem Transport verfälscht.“

Der Graf antwortete nichts.

„Das kann sehr wohl möglich sein," fuhr Abraham fort, „und da hat irgend Jemand, der die Reverse vor mir besaß, die Fälschung vorgenommen; aber ich glaube es nicht . . . ich kannte ja die Oberstin auch. Erlauben Sie mir, die Namensunterschrift anzusehen."

Der Graf hatte die Schuldscheine auf einen Stuhl gelegt, und Abraham nahm sie, ohne eine Antwort abzuwarten; die Schmerzen des Patienten begannen sich jetzt wieder geltend zu machen, und er winkte seiner Frau, ihm von einer daneben stehenden Arzneiflasche zu geben.

Mit den Reversen in seiner Hand begab sich der Jude an's Fenster, wo er sie genau betrachtete, hin und her wandte und von allen Seiten untersuchte, ohne daß er große Eile zeigte. Endlich warf er sie gleichgültig an den Stuhl.

„Es kann wohl sein," sagte Abraham dabei nachlässig, „daß die Namen falsch sind. Ich kann es nicht leicht entscheiden. Aber mein Gott, es ist ja bald ein Uhr . . . leben Sie wohl, Herr Graf, leben Sie wohl . . . Sie sind sehr unwohl, sehe ich . . . leben Sie wohl . . ."

Ein wiederholtes Hohnlachen ertönte jedoch in diesem Augenblick hinter ihm.

Und als Abraham sich umwandte, um zu sehen, von wem es kam, stand Martha mit den Reversen des Grafen in der Hand vor ihm.

Während Abraham die Namensunterschriften auf den Schuldscheinen untersuchte, vertauschte er sie gegen andere Papiere und steckte sie unbemerkt in seine hintere Rocktasche, indeß die Gräfin und Gabriele mit dem Grafen beschäftigt waren. Nur Martha hatte ihn keine Sekunde aus den Augen gelassen, und der Diebstahl war ihr nicht entgangen. Als Abraham sich verbeugte, um Abschied zu nehmen, nahm sie die Papiere aus seiner Tasche.

Bei ihrem Lachen wandten sich Alle gegen sie um.

Man hatte kaum beachtet, daß sie sich im Zimmer befand, denn sie hatte sich die ganze Zeit über seitwärts von der Thüre gehalten. Der Graf und die Gräfin wußten nicht einmal, wer sie war. Der Jude stand geschlagen da, als er nicht blos Martha erkannte, sondern auch die Papiere in ihrer Hand sah.

„Die Reverse gehören nicht Ihnen," rief Martha dem Juden zu, „sie gehören mir, mir, mir. Schon vor vielen Jahren sind sie mir gestohlen worden."

„Gib sie her," antwortete Abraham und wollte über sie herfallen, „die Reverse gehören dem Grafen."

Martha lachte und wich ihm aus.

„Sie gehören mir," rief sie noch einmal, „sie sind mir gestohlen worden . . . hören Sie's, mir!"

Und ohne sich weiter um Etwas zu bekümmern, eilte sie fort.

Martha's Auftreten und Aeußerung hatte den Juden entwaffnet, und er wußte eine Weile nicht, was er beginnen sollte.

Aber Gabriele erinnerte sich jetzt an einen Umstand, der neues Licht in dieser Sache verbreiten konnte. Sie entsann sich nehmlich eines Ereignisses, das Gourville aus seinem Leben erzählt hatte, und das jetzt ihr Urtheil leitete.

„Es hat seine Richtigkeit," bemerkte sie. „Die Reverse müssen gestohlen sein, und Sie waren es, Abraham, der vor zehn oder zwölf Jahren einen jungen Knaben durch Vorspiegelungen oder Zwang veranlaßte, sie seiner Mutter zu stehlen. Ich kann dieß beweisen. Dieser Knabe ist jetzt Mann geworden, und ich weiß, wo er zu finden ist."

Abraham vermochte sich kaum aufrecht zu halten.

„Was habe ich Ihnen gesagt, Abraham?" bemerkte der Graf. „Erreicht Sie die Strafe so bald? Ich glaube es auch, daß die Schuldscheine gestohlen sind."

Abraham wankte hinaus.

Das Ereigniß war für Jaquette nicht verloren gegangen.

„Barmherziger Gott," dachte sie, „sollte wohl auch die Schuld meines Vaters nur die Folge eines langjährigen Betrugs von Seite Abrahams sein?"

Sobald Abraham auf die Straße hinabkam, suchte er zu entdecken, wohin Martha ihren Weg genommen hatte; aber sie ließ sich nicht blicken.

Als er sich ruhiger fühlte, verfluchte er, daß er sich habe überrumpeln lassen.

„Sei es wie es wolle, man wird mir nichts beweisen können," murmelte er vor sich hin, „und jedenfalls habe ich ihre zuletzt unterschriebenen Schuldscheine in meiner Gewalt; sie sind laufend und verfallen, und ich werde nicht unterlassen, kurzen Prozeß zu machen."

Vierzehntes Kapitel.

Der Polizeikarren. Das Bekenntniß.

Paul vermochte sein Gefühl für Jaquette nicht zu überwinden. Der plötzliche und unerwartete Bruch zwischen ihnen hatte seine Liebe nicht getödtet, sondern nur noch gewaltiger angefacht. Der Sturm befestigte die Wurzeln derselben, statt ihren Stamm zu brechen. Das so eben stattgehabte so unerwartete Zusammentreffen mit Jaquette war ihm unendlich angenehm gewesen, und doch hatte es den Brand in seinem Innern nur noch verstärkt und ihn nur noch mehr von ihr entfernt. Da er

die Motive Jaquettens und des Generals nicht kannte, vermuthete er, daß sie als Hoffräulein andere einladendere und verlockendere Aussichten für die Zukunft erhalten habe, Aussichten, die dem General, bei den aristokratischen Sympathien, die Paul ihm zutraute, mehr zusagten. Paul verlor sich in ein ganzes Labyrinth von Muthmaßungen; aber war auch sein Gemüth zuweilen von Gram und Verzweiflung niedergedrückt, so ging gleichwohl seine Seele immer von neuem Muthe belebt, siegreich aus dem Kampfe hervor. Der wahre Adel gehört dem Herzen, dem Charakter an, und nicht der Geburt. Pauls mannhafter Geist waffnete sich also mit neuen ritterlichen Kräften. Er hatte die Hoffnung verloren, Jaquette zu besitzen, aber er verlor die Hoffnung nicht, ihr beweisen zu können, daß er ihrer würdig gewesen wäre. In seinen Gedanken forderte er alle Welt zu einem Wettkampf in edlen und schönen Handlungen heraus. Romantisch genug, dachte er sich sein ganzes noch übriges Leben als eine Turnierbahn, wo er gegen alles Schlaffe, alles Unreine, alles Verbrecherische eine Lanze brechen und für Tugend und Wahrheit, Ehre und Redlichkeit kämpfen müßte. Kein Opfer schien ihm zu groß, kein Leiden zu schwer, wenn das Opfer dem Guten galt, und das Leiden ihn im Interesse seiner Mitmenschen traf ... Er betete zu Gott, er möchte ihm Gelegenheit schenken, die Entschlüsse, die in seinem Innern glühten, ins Werk zu setzen. Jetzt erst hatte er das ganze Verbesserungssystem, das in den Sätzen lag, welche Brauer ihm aus den Schriften eines menschenfreundlichen Patrioten einmal vorgelesen, in seinem ganzen Umfang und seiner ganzen erhabenen Schönheit erkannt. Mit all dem Feuer, das sich in wichtigen Augenblicken in seinem Wesen vorfand, beschloß er jetzt diese Ideen zu umfassen und selbst mit ordnendem Geiste an die Spitze ihrer Entwicklung zu treten. Das einzige, was er gegen sie hatte,

war, daß sie sich nicht sogleich so realisiren ließen, daß die Folgen für das Allgemeine alsbald aus Licht träten. Ein edler, großartiger Ehrgeiz hatte ihn erfaßt. Er wünschte, daß sein Name auf den Schwingen der Fama im Land umhergetragen würde, einen Kämpen für das Gute und Nützliche bezeichnend; er wünschte, daß er dann zu Jaquetten gelangen möchte, nicht um sie zu demüthigen, nicht um ihr Reue zu erwecken, sondern damit sie doch genöthigt wäre, ihm ihre Achtung zu schenken. Ohne ihre Achtung konnte, das fühlte er, sein Leben keinen Werth für ihn haben. Jaquette war die Preisrichterin seines Lebens geworden, und er hatte beschlossen, in seinem Kampf für das, was er als menschliches Recht ansah, unterzugehen oder den Preis zu gewinnen. Aber er blieb nicht bloß bei allgemeinen Vordersätzen stehen, sondern ging auch auf die Details seiner Wirksamkeit über. Brauner hatte ihm den Plan vorgelegt, und er vollführte ihn auf eigne Rechnung. Seit er mit der frischen und vorurtheilsfreien Seele eines Amerikaners nach Stockholm gekommen, hatte er sehr viel erlebt, hatte Elend und Leichtsinn, Verbrechen und Heuchelei, Verirrungen und Schwachheiten, wahre und falsche Armuth in so vielen Offenbarungen gesehen, daß er überall, wohin er seine Hand ausstreckte, etwas zu thun fand.

Vor seiner Seele stand Grossmestad als ein Asyl, wo er in christlichem Geist eine andere bessere Zukunft allen denjenigen eröffnen wollte, welche Frieden mit sich selbst zu gewinnen wünschten, indem sie sich einer Ordnung unterwarfen, die ohne alle Verfolgungen auf ihr eignes Wohl abzielte, und einer Arbeit, die ohne allen Druck ihnen eine geachtete und unabhängige Stellung verschaffen sollte.

Es war ein Kranz der Liebe, der in seiner Seele blühte, und sein Herz war der stolze Stamm, worin nur ein einziger Name eingegraben stand, nämlich der

Name Jaquette. Die Liebe zu einer einzigen Person war für ihn der Ausgangspunkt zur Liebe für alle Menschen; aber die Liebe wurde dadurch nicht kleiner, sondern vielmehr nur wahrer, weil sie ein Gepräge von Individualität und Persönlichkeit erhielt, das sie aus einem allgemeinen Typus in ein lebendiges und warmes Gefühl verwandelte, welches sie von einem göttlichen, aber abstracten Standpunkt in die concrete Menschlichkeit versetzte. Aber er suchte auch mehr in der Nähe zu nützen.

Da Jaquette unaufhörlich der Mittelpunkt blieb, um welchen seine Gedanken sich in der einen Peripherie vor der andern bewegten, so war es natürlich, daß seine Pläne in erster Linie nach einem Gegenstande seiner Vorsorge suchten, der in einigem Zusammenhang mit ihr stehen konnte.

Er würde also gerne zu Abraham geeilt sein und die Schuldscheine des Generals ausgelöst haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, ihn dadurch zu beleidigen. Derselbe Fall war mit den beiden Freunden des Generals, dem Grafen Kurt und dem Baron Krook.

In dieser Frage blieb er daher bei dem Entschluß, Alles zu überwachen, was sich bei ihnen zutrug, und erst dann hervorzutreten, wenn ein wirkliches Unglück die betreffenden Männer bedrohen sollte.

Paul glaubte gleichwohl dem Baron Krook wegen einer Sache, nämlich wegen des Handels Großsmestad, das er jetzt übernommen hatte, trösten zu müssen.

Als er das Haus des Grafen Kurt verlassen hatte, begab er sich also dahin.

Zu diesem Besuch hatte er auch noch einen andern Grund. Axeline war Jaquettens intimste Freundin, und er glaubte, daß sie im Begriff stehe, in die von einem Leserpriester gelegte Schlinge zu fallen, wofern ihr nicht bald eine rettende Hand geboten würde. Wenn er

Axeline rettete, so meinte er gewissermaßen beinah Jaquette selbst zu retten.

Aber Paul hatte noch einen dritten Grund, obschon er ihn kaum sich selbst gestehen wollte. Nichts desto weniger dachte er sich die Möglichkeit, daß Jaquette früher oder später einen Besuch bei ihrer Freundin machen könnte, und er wollte den Leuten Veranlassung geben, von ihm zu sprechen, und zwar etwas Gutes von ihm zu sprechen.

Wie manche Pläne wälzten sich nicht in seinem offenen und stolzen Gemüthe! So lange er in seiner Liebe glücklich zu sein glaubte, hatte er vorzugsweise nur an Glück und Zufriedenheit gedacht; aber jetzt, da er sich selbst unglücklich fand, war sein Augenmerk wesentlich nur auf Elend und Kummer gerichtet. Er betrachtete die Erscheinungen jetzt beim Glanze einer andern Sonne; sein eigenes Unglück hatte sein Herz zur Liebe für alle Unglückliche erweitert. Als die Hoffnung auf eigenes Glück in seiner Seele einstürzte, hatte sie in ihrem Fall die Thüre zwischen ihm und einer Welt zertrümmert.

Die Gewalt der Liebe hatte sich niemals größer zeigen können. In dem Augenblick, wo sie ihn verließ, versöhnte sie sich wieder mit ihm dadurch, daß sie die Leiden einer ganzen Menschheit an sein warmes Herz legte. Das Feld für seine neue Thätigkeit war unendlich; aber Paul berechnete das Unendliche darin nicht, sondern fühlte sich nur von dem Unendlichen in seiner eigenen Liebe belebt.

Als er bei dem Baron Krook ankam, wurde er zu dem alten Manne hineingeführt.

Er fand ihn neben einem Frauenzimmer an einem Tische sitzen und beschäftigt, Patience zu legen.

Das Frauenzimmer hatte ein einnehmendes Aeußere. In einiger Entfernung von ihnen spielte ein kleines Mädchen.

Paul erkannte das Frauenzimmer sogleich. Er hatte sie einmal bei der Leserversammlung im Hause des Barons gesehen, zu welcher Charlotte ihn geführt; ferner hatte er sie auch in Charlottens Gesellschaft auf dem Maskenball gesehen; aber er wußte dennoch nicht, wer sie war.

Es kam ihm wunderlich vor, daß er sie jetzt mit dem Baron Krook beim Patiencespiel finden sollte, ohne daß er jedoch einige motivirte Bemerkungen dagegen zu machen wußte.

Der Baron empfing sie herzlich und stellte das Frauenzimmer unter dem Namen Michelsen vor.

Das auf dem Boden spielende wilde Mädchen war die kleine Sophie.

Wir verlassen sie hier.

Axeline war einer von jenen besonders in der weiblichen Welt nicht seltenen Charakteren, die sich unter allen Tugenden hauptsächlich mit der Aufopferung vertraut machen, so daß sie ihre eigenen Wünsche und Neigungen auf die Seite setzen, während sie unterwürfig für die Wünsche Anderer leben und wirken. Diese schönen und reinen Herzen, deren ganzes Leben als eine fortgesetzte Resignation betrachtet werden kann, welche, unbemerkt in all ihrer demüthigen Größe, mehr auf den Grund fremder, als eigener Individualität blüht und verwelkt, bilden die elastischen Verbindungsglieder in den leidenschaftlichen Kämpfen des Lebens, jene Glieder, welche beständig nachgebend und sich selbst auf die Seite setzend, die Verhältnisse zusammenhalten und versöhnen. Biegsam und mild, scheinen sie nicht geschaffen, um einen größeren Einfluß auf den Gang der Ereignisse auszuüben, während

sie gleichwohl den größten ausüben, weil ihre Herzen nur einen einzigen angeborenen Instinkt besitzen, nämlich den, überall Frieden zu säen, und nur ein einziges Bedürfniß, nämlich überall Frieden zu finden. Sie wenden sich vom Kampfe wie von einem Uebel ab und unterwerfen sich lieber dem Urtheil der Welt, wie es auch ausfallen mag, als daß sie die Hand zu ihrer Vertheidigung erheben. Werden sie einmal zu einem Widerstand veranlaßt, so erstreckt sich dieser gleichwohl nie weiter, als bis zu einem sterbenden Seufzer. Sie sind selbst Seufzer auf Erden, geseufzt von dem Frauenherzen eines Engels. Sie sind da, um die Welt mit sich selbst zu versöhnen.

Axelinens Vater war erkrankt, und sie hatte an nichts anderes gedacht, als ihn zu verpflegen. Obschon noch jung, war ihr Tochterherz für den Greis auch ein zärtliches Mutterherz.

Der Leserpriester — Dahl — hatte Zutritt bei ihnen erhalten, und es war ihm gelungen, das unbedingte Vertrauen des Vaters zu gewinnen. Auch Axeline schenkte ihm ihr Vertrauen; sie wurde eine Schwester für ihn.

Michelsen und Charlotte wurden durch Dahls Empfehlung ebenfalls bei ihrem Vater eingeführt, und da sie sich die Freundschaft der Uebrigen erwarben, so erhielten sie auch Axelinens Freundschaft.

Der Mordanfall auf Dahl gab diesem Veranlassung, sich in einer Sänfte dahin tragen zu lassen, und ihr Vater hatte die Güte, ihm für die Dauer seiner Krankheit ein Zimmer bei sich anzubieten, um ihm dadurch die zärtlichere Pflege zu verschaffen, die seine Lage erheischte. Axeline wurde für ihn ein guter Engel.

Aber das väterliche Haus erschien ihr gleichwohl nicht mehr so lieblich und angenehm, wie früher. Es war ihr, als ob ein finsterer, böser Geist, wenn auch unsichtbar, sich jetzt in dem Himmel über ihrem Paradies gelagert hätte, mit seinen Flügeln die frühlingsfrischen Strahlen der Sonne des Himmels verdunkelnd, bei denen

sie sich früher so glücklich befunden hatte. Die Unschuld, die kindliche Unschuld in ihrem Hause schien ihr geflohen zu sein.

Ihre Stimme erhob sich nicht dagegen, daß ihr Vater sich so gerne von Dahl, Michelsen und Charlotte umgeben sah. Sie befand sich selbst nicht übel im Umgang mit diesen Personen, und dennoch blieb sie immer gleichsam fremd unter ihnen. Sie tadelte deßhalb eher sich selbst, als die Anderen; aber sie vermochte ihr Gefühl nicht zu besiegen.

Dahl hatte die beiden Frauenzimmer, nachdem sie ins Haus eingezogen waren, eingeführt, ohne seiner älteren Bekanntschaft mit ihnen zu gedenken. Er habe sie, sagte er, als zwar unbemittelte, aber aus dem frommen und stillen Leben, das sie führten, gute und achtungswürdige Personen kennen gelernt. Besonders stellte er Michelsen als ein Tugendmuster dar und führte als Beweis dafür an, daß sie, obwohl selbst ohne alles größere Vermögen, dennoch die kleine Sophie, deren Eltern in der größten Armuth gestorben seien, an Kindesstatt angenommen habe.

Axeline machte sich deßhalb mit Recht Vorwürfe, daß sie eine innere Neigung hatte, sich am Liebsten in sich selbst zu verschließen, obschon man hinzufügen kann, daß, wenn sie sich in sich selbst verschloß, Niemand anders als sie selbst es bemerken konnte.

Dahl hatte sich nicht gerühmt, einer ausgezeichneten Familie anzugehören, im Gegentheil schien er eher darauf stolz zu sein, daß er sich selbst gebildet und sich eine Stellung geschaffen habe, in welcher er sehr viel Gutes wirken zu können glaubte.

Unläugbar war er auch ein sehr gelehrter Mann, mit großer Charakterstärke und einer Genialität ausgerüstet, welche ihn nie zu verlassen schien.

In seinen religiösen Ansprüchen war er streng und strafend, und alles Uebel, wozu er auch den Tod rechnete,

leitete er von dem Sündenfall, von dem Laster her. Einen strengeren Sittenprediger konnte man nicht finden.

Vor Axeline stand er bald mit einer Ergebenheit umgeben da, die ihn zwar groß und bewundernswürdig machte, aber nichtsdestoweniger etwas Unbegreifliches in sich schloß. Ihre Phantasie betrachtete das Bild als hoch und unwiderstehlich, aber ihr Herz vermochte sich nicht mit demselben auszugleichen. Gleichwohl hatte er Augenblicke, wo er auch auf dieses wirkte, wenn er gleich einem überirdischen Seher in ihr Innerstes blickte und mit tiefer religiöser Begeisterung den darin sich vorfindenden Widerstand gegen sich selbst beschwor.

Mit jedem Tag gewann er einen handgreiflicheren Einfluß auf den Baron, und Michelsen und Charlotte schienen mehr als seine Bewunderer, sie schienen auch seine Bundesgenossen zu sein.

Axeline befand sich in einer neuen, für sie fremden Atmosphäre, das fühlte sie; aber ihr Vater schien sich so wohl darin zu befinden, daß sie sich mit hingebeugt voller jungfräulicher Milde daran erfreute.

„Sie besitze ja keine Welterfahrung," sagte sie zu sich selbst, „sie sei ein Kind, auf dessen Urtheil man nicht gehen könne."

Aber Baron Krook begann jetzt sich immer deutlicher zu äußern, daß er es für Axelinens größtes Glück halten würde, wenn sie — Axeline meinte aus einem Traume zu erwachen, als sie das hörte — Dahls Gattin werden könnte.

In der Wirklichkeit, worin diese Worte ihres Vaters sie einführten, erschrack sie zwar vor Nichts, aber sie fühlte sich noch fremder, als vorher.

Es regte sich bei ihr eine Sehnsucht, eine Ahnung, eine Hoffnung; aber weder das eine, noch das andere kann ohne eine Erinnerung gefunden werden.

Axeline besaß auch eine solche, aber diese war für sie mehr ein Räthsel, ein Zauber, eine wunderbare Er-

scheinung, als etwas Anderes. Sie schwebte ihr auch nicht eigentlich bei Tag vor, sondern wenn sie gänzlich allein war, bei Nacht, wenn sie alles Gewimmel der Welt hinter sich hatte, wenn die Träume mit dem goldenen Schlüssel der Phantasie kamen und die schimmernden Diamantpforten ihr Reich eröffneten. . . . da sah sie . . . aber was sah sie? Wir werden es bald erfahren.

Dahl war von Gourvilles Mordwaffe nicht so tief getroffen worden, daß er das Bett zu hüten brauchte; man gab ihm einen Rollstuhl, und er befand sich gut darin.

Axeline bemerkte, daß Charlotte ihn oft besuchte; sie habe religiöse Scrupeln, sagte sie, und wende sich deßhalb an ihn. Gewöhnlich blieben Michelsen und Charlotte bis spät in die Nacht auf, aber in den letzten Abenden hatten sie sich früh entfernt.

Es war in allem dem etwas Geheimnißvolles, dem aber Dahl ein religiöses Gepräge gab.

Die Exaltation war seine Sphäre, und er theilte sie auch Andern mit.

An demselben Tag, wo Sagurth ihre geheime Verbindung mit Paul aufgab, d. h. am Tag nach dem Maskenball, hatte Charlotte sich nicht blicken lassen. Es war das erstemal, daß dieß geschah, und Jedermann fand es auffallend.

Michelsen war unten bei Dahl gewesen, der einige Zimmer vom Baron entfernt, auf der andern Seite des Salons wohnte.

Axeline hatte gleichwohl diesen Besuch kaum bemerkt, und wenn sie ihn auch bemerkt hätte, so würde sie sich nicht darüber gewundert haben. Trotz seiner Krankheit fuhr Dahl fort in dem geistlichen Amte, das er sich selbst übertragen hatte.

Vormittags hatte er sich durch einen Bedienten einen Besuch von Axelinen erbeten, und sie kam seinem Wunsche

nach, weil sie wußte, daß sie dadurch einen Wunsch ihres Vaters erfüllte.

Als Axeline hineinkam, fragte sie nach Charlotte, und ob sie noch nicht zurückgekommen sei.

Obschon Dahls Gesicht gewöhnlich kalt und verschlossen war, sprach er doch mit Unruhe und Verwunderung von Charlottens unerklärlicher Abwesenheit.

Es lag unläugbar auch etwas höchst Auffallendes darin.

Michelsen und sie wohnten nicht zusammen, sondern jede für sich. Ihre Zimmer gingen auf den Hof hinaus.

Als man die Dienstboten fragte, ob sie nicht nach ihr gesehen hätten, erklärten sie, sie glaubten bemerkt zu haben, daß sie früh am Abend ausgegangen sei; aber von ihrer Heimkehr wußte Niemand etwas.

Der Kammerdiener erzählte, es habe den ganzen Abend kein Licht bei ihr gebrannt.

Michelsen sagte, sie wisse nichts.

Aber auch sie war unruhig; ihre Wangen waren blässer, als gewöhnlich.

Dahl ging gleichwohl bald auf einen andern Gegenstand über, der ihm noch theurer war.

Er ergriff Axelinens Hand und betrachtete sie mit einem tiefen, schwarzen, glänzenden Blick.

Es war Axelinen, als wollte er sie mit diesem einzigen Blick umfangen, und ein Gefühl von Furcht und ängstlicher Schüchternheit stellte sich bei ihm ein.

Die Leidenschaft war ihr unbekannt, es war natürlich, daß sie sich erschrocken zurückzog.

Ihr Herz war übrigens zu mild, als daß die Leidenschaft jemals auf dasselbe Einfluß gewinnen konnte. Ihr Herz war ein Thal voll schöner Blumen, von allen Seiten gegen den Sturm geschützt; es war ein Paradies, worin kein Sturm aufkommen konnte.

Es wäre vergeblich, hier zu wiederholen, was Dahl

sagte; genug er erklärte, daß er sie liebe, und bat um ihre Hand.

Dahl hatte sein Verlangen mit einer Lebendigkeit und Wärme gestellt, die beinahe unwiderstehlich war. Er wurde von ihrem Vater hoch geschätzt, und Axeline wußte, daß derselbe eine Verbindung zwischen ihnen nicht mißbilligte. Dahl war endlich auch leidend und krank, und das Unglück hatte immer einen guten Freund in Axelinens Herzen.

Was war es jedoch, das sie veranlaßte, so heftig ihre Hand von ihm zurückzuziehen?

Wußte sie es wohl selbst?

Was war es, das ihre Wangen erblühen machte?

Konnte sie es sich selbst erklären?

Dahl überließ sich einer Begeisterung über die Liebe, welche die Saiten in Axelinens Brust anschlug.

Die Farbe auf ihren Wangen ging von weiß in roth und wieder von roth in weiß über.

Er bat um Antwort, und ein Seufzer hob ihre Brust. Er erneuerte seine Bitte und sie stammelte verworrene Worte.

Man konnte sie nehmen, wie man wollte.

Als sie von Dahl wegeilte, fühlte sie sich verwirrt. Ihre Brust hob sich hoch und eine schmerzliche Qual bedrückte ihr Herz.

Ohne sich zu besinnen, schrieb sie einen Brief an Jaquette und bat sie augenblicklich zu ihr zu kommen. Sie bedurfte einer Freundin, mit der sie reden konnte.

Der Brief traf Jaquette, noch ehe sie den Grafen Kurt verlassen hatte.

Jaquette, die jedenfalls im Sinne gehabt hatte, zu Krook zu gehen, überredete Gabriele, mit ihr zu kommen, und sie machten sich sogleich auf den Weg.

Die wenigen Zeilen, welche Jaquette von Axeline erhalten hatte, beunruhigten sie. Sie enthielten nichts Bestimmtes, aber es schien ganz klar, daß Axeline sich in einer ungewöhnlichen und qualvollen Lage befand.

Jaquette hatte sie lange nicht besucht und sie machte sich Vorwürfe darüber.

Die Freundschaft des Weibes ist lebhaft und stark, bis die wahre, wirkliche Liebe kommt; da verschwindet sie allmählig.

Jaquette erwartete, Axeline würde ihr mit offenen Armen entgegen fliegen, und ihr Herz klopfte bereits vor Sehnsucht.

Aber als sie mit Gabriele in den Salon trat, sollte sie von Etwas überrascht werden, das ihr eine Ahnung dessen eingab, was in diesem Haus vor sich ging. Ehe sie nämlich noch ihren Mantel hatte ablegen können, öffnete sich eine der Seitenthüren des Salons, und sie sah eine düstere, bleiche Gestalt — es war der Leserpriester — langsam durch denselben schreiten, gestützt auf Axelinens Arm.

Beide hatten ihre Blicke auf den Boden gesenkt. Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt. Beide gingen so vorsichtig, als handelte es sich bei jedem Schritte um Leben und Tod. Es war, so schien es Jaquette, eine Leichenprozession von zwei Personen.

Aus ihren todtesblassen Gesichtern konnte man schließen, daß sie den Tod in sich trugen.

Jaquette und Gabriele wagten nicht sich von der Stelle zu bewegen, so feierlich, so wunderbar erschienen ihnen die Wandernden, welche gegen die Thüre zum Zimmer des Barons vorschritten.

Einen Augenblick blieb der Leserpriester stehen, als wäre er bereits müde und erschöpft von den wenigen Schritten, die er gethan hatte.

„Ich gehe zu Ihrem Vater, Axeline,“ sagte er dann, indem er sich fortwährend auf ihren Arm stützte. „Ich

habe Ihre Antwort verstanden. Lassen Sie uns aufrichtig gegen den Baron sein; ich weiß, daß er uns lieb hat."

Jaquette bemerkte, daß Axelinens Lippen sich bewegten, ohne daß sie ein Wort herauszubringen vermochte.

„Lassen Sie uns unsern Weg fortsetzen," fügte Dahl hinzu.

Axeline hatte die ganze Zeit über ihr Haupt nicht erhoben. Dahl schien gänzlich in tiefe Meditationen versunken zu sein.

So langten sie an der Thüre des Barons an.

Als diese aufging und Axeline sich wandte, um Dahl hineinzuführen, bemerkte sie Jaquette und Gabriele.

Ihr Gesicht bedeckte sich auf einmal mit einer hohen Röthe; sie zog ihren Arm von Dahl ab, machte die Thüre hinter sich zu und flog mit einem Ausruf Jaquette entgegen.

Jaquette glaubte Axeline und das Geheimniß, das ihren Brief veranlaßt hatte, bereits durchschaut zu haben.

Gabriele war mit einem nicht minder klaren Blicke begabt. Axelinens Zukunft stand hier augenscheinlich auf dem Spiel.

„Man darf diesen Mann jetzt nicht allein mit dem Baron lassen," flüsterte sie Jaquette zu. „Ich gehe hinein, während Du mit Deiner Freundin sprichst."

Gabriele wußte nicht, daß Paul schon vorher drinnen war.

Jaquette vergaß ihre eigenen Bekümmernisse gänzlich aus Theilnahme für ihre Freundin.

„Du brauchst mir nicht zu sagen, wie es hier steht,"

sagte Jaquette, nachdem sie beide Platz genommen hatten, „ich habe es bereits gesehen.“

„Was hast Du gesehen? Ach, laß mich's wissen.“

„Daß dieser Mann da, den Du so eben unter dem Arm führtest, um Dich freit, daß Du ihn aber nicht liebst. Es verhält sich doch so . . . nicht wahr, Axeline?“

„Ich weiß nicht . . . ich verstehe mich selbst nicht recht.“

„Liebt er Dich?“

„Er hat es gesagt, Jaquette; aber es kommt mir doch vor, wie wenn er mich nicht liebte.“

„Nun, und Du?“

„Mitunter gefällt er mir nicht übel.“

„Du bist kindisch, Axeline.“

„Vielleicht hast Du Recht. Es kommt mir auch vor, als ob ich ein Kind wäre, aber Papa sagt, ich sei bereits ein Frauenzimmer und ich müsse heirathen.“

„Und was gedenkst Du zu thun?“

„Just darüber wollte ich Dich fragen, denn Du verstehst Dich doch auf solche Sachen besser, als ich, Jaquette.“

Jaquette wurde immer ängstlicher um ihre Freundin, je mehr sie ihr zuhörte.

„Du glaubst nicht, daß er Dich liebe?“

„Manchmal glaube ich es und manchmal glaube ich es wieder nicht. Er spricht so sonderbar. Wenn ich ihn höre, werde ich von Gedanken überfallen, die ich mir nicht erklären kann. Ich bin nicht mehr ich selbst . . . ich fühle, daß er mich leiten kann, wohin er will; und wenn er mich ansieht, so liegt etwas Magnetisches in seinem Blick. Es wird mir so wunderlich zu Muthe. Aber ich habe geglaubt . . .“

Axeline verstummte und sah sich scheu um.

„Was hast Du geglaubt, Axeline?“

„Ich habe geglaubt, daß die Liebe uns glücklich, daß sie uns in unserm Innern selig, in unsern Herzen hei-

misch mache, uns darin erwärmen würde, wie ein lodern-des Kaminfeuer in einem lieben Stübchen."

„Nun?"

„Etwas solches habe ich nicht empfunden. Ungeachtet Dahl mich beherrscht, ungeachtet ich in seiner Gegenwart nicht ich selbst bin, fühle ich mich gleichwohl so kalt. Mitunter liebe ich ihn, aber mitunter bin ich auch bange vor ihm. Wenn ich sagen könnte, daß meine Einbildungskraft ihn liebe, mein Herz aber stille stehen bliebe, so glaube ich, daß ich der Wahrheit am Nächsten käme. Aber ich will Dir etwas anvertrauen."

„Laß hören."

Jaquette ließ Axeline sprechen; sie hoffte dadurch am Allerbesten den inneren Zustand ihrer Freundin erfahren zu können, der ihr höchst sonderbar vorkam.

„Als wir nach Stockholm zogen," fuhr Axeline fort, „wollte Papa ein Portrait von mir haben. Wir suchten einen Maler auf und ich saß ihm oft, sehr oft. Zur selben Zeit muß auch Jemand anders sich haben portraitiren lassen, denn wenn ich saß, so befand sich gerade vor mir eine Staffelei mit einem angefangenen Mannsportrait. Während der Maler mein Conterfei nehmen wollte, drehte er immer meinen Kopf so, daß der Blick unaufhörlich auf diesem angefangenen Portrait ruhte. So saß ich acht Tage lang täglich eine Stunde und sah nur dieses. Am ersten Tag war er bloß skizzirt . . . . am zweiten Tag hatte er Augen bekommen . . . am dritten Tag die Stirne . . . am vierten den Mund . . . am fünften das Haar. Ach, Jaquette, Du glaubst nicht, wie sehr mich das Portrait interessirte, während es unter meinen Augen heranwuchs. In meiner Einbildungskraft, vielleicht auch in meinem Herzen schuf ich mir so manche Darstellungen davon. Ehe der Mund fertig gemalt war, stellte ich ihn mir bereits vor . . . ebenso auch die Augen und deßgleichen die Stirne, und zu meiner Verwunderung wurde der Mund gerade so, wie ich ihn mir eingebildet hatte,

Augen und Stirne gleichfalls, obschon alles zusammen weit schöner ausfiel, als ich mir es je hätte denken können. Aber das Portrait wurde nicht fertig, so lange ich dort war. Nur die Augen, der Mund, die Stirne und das Haar wurden fertig. Aber ich dachte mir das Uebrige. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr mir das Portrait gefiel. Die Stirne war so edel und stolz, die Augen waren so gut, trotz ihrer dunkeln Düsterheit. Sie sprachen zu mir von so viel Liebe und Treue. Manchmal meinte ich, sie leben, manchmal, sie erklären sich, während ich da saß und sie unaufhörlich betrachtete. Und so meinte ich auch, die Lippen flüsterten mir Worte zu, die ich selbst träumte; sie flüsterten, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Text der Musik in meine Brust. Ich weiß nicht, was ich hätte geben mögen, um das Portrait fertig sehen zu dürfen; noch mehr, Jaquette, ich wünschte so innig es zu besitzen. Einmal wandte ich mich an den Künstler, um ihn zu fragen, wessen Portrait es sei; aber ich konnte die Frage nicht über meine Lippen bringen; ich erröthete und verstummte, und da fiel es mir ein, daß mir das Portrait weit weniger gefallen könnte, wenn ich wüßte, wen es darstellte, als jetzt, da meine Vorstellung freien Spielraum hatte. Zuweilen kam es mir vor, als hätte ich diese Stirne, diese Augen schon gesehen, als wäre ich von ihnen betrachtet, von diesen Lippen schon einmal angeredet worden. Meine Seele schwärmte unaufhörlich um dieses Bild, wie meine Gedanken früher auf dem Lande um einen der Sterne des Himmels zu schwärmen pflegten. Im Atelier befand sich ein Bretterverschlag mit einer Thüre, so daß man ins Zimmer hineinkommen konnte, ohne drinnen gesehen zu werden. Eines Tags, als ich drinnen war, öffnete sich die Thüre, und der Künstler ging dem Eintretenden entgegen . . . ich hörte sie sprechen . . . ich hörte die Stimme des Unbekannten. Welche liebliche Musik . . . welche reine, klangvolle Stimme . . . sie war

so melodisch, so klar und so voll. Aus dem Gespräch entnahm ich, daß es der Eigenthümer des Portraits war, der sich eine Stunde zu früh eingefunden hatte. Von diesem Augenblick an wurde mir das Portrait noch theurer . . . es hatte eine Stimme bekommen."

Aber auf einmal hielt Axeline ein, und bedachte sich.

„Fahre fort," bat Jaquette, „fahre fort."

„Nein, nein," antwortete sie, „ach nein. Weißt Du was, ich glaube, daß ich Unrecht thue."

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß es vielleicht doch eine Sünde ist, sich gar zu sehr einem einzigen Gefühl hinzugeben."

„Wenn das Gefühl rein ist . . . warum denn?"

„Aber ein Portrait anzubeten, das ist Abgötterei. Ich habe das auch gedacht."

„Axeline, weißt Du, was ich glaube?"

„Nein."

„Daß alle Liebe ein bischen Abgötterei ist; ich habe es selbst so gefunden. Aber gleich viel, fahre fort . . . ich will Dich zu Ende hören."

„Zu Ende, sagst Du . . . nun ja . . . eines Tags fragte ich den Maler, ob er mir das noch unvollendete Portrait verkaufen wolle. Er sah verwundert aus."

„Dieses hier?" fragte er und deutete darauf.

„Ja, allerdings."

„Wissen Sie, wem es gehört?" fragte er.

„Ich weiß es nicht und verlange es auch nicht zu wissen. Wollen Sie es verkaufen?"

„Werden Sie mir nicht zuvor erlauben, es fertig zu machen?"

„Ach, Jaquette, Du kannst glauben, daß ich in eine wahre Versuchung gerieth. Ich hatte vorher so innig gewünscht, es fertig zu sehen, und jetzt stand es zu meiner Verfügung; aber ich fragte mich, ob es recht sei, auf solche Art das Portrait eines Andern zu kaufen, und ob es nicht weit interessanter für mich wäre, es unvollendet

zu bekommen, sowie es jetzt war — nur mit den Augen, dem Mund und der Stirne, so daß meine Phantasie volle Freiheit hätte, sich nach eigenem Belieben ein Bild daraus zu schaffen. Ohne meine Gründe anzugeben, bat ich daher, es so zu verkaufen, wie es war. Als Ursache meines Einfalls log ich ihm etwas vor, Jaquette. Ich glaube, es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich das that. Ich gab ihm nämlich an, es erinnere mich an einen meiner Verwandten, der mir theuer sei. Der Maler versprach, mir am folgenden Tag die Antwort mitzutheilen, und schon am Abend schickte er mir das Bild zu. Wie froh, wie glücklich war ich! Ich hing das Portrait an die Wand neben mir auf. Aber kaum hatte ich die Augenlieder geschlossen, so sah ich im Traume die Augen des Gemäldes so sanft und warm auf mich blicken, wie klare Sterne, wie strahlende Blumen. Ich sah die Stirne so männlich und rein sich darüber wölben. Ich hörte die Lippen flüstern. Aber Augen, Stirne und Mund gehörten nicht mehr einem Menschen an. Es kam mir vor, als lebte ich in den alten Tagen der Bibel, wo die Engel zu den Weibern auf Erden herniederstiegen. Einen solchen Besuch meinte auch ich empfangen zu haben. O Jaquette, wie glücklich war ich in meinen Träumen! Aber da kam Dahl .... ich hatte ihn noch nie gesehen. — Zuerst erschien er mir wie ein finsterer Geist, der mich in meinem Eden überraschte. Aber er begann zu sprechen ... und ich glaubte dieselbe melodische Stimme zu hören, welche der Eigenthümer des Portraits besaß. Ich lauschte. Alles erschien mir so wunderbar. Ich fragte mich, ob das Portrait das seinige sei. Ich begann Augen, Stirne, Lippen zu vergleichen. Ah mein Gott ... mitunter waren seine Augen ebenso klar und strahlend, die Stirne ebenso stolz, die Lippen ebenso frisch; ich habe Augenblicke gehabt, wo ich vollkommen von der Wahrheit meiner Vermuthung überzeugt war, aber dann auch wieder andere, wo ich fest an das Gegentheil glaubte. Es

ist etwas so Sonderbares an Dahl. Er kommt mir vor, wie wenn er zwei Naturen besäße. Mitunter kommt eine so seelenvolle Begeisterung über ihn, daß diese alles Andere übertrifft, was ich je gesehen habe; zuweilen aber findet sich eine solche düstere Strenge bei ihm vor, daß er mich erschreckt und von sich scheucht. Gute Jaquette, ich besitze keine Freundin außer Dir. Kannst Du mich mir selbst erklären? Du glaubst nicht, wie unruhig ich wurde, als ich zum ersten Mal zu ahnen begann, daß Dahl mich liebe, und gleichwohl lag etwas Angenehmes in meiner Unruhe. Du kannst Dir auch keinen Begriff davon machen, wie ich erschrak, als man mir zum ersten Mal sagte, daß ich seine Frau werden müsse, und dennoch war dieser Schrecken nicht ohne seine lieblichen Seiten. Rathe mir, Jaquette, was soll ich thun?"

„Du mußt ihn abweisen, Axeline."

„Aber wenn . . . wenn . . . wenn . . ."

„Wenn sagst Du? Was meinst Du?"

„Wenn ich ihn doch liebe?"

„Du thust das nicht, Axeline . . . Dahl . . , so nennst Du ihn ja . . . hat Dich besiegt, aber nicht mit der Liebe, sondern mit etwas Anderem. Was ist er?"

„Leserpriester."

„Mein Gott, was höre ich! Nimm Dich in Acht, Axeline. Ich habe von Leserpriestern Geschichten gehört, die ganz und gar nicht schön sind. Das Herz des Weibes ist offen für die Religion, und dieser bedienen sie sich, um die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Auf geweihtem Boden jagen sie am liebsten nach dem Raub, den sie erspähen; sie thun dieß um so mehr, als sie hier keine Nebenbuhler haben."

„Solltest Du Recht haben? Ach, mein Gott, ich weiß nicht, was ich glauben soll. Ich sagte so eben, daß ich so glücklich sei, wenn ich träume."

„Hast Du je Deinem Vater davon erzählt?"

Axeline machte eine Bewegung, welche Schrecken ausdrückte.

„Nein, nein, Jaquette, nie.“

Aber bald darauf lächelte sie wieder.

„Meinst Du, ich könnte je irgend Jemand meine Träume erzählen? Meine Träume, o das sind die einzigen Augenblicke, in denen ich Freiheit zu besitzen meine. Du kannst nicht glauben, wie angenehm ich es in ihnen habe. Ich spiele da . . . ich fliege . . . ich tanze . . . ich singe . . . ich bin so vergnügt, so vergnügt . . . vollkommen glücklich. O mein Gott, wie glücklich ich bin! In meinen Träumen glaube ich manchmal auf einem Stern zu sitzen oder manchmal sogar auch im Kelch eine Blume zu wiegen, gerade wie wenn ich selbst ein kleiner Geist wäre. Aber was wollte ich doch sagen? . . . ja richtig . . . ich wollte sagen, daß mich einmal ein Engel besuchte, ganz mit den Augen und der Stirne des Portraits . . . Aber jetzt erinnere ich mich auch noch an etwas Anderes, der Engel ist mitunter leibhaftig in Dahls Aufzug vor mir gestanden, so sprechend wie er. Und da sind Dahl und das Portrait gänzlich mit einander verschmolzen. Die Erscheinung war so voll Ernst, die Offenbarung so lebendig, und es war mir, als läge ich im Traum auf den Knien und betete, und als hörte ich einen Segen über meinem Haupte verlesen. Ach, Jaquette, kläre mich auf, wie steht es mit mir? Rathe mir, glaubst Du nicht, daß ich dennoch Dahl liebe?“

„Ich glaube es nicht, Axeline; nein, meine Freundin, nein. Mit seiner Exaltation hat er Dich in einen überreizten Zustand versetzt. Die Liebe ist die einfachste Wahrheit in unsrer Brust. Sie ist das tief gefühlte Bewußtsein von unserm Glücke. Nichts ist natürlicher, als die Liebe. Nimm jedenfalls an, das Portrait sei wirklich von Dahl.“

„Nun?“

„Du liebst es.“

„Ja, Jaquette, ich liebe es, so wie ich es mir vorstelle, nach meinem eigenen Sinn vollendet.“

„Aber nimm an, Dahl habe, um Eindruck auf Dich zu machen, absichtlich sein Portrait so vor Dir aufstellen lassen, während Du Dich selbst portraitiren ließest.“

„Das wäre entsetzlich, Jaquette.“

„Nimm auch an, er habe gewußt, daß Du das Portrait kaufstest. Daraus konnte er ja leicht schließen, welchen Eindruck es auf Dich macht; und es blieb ihm dann nur übrig, seinen Vortheil zu benützen.“

„Dies ist unmöglich, Jaquette. Es wäre ja nicht ehrlich gehandelt.“

„Ich sage das auch nicht. Hast Du ihn jemals gefragt, ob er sich habe portraitiren lassen?“

„Nie.“

„So will ich es thun.“

„Thue es jedenfalls nicht, Jaquette.“

„Warum nicht?“

„Wenn ich erführe, wessen Portrait es ist, so würden ganz sicher alle meine Träume mich verlassen, und was wäre dann all meine Freude? Nein, Jaquette, mache nicht, daß die Wirklichkeit mir das Schönste raube, was ich jetzt besitze, nämlich mein Fantasien. Gestatte meinem Herzen, eine Skizze zu lieben. Ich bin glücklich dabei. Er steht nicht immer als Dahl vor mir, und Dahl ist auch nicht unangenehm. Er ist meiner Seele nicht unbekannt, wenn er auch meinem Herzen nie bekannt wird. Frage ihn nicht. Wenn er mit ja antwortet — denke Dir nur das — so werde ich meinem Ideal nie mehr eine andere Gestalt zu geben vermögen. Es würde ewig seinen strengen Blick, seine düstere Stirne tragen. Raube meinen einsamen Stunden nicht ihre höchste Seligkeit, die Freiheit im Traume.

Axeline war so rührend in ihrer Bitte. Jaquette glaubte eher eine Psyche als eine Aphrodite sprechen zu hören. Sie hatte in ihrer Schwärmerei etwas Unklares,

aber alle Schwärmerei ist so. Die Schwärmerei ist der holde Wahnsinn einer schönen Seele. Jaquette beneidete sie beinahe. Der Blumenduft des Lebens lag noch auf den Schwingen ihres Geistes. Noch lag eine frische Morgendämmerung über ihren Gedanken. Die Sonne der Erfahrung war noch nicht aufgegangen, hatte ihr die Welt und ihre nackte Wirklichkeit noch nicht gezeigt; sie schaute noch immer nur schüchtern mit ihren ersten Strahlen hinter phantastischen, wechselnden Morgenwolken vor.

„Du hast doch das Portrait?' fiel Jaquette ein.

„Allerdings. Willst Du es sehen? Es hängt in meinem Stübchen. Ich will es sogleich holen."

„Bring es her, Axeline, und laß es mich sehen."

„Sehr gerne."

Axeline eilte fort, um es zu holen. Im Nu war sie zurück.

„Sieh hier . . . gute Jaquette . . . hier ist es. Welche Augen, welche Stirne, welche . . . aber . . . ach Du wunderst Dich wohl, daß mir das gefällt?"

Jaquette betrachtete es genau. Es war noch unvollendet, aber just in diesem Zustande besaß es unstreitig etwas sehr Fantastisches und Ausdrucksvolles. Dem Portrait fehlten Nase, Kinn, Backenknochen, Ohren und Hals; aber Stirne, Auge, Haar und Mund waren vollendet. Der Künstler schien beinahe einen Spaß getrieben zu haben, als er diese losgerissenen Theile eines männlichen Gesichtes auf die Leinwand hinwarf. Jaquette mußte gestehen, daß das Bild auch auf sie selbst einen angenehmen Eindruck machte. In ihrer Vorstellung vollendete auch sie das Bild, aber es wurde ein ganz anderer Mann daraus als Dahl. Sie äußerte jedoch nichts darüber, sofern nicht der Seufzer, der ihre Brust hob, etwas sagte. Die Augen waren unläugbar voll von Leben und Schönheit. Die Stirne war stolz und offen, der Mund besaß einen edlen, einnehmenden und

angenehmen Ernst. Jaquette beneidete Axeline nicht um ihre Phantasie, aber sie wünschte ihr Glück dazu. Das unvollendete Portrait war wirklich eine schöne Skizze für tausend Träume und tausend Fantasien. Jaquette begann auch jetzt, Axeline besser zu begreifen.

Aber auf einmal hörte man einen Ausruf von Jaquette.

„Weißt Du, Axeline, ich glaube wirklich zu wissen, wessen Portrait dies ist. Ich erkenne diese Augen, diese Stirne, dieses Haar. Ja, ja, ich täusche mich nicht, nein, nein.“

„Ist es Dahl?“

„Ich habe ihn so eben zum erstenmal gesehen. Er ist es nicht.“

„Wer ist es denn . . . sage mirs . . . doch nein, nein, ich will es nicht wissen.“

Aber als Jaquette gleichwohl die Lippen bewegte, um ihr den Namen des Portraits zu sagen, da drückte Axeline ihr weiches Händchen auf den Mund der Freundin, um sie am Sprechen zu verhindern.

„Du darfst mir das Portrait nicht verrathen, Jaquette,“ schwatzte sie. „Ich will auch ein Geheimniß haben, ein Geheimniß, das für mich selbst ein Geheimniß ist. Seit Papa's Erkranken ist es meine einzige Freude gewesen; aber sage mir nur aufrichtig, glaubst Du nicht, daß das Portrait Dahl vorstellt? Bist Du dessen sicher?“

„Vollkommen sicher. Ich habe zwar Dahl nur ein einziges Mal gesehen, aber seine Haare sind schwärzer als diese hier, und auch seine Augen sehen strenger aus. Nein, nein, ich weiß dies genau.“

„Du bist vollkommen gewiß, daß es nicht Dahl ist?“ Axeline legte das größte Gewicht auf ihre Frage.

„Glaube mir, Axeline. Er ist es nicht.“

Axeline antwortete nichts, aber sie faltete ihre Hände, als danke sie Gott.

„Meine Gewißheit in diesem Fall scheint Dir Freude zu machen.“

„Sehr, Jaquette, sehr.“

„Glaubtest Du Dich vielleicht verpflichtet, Dahl zu lieben als Original der Fantasie, wozu Dir dieses Portrait den Stoff geliefert hat?“

„Vielleicht, Jaquette.“

„Du bist Deiner selbst nicht sicher?“

„Kann man wohl seines Herzens sicher sein, Jaquette?“

„Aber ich verstehe Deine Freude dennoch nicht recht. Fürchtest Du vielleicht aus dem Reich der Träume hinaus und in das Reich der Wirklichkeit hinein geworfen zu werden?“

„Warum nicht? Wenn Du jemals geträumt hast, Jaquette, so weißt Du wohl, wie weit schöner es im Reich der Träume ist als in der Wirklichkeit. Hier wechseln Winter und Sommer, dort herrscht ein ewiger Frühling. Ach Jaquette, jetzt bin ich wieder froh und ruhig . . . ich darf ungestört träumen.“

„Aber wenn ich recht gehört habe, so sagte Dahl, er wolle sich zu Deinem Vater hinein begeben, um, wie ich es verstand, mit ihm zu sprechen, und zwar von . . .“

„Von . . .“

„Ich konnte es nicht anders verstehen, als daß er von Dir sprechen wollte. Er schien Deine Einwilligung bereits erhalten zu haben und schickte sich an, jetzt Deinen Vater um Deine Hand zu bitten.“

„Sollte es so sein? O mein Gott!“

„Hat er Dich um Deine Hand gebeten?“

„Ich glaube beinahe“

„Was antwortetest Du ihm?“

„Ich weiß es nicht.“

„Denke wohl nach. Nach dem Briefe, den Du mir schriebst, schien es mir . . .“

„Es ist nicht möglich und gleichwohl . . ."

„Und gleichwohl?"

„Ist es nicht unmöglich."

„Wie so?"

„Wenn Dahl da ist, so weiß ich nie, was ich thue. Wenn er mich betrachtet, so ist es mir, als ob ein Blitz über meinem Haupte schwebte. Ich weiß nicht, was ich sage, und nicht, was ich denke. Still — ich glaube, es kommt Jemand von meinem Vater heraus. Verlaß mich nicht, Jaquette. Sollte er wirklich mit meinem Vater gesprochen haben? Hörst Du, ich glaube, man dreht den Schlüssel herum. Still!"

„Fasse Muth, Axeline. Wenn er nicht gar zu keck ist, so hat er es jetzt nicht thun können. Gabriele Kellner war drinnen."

„Das ist wahr, Jaquette, und Paul Kellner ist auch da."

„Paul?"

„Du liebst ihn ja."

„Still."

„Du erröthest. Du hattest nicht erwartet, ihn hier zu treffen. Ach, wie glücklich bist Du, ja glücklich, um so lieben zu können!"

„Ich bitte Dich, Axeline, sprich von etwas Anderem. Paul ist mir jetzt gleichgültig, vollkommen gleichgültig."

„Gleichgültig?"

„Du hast gehört, daß ich so sagte."

„Du spassest, Jaquette."

„Pfui, Axeline."

„Du sagtest mir einmal, daß Du ihn liebest."

„Nun?"

„Und er sollte Dir jetzt gleichgültig sein? Das ist unmöglich."

„Aber ich versichere Dich."

„Und ich versichere Dich vom Gegentheil; wen man

einmal geliebt hat, der kann Einem nie mehr gleichgültig werden."

„Wie kannst Du das wissen?"

„Wie? Das habe ich im Traum gelernt."

„Träumerei!"

„Still . . ."

„Man kommt wirklich."

„Erröthe jetzt nicht, Jaquette, ich will mich hüten, daß ich nicht . . ."

„Daß Du nicht erblassest; thue das."

Die Zimmerthüre des Barons ging auf, und begleitet von seinen Gästen trat Krook heraus. Fröhlich und zufrieden näherte er sich Azeline. Sie hatte ihn seit Langem nicht so guter Dinge gesehen, wie er jetzt zu sein schien.

Seine Krankheit bestand in einem organischen Herzleiden. Seine Stimmung war jedoch oft wie bei einem Podagristen heftig und brutal, um so mehr aber niedergeschlagen und düster. Der Arzt hatte ihm gesagt, daß er bei einer mäßigen Diät und einem im Uebrigen vorsichtigen und friedlichen Leben noch viele Jahre aushalten könnte, wogegen, wenn er diese Vorschriften nicht streng einhielte, das Herzklopfen immer mehr zunehmen und einen gewaltsamen Charakter bekommen, wie auch die Engbrüstigkeit und der Husten sich verschlimmern würde. Wenn sich zuletzt auch in den Beinen und dann im Magen Wasser ansammeln würde, so könnte er allerdings noch das eine und das andere Mal davon befreit werden, endlich aber müßte unzweifelhaft die Natur ihr Recht anfordern, und dann könnte keine Medizin in der Welt

den Tod durch Ersticken verhindern. Der Doktor hatte auf Krooks Verlangen seine Aeußerung öfter wiederholt, und Krook, der keine Lust zu sterben hatte, grübelte Tag und Nacht über die Mittel nach, sein Haus so zu ordnen, daß die gemüthliche Ruhe desselben wo möglich sein Leben verlängern könnte. Dahl und Michelsen hatten die letzten Monate im höchsten Grade verschönt, und er sann hauptsächlich darüber nach, wie er diese Personen für immer an seine Seite fesseln könnte.

Nach dem Baron kam der Leserpriester, gestützt auf Michelsens Arm. Paul und Gabriele folgten nach.

Wir müssen hier erwähnen, daß Paul so eben von Gabriele auf ein neues Zusammentreffen mit Jaquette vorbereitet worden war.

Axeline las schon im Gesicht ihres Vaters, was in seinem Innern vorgegangen war.

Dahl war auch nicht der Mann, der sich, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, durch kleine Zufälligkeiten abschrecken ließ. Er wußte zwar, daß die Wunde, die Gourville ihm versetzt, wenn auch tief und schmerzlich, doch nicht tödtlich war, weil sie keine edleren Theile getroffen hatte; aber er spielte dennoch eine Rolle, wie wenn er am Rande des Grabes stände, und zwar um so mehr, als er dadurch zu seinem Vortheil imponirte. Er war Paul und Gabriele ganz einfach unter dem Namen Dahl vorgestellt worden.

Gabriele hielt sich an dem Namen fest, wie wenn sie ihn schon einmal gehört hätte, konnte aber nicht recht darüber klar werden.

Dahl schien sich nicht im Geringsten um die Fremden zu bekümmern, und Gabriele hatte also vollkommen Zeit, ihn zu betrachten; sie konnte auch nicht läugnen, daß er ein interessantes Aussehen hatte, wozu seine Krankheit wohl auch beitrug, obschon sie die Art derselben nicht kannte.

In einem Augenblick, wo Paul und Gabriele einige

Worte unter sich wechselten, lehnte Dahl sich zu dem Baron hinab und sprach leise mit ihm.

„Wann?" fragte Kroof ihn endlich so laut, daß die Uebrigen es auch hörten.

„Jetzt," antwortete Dahl.

„Sie haben mit ihr gesprochen?"

„Ja."

„Ich habe es lange gewünscht."

„Ihre Einwilligung rettet mein Leben."

„Nun wohl denn!"

„Benützen Sie diese Gelegenheit, wo mehrere von Ihren und Axelinens Freunden hier sind."

„Ja, ja . . ."

Die Folge dieser kurzen Unterredung war, daß Kroof Gabriele und Paul aufforderte mit ihm hinauszukommen, da er ihnen etwas mitzutheilen hätte, was ihnen sicherlich ebenso viel Freude machen werde, als ihm selbst.

Als der Baron hinaus kam, winkte er Axelinen zu sich. Das kindliche Mädchen zog sich mit seinen Träumen erschrocken in sich selbst zurück, kam jedoch der Aufforderung nach.

Sie glich einem Opferlamm, als sie so da stand, nem Opfer, das nicht dem Zorn ihres Vaters, sondern ner blinden Schwachheit fallen sollte, die hier in Get der Liebe handelte.

Gabriele konnte gleichwohl ein paar Worte mit ihr seln.

„Liebst Du Dahl, Axeline?" fragte sie.

Jetzt nicht mehr," antwortete sie, „nein, nein."

ber dessenungeachtet legte sie ergebungsvoll ihre n die des Vaters. Kroof hatte Dahl bereits bei ern Hand gefaßt.

linens Blicke waren auf den Boden gesenkt, Brust hob sich hoch.

uette litt nicht weniger als Axeline, vielleicht

sogar noch mehr, weil in ihrem Charakter nicht so viel Resignation lag.

Paul dagegen war erzürnt; aber unter welchem Vorwand konnte er wohl hier zwischen Vater und Tochter treten? Nur sie selbst besaßen das Recht, über ihr Schicksal zu entscheiden.

Paul zog sich daher ans Fenster zurück und blickte hinaus.

Nachdem Krook Dahls Hand ergriffen hatte, zog sich auch Michelsen an ein Fenster zurück und stützte sich gegen den Pfeiler.

Gabriele und Jaquette verließen Axeline nicht: sie waren Weiber, sie waren ihre Freundinnen, und ihre Herzen litten mit ihr.

„Dahl?" fragte sich indessen Gabriele unaufhörlich. „Wer mag er sein? Ich habe diesen Namen schon gehört. Dahl? Dahl?" Aber kein Wort kam über ihre Lippen.

Die kleine Sophie stand schweigend da und sah zu, was vor sich ging.

„Meine Freunde," begann Krook, aber er verstummte wieder, weil er aufgeregt war und der Husten ihn unterbrach.

Alle verstanden so gut, auf was er abzielte, und dennoch klopfte jedes Herz heftiger, als die wenigen Worte an ihre Ohren schlugen.

Alle hätten sich so gerne dazwischen geworfen, aber Niemand glaubte sich berechtigt, weil es ja ein Vater war, der hier handelte, und zwar in der Ueberzeugung, daß er es im Interesse seiner Tochter thue.

Jaquette hoffte jedoch, daß Axeline selbst das Schweigen brechen würde, in welchem Fall sie es nicht unterlassen wollte, sie kräftig zu unterstützen; aber Axeline erhob ihre Blicke nicht vom Boden.

Der Baron ergriff noch einmal das Wort, wurde jedoch von Neuem durch seinen Husten verhindert.

Für Paul hatte diese Scene, deren Zeuge er auf so unerwartete Weise wurde, etwas Schmerzliches.

Er besaß zu viel Menschenkenntniß, um nicht einzusehen, daß die Verlobung Axelinens Wünschen zuwider war; aber er konnte sie mit dem besten Willen nicht verhindern.

Draußen auf dem Markt ging im Augenblick Etwas vor, was seine Aufmerksamkeit anzog.

Er sah nehmlich einen Karren, umgeben von unartigen, gaffenden Jungen, langsam von einem Manne gezogen, der einen schwarzgrauen Commismantel mit hängendem Kragen und eine schildlose Mütze von demselben Zeug trug. Hinter dem Karren ging ein anderer alter Mann, auf dieselbe Weise ausstaffirt.

Ueber dem Karren lag ein schwarzes Bahrtuch mit einem weißen Leinwandkreuze, so groß wie der Karren selbst.

Der Karren schritt langsam voran und nahm seinen Weg nach der östlichen Breitenstraße, in deren Nähe Baron Kroof wohnte. Er kam also näher und immer näher.

Paul hatte noch nie einen solchen Karren gesehen, nd sein Aussehen machte einen unheimlichen Eindruck f ihn. Er wußte nicht einmal, wozu dieses Fuhrwerk entlich benützt wurde.

Leise näherte er sich Mamsell Michelsen und fragte ob sie es wisse.

Michelsen starrte ihn erschrocken an.

„Nein, mein Herr," sagte sie, „jetzt nicht."

„Warum nicht?"

Man darf von solchen Dingen nicht im Augenblick wo zwei Personen im Begriff stehen, sich zu ver-

h verstehe Sie nicht, Mamsell. Warum sollte diesem Karren da, welchen die Gassenjungen und Gelächter verfolgen, nicht reden dürfen, eine Verlobung vor sich geht?"

„Darum, weil . . .“

„Weil?“

„Weil ein Selbstmörder unter diesem Bahrtuch liegt. Es ist ein Polizeikarren, wie Sie sehen.“

Das Gespräch wurde flüsternd geführt und während Kroof's Husten noch andauerte.

Michelsens Antwort machte einen unbeschreiblich unangenehmen Eindruck auf Paul.

Ungeachtet er Alles genau beobachtete, was im Zimmer vor sich ging, vermochte er seinen Blick nicht von dem Karren abzuwenden, der immer näher kam.

Michelsen schien beinahe dieselbe theilnehmende Neugierde zu hegen.

Außer dem Husten des Barons hatte gleichwohl nichts während dieser Zeit die Uebrigen gestört.

Axeline hatte ihren Blick nicht vom Boden erhoben; sie blieb, was ihr Herz ihr zu bleiben gebot, das ergebungsvolle Opferlamm.

Mit Unruhe haftete Jaquettens ganze Aufmerksamkeit auf den Lippen ihrer Freundin, von denen sie vergebens eine Protestation gegen den Willen ihres Vaters zu vernehmen erwartete.

Gabriele dagegen vermochte ihren Blick nicht von Dahl abzuwenden, der für Alles um sich her gleichgültig war und nur durch die Zögerung des Barons belästigt schien.

Nachdem sein Husten sich endlich gelegt hatte, ergriff er auch das Wort, aber mit weniger Heftigkeit, um sein Uebel nicht von Neuem zu reizen.

„Ich bin ein alter kränklicher Mann,“ begann er jetzt. „Die Vorsehung hat mir jedoch in ihrer Gnade einen Freund in meinem Elend geschenkt. Dieser Freund ist Dahl.“

„Dahl?“ fragte Gabriele sich wieder. Mein Gott, ich habe diesen Namen schon gehört, aber wo?“

„Dahl hat seine Lebensweise selbst gewählt. Er

hat eine Bahn betreten, die einer warmen und um das Wohl des Menschengeschlechtes bekümmerten Seele würdig ist. Ich weiß wohl, daß die Welt in ihrer Verirrung die Leserpriester verurtheilt, aber am Rande des Grabes urtheilt man anders."

Leserpriester? überlegte Gabriele von neuem für sich selbst. Ich meine . . ich will mich erinnern . . ah . ."

"Ein großes Unglück war ganz kürzlich nahe daran, mir meinen neuen Freund zu rauben, aber der Herr war gnädig und strafte mich nicht so hart, wie meine Thaten verdienten. Von einem Banditen angefallen und von seiner Mordwaffe getroffen, hat Dahl bewiesen, daß er die Ergebung eines wahren Christen besitzt."

Auf einmal ging Gabriele ein Licht auf; sie konnte sich nicht täuschen, sie wußte, wer Dahl war. Verwundert näherte sie sich, um ihn noch genauer zu beobachten.

Der Baron fuhr fort, indem er unendlich segnend Dahl's und Axelinens Hände gegen einander führte.

Axeline blickte dabei auf.

"Mache ich Dich glücklich, mein Vater?" fragte sie.

"Sehr glücklich, mein Kind, unbeschreiblich glücklich."

"Nun wohl."

Ihr Beschluß schien gefaßt. In diesem Moment
at jedoch Gabriele vor.

"Warten Sie einen Augenblick," bat sie den Baron.

Kroof wandte sich verwundert gegen sie. Dahl
hte eine stolze, aber kalte Bewegung mit seinem Kopfe.

"Warum diese Einmischung, Madame?" fragte er,
vollen Sie sagen?"

"Sie heißen doch Dahl?" bemerkte Gabriele.

Nun ja."

ie sind Leserpriester?"

ch das, Madame."

r ein paar Tagen wurden Sie vor dem Theater
mörderischen Dolchstoß getroffen?"

egeben, Madame. Derjenige, der mich angriff,"

fügte er mit einem höhnischen Lächeln **hinzu**, **befand** sich, glaube ich, in Ihrer Gesellschaft."

„Kann sein, mein Herr; es **freut mich** auch um seinetwillen, daß Sie nicht von **seiner Hand** gefallen sind; weil er also doch keinen Mord **begangen hat**. Ich bin inzwischen überzeugt, daß der Herr **Baron** Sie nicht kennt."

Aller Augen hatten sich auf Gabriele **gerichtet**. Sie war nicht mehr zaghaft, sondern **entschlossen und** ruhig. Alles, was Gourville ihr von **seinen Pfleggeschwistern** Dahl und Charlotte erzählt hatte, **stand jetzt so** deutlich vor ihr. Sie hätte Dahl's ganzes **Leben darlegen** können, aber sie hielt sich an das Wichtigste.

Baron Krook fühlte sich **durch Gabrielens** Einmischung auf eine unangenehme Art **gestört**. **Dahl** besaß sein Herz.

„Sie täuschen sich, Madame," **sagte er daher** bei ihrer letzten Aeußerung. Ich kenne **Dahl**. **Seine** guten Charaktereigenschaften sind **über allen Zweifel** erhaben."

„Sie wissen also, **daß er der Sohn eines** Ihrer früheren Unterthanen auf Großsmestad ist?"

Krook fühlte sich durch **diese Mittheilung** empfindlich berührt, aber er stand gänzlich unter **Dahls Einfluß** und seine Seele hing fest an ihm.

„Gleichviel, Madame; **er verdient nur um** so **mehr** noch Lob, **denn obschon ganz unbemittelt**, **hat er** sich selbst seine Zukunft geschaffen."

Gabriele wich nicht zurück.

„Sie kennen **wohl** seine Mutter, **Herr Baron**?"

Krook **wandte** sich mit einem **fragenden** Blick an Dahl.

"Ich **habe Ihnen bereits gesagt**, Herr Baron," **versetzte** Dahl, „**daß meine Mutter** schon seit **vielen** Jahren todt ist."

„Todt?“ wiederholte Gabriele, „ich habe sie heute gesprochen.“

Nichts schien Dahl's Ruhe erschüttern zu können. Er wies jede Bemerkung Gabrielens mit einer Verachtung zurück, als ob Alles, was sie sagte, eine Lüge wäre.

„Sie täuschen sich, Madame,“ erwiederte er. „Ich kann Niemand verhindern, sich für meine Mutter auszugeben, ich muß jedoch selbst am Besten wissen, ob sie lebt oder todt ist.“

„Ist Ihre Schwester vielleicht auch todt?“

„Ich habe niemals eine Schwester gehabt.“

„Mein Herr.“

„Madame.“

Gabrielens Aeußerungen schienen nicht im Mindesten auf Dahl einzuwirken. Keine Regung der Ueberraschung oder Unruhe war in seinem Gesichte zu bemerken. Mit stolzer Miene maß er sie von Kopf bis zu Fuß. Ohne daß er seine Ruhe verlor, wurden seine finstern Augen nur noch düsterer. Gabriele begann zu fürchten, daß Gourville sie getäuscht habe.

„Haben Sie noch Etwas zu bemerken, Madame?“ fügte Dahl hinzu, als sie still blieb. „Verhehlen Sie nichts, denn ich hege keinen sehnlicheren Wunsch, als daß Baron Krook möglichst vollständige Kenntniß von mir erhalte.“

„Sie verläugnen Ihre Schwester,“ antwortete Gabriele, „die gleichwohl noch nicht alle Hoffnung verloren hatte; aber ich kann Sie an Ihren Namen erinnern, im Fall Sie denselben vergessen haben.“

„Und der ist?“

„Charlotte.“

Ein Lächeln glitt über Dahls sonst so unbewegliche und eiskalte Züge.

„Charlotte?“ sagte er. „Der Herr Baron und

Axeline kennen sie ganz gut, weil sie seit einiger Zeit hier im Hause gewohnt hat. Sie wissen daher auch am Besten, daß sie nicht meine Schwester ist."

Paul und Michelsen hörten jedes Wort, das gewechselt wurde, ohne ihren Platz am Fenster zu verlassen.

Jaquette schwebte zwischen Hoffnung und Furcht. Axeline drückte ruhig ihrer Freundin die Hand. Sie hatte sich dem Beschluß der Vorsehung unterworfen und fühlte sich stark, während ihre Freunde für sie kämpften.

Dahls letzte Antwort, welche der Baron bestätigte, hatte Gabrielens ganze Beweisführung zu nichte gemacht.

Noch einmal wollte sie eine Bemerkung machen; aber als sie eine verächtliche Bewegung von Seiten Dahls und die gerunzelte Stirne des Leserpriesters sah, so verstummte sie wieder.

Kroof schien jedem weiteren Aufschub ein Ende machen zu wollen und gab durch ein Zeichen seine Absicht zu verstehen, daß er zu sprechen wünsche; aber dabei gewann Gabriele ihren Muth wieder.

„Uebereilen Sie sich nicht, Herr Baron," bat sie, „warten Sie nur noch ein paar Tage, dann glaube ich meine Angabe beweisen zu können."

„Warum nicht gar, Madame?" versetzte Kroof; ich finde in allem, was Sie gesagt haben, nichts, was Dahl meiner Freundschaft und der Hand meiner Tochter weniger würdig machen könnte. Wenn er auch der Sohn irgend eines meiner Leute von Smestad wäre, so würde ich ihm just deßhalb, nachdem er sich selbst die Erziehung eines gebildeten Mannes zu verschaffen gewußt hat, nur um so lieber die Hand meiner Tochter geben, um öffentlich zu zeigen, wie sehr ich jeden achte, der trotz seiner niedrigen Geburt Kraft genug besitzt, sich eine ehrenvolle und unabhängige Stellung in der Gesellschaft zu erwerben. Ich will Ihnen sagen, Madame, daß Personen, die sich selbst durch alle Schwierigkeiten emporgearbeitet haben, mir

mehr Vertrauen einflößen, als solche, die ihr Glück geerbt haben. Nicht die letzteren, wohl aber die ersteren begreifen die Welt und gehen stark durch alle Verlockungen derselben hindurch. Axeline ist das Theuerste, was ich besitze. Ich vertraue den Frieden ihres Herzens lieber einem Manne an, der sich unter Kämpfen vorwärts gebracht hat, als einem solchen, der vielleicht noch nicht weiß, was ein Kampf mit dem Schicksal besagen will."

Gabriele hatte ihre ganze Munition erschöpft; sie wußte gegen die Erklärung des Barons nichts mehr einzuwenden und fand dieselbe sogar schön und wahr.

Aber der Baron sollte noch einmal unterbrochen werden, wenn auch nicht mehr von Gabriele.

Die Polizeidiener waren langsam vorangeschritten und hatten sich dem Hause des Barons genähert, von den Gassenjungen verfolgt mit Scherzreden und Spöttereien.

Diejenigen, die den Karren zogen, waren müde geworden und ließen ihn stehen, um auszuruhen. Dieß geschah unmittelbar unter der Haustreppe des Barons.

Spottend und lachend sprangen die Jungen um den Leichenkarren her.

Einer der Frechsten zog aus Unart oder Neugierde an einer Ecke des Bahrtuchs und warf es auf die Seite.

Dadurch wurde das Gesicht der Leiche blosgelegt, so daß Paul und Michelsen, die am Fenster standen, es sehen konnten.

Michelsen war nahe daran, einen Schrei des Entsetzens auszustoßen, aber Paul ergriff heftig ihre Arme und bat sie, sich zu beruhigen.

Paul hatte etwas bemerkt, wovon er den Ausgang sehen wollte.

Ein älteres Weib kam von der Bereiterstraße her, worin die Methodistenkapelle liegt.

Verwirrt eilte sie die Straße hinan und bald befand sie sich bei dem Karren.

Als sie die Leiche erblickte, stürzte sie sich mit einem Angstschrei darüber her.

Dieß war geschehen, als der Baron Kroof eben seine letzten Worte aussprach, wodurch er jeden weitern Widerstand auf einmal zurückweisen wollte.

Paul trat jetzt zu ihm hin.

„Ihre Ansichten, Herr Baron,“ sagte er, „machen unstreitig sowohl Ihrem Herzen, als auch Ihrem Verstand alle Ehre. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfte daher Niemand auch nur ein einziges Wort gegen Herrn Dahl einzuwenden haben; aber wenn man annimmt, daß er wirklich noch eine Mutter und eine Schwester besitzt, obschon er es läugnet, so folgt daraus gleichwohl, daß irgend eine hinterlistige Berechnung sich in seiner Handlungsweise verbirgt, eine Berechnung, die seinen Charakter in der That selbst nicht so achtungswerth erscheinen ließe, als Sie, Herr Baron, annehmen. Sie geben das doch zu?“

Der Baron schwieg.

„Gegen Ihre Bemerkung läßt sich nichts einwenden,“ erwiederte Dahl, ohne seine Geistesgegenwart zu verlieren.

„Da Sie Ihre Mutter und Schwester verläugnen, mein Herr,“ versetzte Paul, „so kann man Sie auch zu vielen andern Dingen fähig glauben.“

Dahl wechselte die Farbe, da Paul mit derselben Bestimmtheit sprach, die er selbst kaum noch bewiesen hatte.

„Haben Sie die Güte, meine Herrschaften,“ bat Paul, „und treten Sie ans Fenster.“

Die Anwesenden kamen der Aufforderung Pauls nach, zogen sich aber mit unwillkührlichem Schauder zurück, als sie den Polizeikarren erblickten.

Die Leiche lag jetzt entblößt da. In den gewöhnlichen Fällen werden solche Leichen in einer Kiste fortgeführt, aber entweder war eine solche aus Nachlässigkeit vergessen oder war die Leiche so unvermuthet ge-

funden worden, daß man keine Zeit mehr hatte, die Kiste herbeizuschaffen; genug, man hatte sie nur mit dem Bahrtuch zugedeckt. Die Leiche war blaßgelb, ein kohlschwarzes Haar umgab ihr Gesicht. Der Anblick machte einen entsetzlich unangenehmen Eindruck.

Ein unheimliches Schweigen herrschte im Zimmer.

Axeline war die erste, die es brach.

„Es ist Charlotte!" rief sie, „Charlotte!"

„Eine Selbstmörderin," fügte Paul hinzu. „Ich will die Todte nicht höhnen, aber Sie, Herr Dahl, müssen jetzt in sich gehen. Haben Sie auch den Muth, gegen die Todte zu protestiren? Sollten Sie ihre Personalien hören wollen, so weiß ich etwas davon zu erzählen."

Alle wandten sich gegen Dahl. Er stand wie vom Schlage gerührt da.

Aber bei Pauls Aeußerung bekam er wieder Leben.

„Dieses Weib ist nicht meine Schwester," versicherte er; „beim Himmel, ich kenne sie nicht."

„Sie kennen sie nicht?"

„Nun ja, ich kenne sie, wie wir Alle sie kennen, aber nicht genauer. Sie ist nicht meine Schwester . . . bei Gott . . ."

„Rufen Sie nicht Gott zum Zeugen einer Lüge an," unterbrach ihn Paul wieder. Das Gesicht der Todten gleicht genau Ihrem eigenen und zeugt gegen Sie."

„Einbildungen, mein Herr," stammelte Dahl, „Zufälligkeiten."

„Wenn Sie auch den Muth haben, die Todte zu verläugnen," fuhr Paul fort, „werden Sie dann frech genug sein, die Lebendige zu verläugnen?"

Das ältere Weib, das sich mit einem Angstschrei über den Karren geworfen hatte, war bewußtlos niedergesunken, und die Polizeidiener hoben sie jetzt auf, um sie in das nächste Haus zu tragen, damit sie ihrer los würden.

Das Gesicht kehrte sich dabei den am Fenster Stehenden zu.

„Es ist Martha," sagte Gabriele.

„Verläugnen Sie wohl auch Ihre eigene Mutter?" fügte Paul hinzu, indem er seine Hand auf Dahls Schulter legte.

„Mein Gott, mein Gott!" rief Dahl und sank auf seine Kniee, das Gesicht in seinen gefalteten Händen verbergend.

Baron Krook war heftig ergriffen. Die Arme über die Brust gekreuzt, betrachtete er Dahl. Eine Weile verging unter feierlichem Schweigen. Darauf winkte er Michelsen, gab ihr den Arm und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen. Der Kammerdiener hob Dahl auf und führte ihn in sein Zimmer. Einige Stunden später verließ er das Haus.

Als Gabriele eine kurze Weile darauf nach dem Leichenkarren hinausschaute, war er verschwunden, und als Jaquette sich nach Paul umsah, hatte auch er sich entfernt.

Axeline sank den beiden Freundinnen in die Arme.

Für Gabriele und Jaquette war Martha eine wichtige Person. Erstere hatte sie über so viel zu befragen, letztere dachte an die Verbindlichkeiten ihres Vaters gegen Abraham, worüber Martha sehr bedeutungsvolle Aufschlüsse ertheilen zu können schien. Die Polizeidiener hatten sie in ein Zimmer im untersten Stock gebracht, und als man sie da suchte, fand man Paul an ihrer Seite. Paul näherte sich Gabriele sogleich.

„Meine Cousine," sagte er zu ihr, „ich glaube, daß

Sie von der Theilnahme und Achtung, die ich Ihnen widme, überzeugt sind; wundern Sie sich daher nicht, wenn ich Sie ersuche, daß Sie Fräulein Jaquette und Axeline bestimmen mögen, sich von hier zu entfernen. Vor einem Augenblick sprach Martha und sie schien vollkommen bei Verstand zu sein. Die Betäubung, worin sie sich jetzt befindet, dürfte bald wieder aufhören, und wenn wir sie klug behandeln, so können wir sie vielleicht dahin bringen, daß sie Geheimnisse aufdeckt, die nur uns allein interessiren."

Gabriele fand Pauls Erinnerung richtig, und auf ihre Vorstellung verließen Jaquette und Axeline das Zimmer.

Es währte lange, bis Martha ihre Augen wieder aufschlug. Im Anfang warf sie verwirrte und aberwitzige Blicke um sich her.

Gabriele drückte ihr jedoch freundlich die Hand und dieß schien ihr unendlich wohl zu thun.

„Erinnerst Du Dich meiner, gute Martha?" sagte Gabriele dabei: „es ist schon lange her, seit wir einander getroffen haben."

Martha antwortete nicht, ergriff aber krampfhaft Gabrielens Hand und blickte ihr ins Gesicht.

„Das war schauerlich," sagte sie dabei, „entsetzlich, entsetzlich!"

„Ja, ja."

Paul und Gabriele entsetzten sich beide bei dem Gedanken, daß Martha's Wahnsinn von Neuem in seiner ganzen Wildheit ausgebrochen sein könnte.

„Sie haben sie ja gesehen . . . es war doch so . . ." fuhr Martha fort, „sie war blaß, todtesblaß, ihr schwarzes schönes Haar lag wie ein Trauerkranz um ihr Gesicht."

Sie sprach von ihrer Tochter.

„Aber sie war schön, auch noch im Tode," bemerkte Gabriele.

Martha wandte sich mit einem traurigen Lächeln gegen sie.

„Fandest Du das?" sagte sie.

„Es war nichts Kaltes, nichts Verzerrtes, nichts Entstelltes in ihren Zügen," fügte Gabriele hinzu; „sie sah vielmehr glücklich aus."

„Aber sie war jedenfalls todt," seufzte Martha.

„Ganz sicher ist sie eines leichten Todes gestorben."

„Du glaubst das? Gott gebe, daß es so war. Mein armes Kind, mein gutes Kind!"

„Ich weiß," fuhr Gabriele fort, „daß Sie lange nach Ihren Kindern gesucht haben, und Sie müssen jedenfalls jetzt Gott danken, weil Sie wissen, wo sie sich befinden."

Martha erhob ihr Haupt.

„Weiß ich das?" fragte sie.

„Gott ist mild und barmherzig," antwortete Gabriele; „wenn Charlotte Unrecht gethan hat, so hat sie es sicherlich und aufrichtig bereut, und wahre Reue sühnt unsere Sünden."

Martha hatte dabei ihre Aufmerksamkeit fest auf Gabriele geheftet, gleich als wollte sie sehen, in wie weit sie selbst von dem überzeugt sei, was sie sagte.

„Wo glauben Sie, daß sie sich jetzt befindet?"

„Im Grabe."

„Im Grabe?"

„Das Grab ist die Pforte des Himmels. Dort werden Sie sie einst wieder treffen. Dort werden Sie Frieden und Ruhe finden."

„Barmherziger Gott, sprechen Sie wohl die Wahrheit? Aber," fiel sie nach einer kurzen Pause ein, „glauben Sie wohl, daß man uns in demselben Grabe begraben werde?"

„Die ganze Erde ist ein einziges Grab."

„Und dort wird sie so friedlich an meiner Brust weilen, dort wird Niemand sie von mir trennen, dort

werden wir so süß, so süß schlafen. Und mein Sohn wird ein Gebet über uns sprechen . . . ach, mein Gott . . . aber . . . und sie legte stammelnd ihre Hand auf den Kopf, als thäte er ihr weh . . . aber . . . aber . . . wie viel Uhr ist's?" fragte sie dann.

„Ein Uhr."

„Ein Uhr . . . ein Uhr . . . wie viel Stunden glauben Sie, daß ich noch leben kann? . . . Kann ich bis auf den Abend leben?"

„Zweifeln Sie nicht daran . . . vielleicht noch länger."

„Erschrecken Sie mich nicht . . . ich will sterben, ehe die Sonne untergeht. Derselbe Stern, der meine Tochter sterben sah, mag auch meinen Tod sehen. Geben Sie meine Kleider her. Ich will . . . beeilen Sie sich . . . ich weiß, daß ich nicht mehr viele Stunden übrig habe . . ."

„Beruhige Dich, Martha; beruhige Dich. Deine Kräfte erlauben Dir nicht, das Bett zu verlassen. Wir wollen Dich zärtlich pflegen, komm doch nur zur Besinnung."

„Zur Besinnung kommen, mich beruhigen? erwiederte sie. „Es ist ein Uhr, sagtest Du . . . hörst Du . . . ich glaube, es schlug eben ein Uhr. Der Tag ist kurz . . . die Nacht ist sehr lang . . . sehr lang, und ich habe viel zu thun, bevor ich sterben darf. Gib mir die Kleider . . . ich darf noch nicht sterben . . . vielleicht kannst Du mir etwas sagen . . . siehst Du, ich darf nicht sterben, bevor ich eine Person getroffen habe . . . ich habe ihr etwas zu sagen . . . ich darf nicht sterben, bevor . . ."

„Wen meinst Du?"

„Kennst Du . . . aber es hört uns doch Niemand . . . kennst Du . . ."

Martha schaute sich um. Paul stand hinter ihrem Kopfkissen und sie bemerkte ihn nicht.

„Kennst Du," fuhr sie dann fort, „eine Person, die Gabriele heißt?"

Gabriele fuhr zusammen, als sie ihren Namen von den Lippen des armen Weibes hörte. Sie hatte sich erkannt geglaubt, fand aber jetzt, daß sie sich getäuscht hatte. Aber Gabriele verlor ihre Geistesgegenwart nicht. Ach dieser Augenblick war so wichtig für sie.

„Gabriele," wiederholte sie also. „Ich kenne eine Gabriele, aber ist es wohl dieselbe, die Du treffen willst?"

„Sie ist und sie hat . . ."

„Blaue Augen, wie ich."

Gabriele wollte Martha's Gedächtniß zu unterstützen suchen, als das einzige Mittel, zum Zweck zu gelangen.

„Ihre Augen, ja . . . . ja . . . ."

„Und mein Haar . . ."

„Auch das . . ."

„Und meine Stirne . . . ."

„Ja, ja . . ."

„Und meinen Wuchs . . ."

„Vollkommen richtig."

„Sie ist mit dem Großhändler Kellner verheirathet . . ."

„Das ist sie."

Vor zwei und zwanzig Jahren war sie bei ihrer Tante, der Oberstin Renter, auf einem Gut Asen in den Scheeren."

„Sie kennen sie?"

„Sehr gut. Ihre Tante starb dort ganz unerwartet."

„Ach ja."

„Sie befand sich damals in einer Lage, welche ihr und ihrer Tante großen Kummer bereitete."

„Mein Gott, das ist wahr; aber ich begreife nur nicht, wie Sie alles das wissen können."

„Sie waren damals im Dienst bei ihrer Tante."

„Ja, allerdings, aber . . . aber . . ."

„Dieselbe Gabriele kam damals nieder, und während ihrer Krankheit starb die Oberstin."

Martha ergriff Gabrielens Hand und sah wieder erschrocken um sich.

„Still, still," sagte sie. „Es könnte uns Jemand hören, still, still! Aber . . . um Gotteswillen; still!"

Starr sah Martha auf Gabriele, ihre Augen erweiterten sich dabei; ihr Aussehen flößte ein unheimliches Gefühl ein. Gabriele zog sich erschrocken zurück.

„Ewige Vorsehung," rief Martha endlich, beruhigte sich aber im Augenblick. „Ich begreife das doch nicht," fügte sie hinzu, „wie Sie wissen können, was nur ich und noch eine Person wissen kann. Es ist recht sonderbar . . . ich verstehe es nicht . . . ich . . . aber geben Sie die Kleider her . . . geben Sie die Kleider her . . . geben Sie sie her . . . da Sie so viel wissen, so wissen Sie sicherlich auch, daß ich nicht sterben darf, bevor ich mit Gabriele gesprochen habe . . ich muß eilen, ich muß sehr eilen."

„Erkennen Sie mich nicht wieder?"

„Sie?"

„Ich bin Gabriele; ich glaubte, daß Sie mir Etwas zu sagen hätten, und kam deßhalb hieher . . . zögern Sie nicht . . . wohin ist das Kind gekommen? Sie wissen es . . . beeilen Sie sich . . ."

Gabriele folgte Marthas eigenem Gedankengang. Sie sah ein, daß dieß das einzige Mittel war, die Alte zum Sprechen zu bringen.

Martha sank zusammen, als Gabriele sich so zu erkennen gab, und betrachtete sie mit ängstlicher Scheu.

„Sie sind es wirklich," sagte sie dann, „es kann keine andere sein, als Sie Sie wissen also, daß ich sterben muß, nachdem Sie hieher gekommen sind."

„Allerdings ich weiß, daß Sie sterben müssen; aber wie war es . . . bekamen Sie nicht ein Kind?"

„Zwei . . ."

„Das hat seine Richtigkeit . . . zwei Kinder . . . das eine war ein Knabe, das andere ein Mädchen."

Ein Schauder schüttelte Martha. Noch einmal erhob sie sich und heftete ihren Blick auf Gabriele, gleich als wäre sie nicht vollkommen überzeugt, daß sie es war, die an ihrer Seite stand.

„Vergessen Sie nicht, daß Sie sterben müssen,“ bemerkte Gabriele, „sprechen Sie, sprechen Sie . . .“

„Sprechen . . . ja ich muß sprechen. Es war Nacht . . . die Oberstin war so eben krank, . . . beinah todt . . . von Grossmestad nach Hause gekommen. Ich legte sie in's Bett. Es war schrecklich, sie anzusehen. Ihr Gesicht verzerrte sich, ihre Augen standen aus ihren Höhlen hervor. Der Kampf war kurz. Sie hörte endlich auf zu athmen. Ich glaubte, daß sie todt sei; legte ein Leintuch über sie. Eine Viertelstunde verging; ich saß wie erstarrt an ihrem Bette. Auf einmal sehe ich die Leiche sich bewegen. Die Oberstin richtete sich auf. Ich war nahe daran, unmächtig zu Boden zu sinken. Sie ergriff mich mit einer eiskalten Hand und zog mich an sich.“

„‚Schwöre,‘ sagte sie, ‚schwöre bei Gott und seinem heiligen Evangelium, daß Du erfüllen willst, was ich verlange.‘

„Es war eine Todte, die mich aufforderte zu schwören. Ich schwur.

‚Du weißt, daß in diesem Haus ein Kind geboren werden wird. Sobald es geboren ist, sollst Du es sogleich forttragen und als Dein eigenes erziehen. Unter keinen Umständen darfst Du Jemand die Herkunft des Kindes entdecken . . . Du hast es mir geschworen . . . nicht einmal seiner Mutter. Nimm diese Schatulle dort.‘

„Ich kam ihrem Befehl nach. Sie öffnete die Schatulle und gab mir eine Summe Geldes, wie auch vier Reverse, ausgestellt von dem Grafen Kurt, von Baron Kroof, dem General Rosenpalm und dem Juden Abraham. Sie bat mich, hauszuhalten, das Kind gut

zu erziehen und ihm, sobald es mündig wäre, die Reverse zu übergeben. Ferner . . . aber wie war es nur . . . ja, richtig . . . Ferner befahl sie mir, mich täglich an einem Häuschen auf dem Weg nach Smestad einzufinden, wo man auch ein anderes Kind meiner Pflege übergeben würde; dieses sollte ich auch annehmen und es einer Nachbarin bringen, welche versprochen habe, seine Pflegemutter zu werden. Darauf zog sie zwei Ringe hervor, in welchen geschrieben stand: Vergiß Deinen Eid nicht. Sie übergab mir die Ringe und bat mich, den Eid wohl zu beachten und den einen davon der Nachbarin zu übergeben.

„Hierauf sank die Oberstin auf ihr Bett nieder; sie war kalt, leichenblaß, starr . . . aber noch einmal richtete sie sich auf.

„‚Noch ein Wort,‘ sagte sie. ‚Wann eine Person zu Dir kommt . . . ich glaube, daß sie den Doktor Volkmann meinte, obschon sie es nicht sagte . . . und eines der Kinder oder beide zurück fordert, so übergib Du sie ihm, aber nur ihm allein. Noch etwas . . . solltest Du selbst so krank werden, daß Du den Tod fürchtest, so suchst Du Gabriele auf und entdeckst ihr Alles. Schwöre mir das.‘

„Ich schwur; aber von Entsetzen ergriffen, sank ich bewußtlos und unmächtig nieder. O mein Gott, in welcher Lage befand ich mich nicht, als ich wieder zur Besinnung kam. Die Oberstin lag todt in ihrem Bett, ihre kalte erstarrte Hand umschloß noch immer meinen Arm.“

Martha schien noch in diesem Augenblick von dem Ereigniß, das sie erzählte, auf's Höchste erschüttert zu werden.

Ich habe mein Versprechen erfüllt,“ sagte sie, „jetzt kann ich ruhig sterben.“

Gabriele hatte sie angehört, voll Angst, sie möchte sich jeden Augenblick unterbrechen oder in ihre verwir-

ten Ideen zurückverfallen. Noch gab es viel, worüber sie klaren Aufschluß gewünscht hätte, aber Martha's Stimmung nöthigte sie, sich an das Wichtigste zu halten.

„Und die Reverse?“ fragte sie . . . „wo sind die Reverse?“

„Hier,“ antwortete sie, „hier. Schon seit vielen Jahren hat man sie mir gestohlen, aber Gott ist gnädig gewesen und hat sie mir zurückgegeben.“

Gabriele empfing die Schuldscheine.

„Aber als man sie Dir nahm, warum meldetest Du es nicht der Polizei oder thatest etwas, um sie wieder zu bekommen?“

„Ich wandte mich an Abraham, welcher die Renten zu bezahlen hatte, aber er sagte, man könne da nichts machen. Ich wagte es nicht, mit andern Personen darüber zu sprechen, weil ich kein Recht besaß, Jemanden mein Geheimniß zu verrathen.“

„Du verheiratheteſt Dich?“

„Meine Kinder entflohen.“

„Du betrauertest sie.“

„O mein Gott! Ich glaube, daß der Kummer mich wahnsinnig machte.“

Während des Schlusses ihrer Erzählung schien Martha wieder vollkommen zu ihrem Verstande gekommen zu sein.

Paul hatte auf seinem Platze nicht zu athmen gewagt. Auch er hatte verschiedene Fragen stellen wollen, aber Martha sank auf's Bett zurück.

„Ist es möglich, daß sie stirbt?“ fragte Gabriele.

Paul beugte sich über sie hinab.

„Ich glaube es nicht,“ antwortete er. „Noch athmet sie ruhig und gleichmäßig. Der Anblick der Leiche ihrer Tochter hat sie tief ergriffen. Ich will einen geschickten Arzt hieherschicken und Sorge für sie tragen.“

Fünfzehntes Kapitel.

Das Rathhausgefängniß.

Die frische und reine, wenn auch kalte Winterluft war verschwunden, und eine nebelige, in's Graue fallende an ihre Stelle getreten. Es war etwas Verschleiertes in der Natur. Die Sonne ging nicht zwischen Gold und Silber unter, sondern zwischen Wolken, die grauen Moosbergen glichen. Der Aprilmonat neigte sich seinem Ende zu.

Der Abend war noch nicht weit vorgeschritten, aber die Dämmerung begann bereits, sich auszubreiten.

Unter dem Volksgewimmel, das sich auf dem großen Kirchenhügel auf und ab bewegte, sah man zwei Personen, eine Dame und einen Herrn, Arm in Arm mit schnellen Schritten nach dem Ritterhausmarkt eilen.

Das Gesicht der Dame war mit einem schwarzen Schleier bedeckt, und der Herr, der eine Kapuze trug, hatte den Kragen hoch und rings um den Kopf aufgeschlagen.

Kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt.

Auf dem Markt angelangt, begaben sie sich nach dem Rathhaus. Ohne sich nach rechts oder links umzuschauen, gingen sie gerade nach dem Thorgewölbe unter dem doppelten Treppenaufgang zu dem Rathhause selber.

Von diesem Thorgewölbe aus führt eine Treppe in die Gefängnisse hinab.

Sie kamen zuerst in eine größere Stube, wo vermuthlich die Kost für die Gefangenen bereitet wurde, da sie einer Küche glich. Sie gingen rechts durch sie

hindurch und befanden sich bald in einem langen Gang mit Fenstern auf der einen und verriegelten Thüren auf der andern Seite.

Hier liegen die tiefen Gefängnißgewölbe unter dem Rathhaus, über welche sich so garstige Gerüchte im Publikum verbreitet haben. Es ist auch wahr, daß diese Höhlen gleich Gräbern unter der Erde liegen, aber in einer von ihnen hat der Gefangenwärter seine Wohnung, und nach seinem Aussehen zu schließen, scheint seine Gesundheit vortrefflich zu sein. Die Gefängnisse sind von zweierlei Art, hell und finster, obschon auch dem erstern das Tageslicht sehr sparsam zugemessen ist. Die letztern sind hermetisch für Alles verschlossen, was Licht heißt. Keine Nacht kann so finster sein, wie diese Gefängnisse. Sie liegen am äußersten Ende rechts vom Gang, und auch kein Ton gelangt bis hieher. Darinnen eingesperrt, ist man lebendig begraben Ohren und Augen finden keinen Gegenstand, wenn man nicht in seinem eigenen Innern Etwas zu hören oder zu sehen hat. Diese Grabgewölbe werden indessen nur höchstselten gebraucht. In einem von ihnen wurde Martin Arosin zum Bekenntniß und zur Reue gebracht.

Hier findet man auch die berüchtigte Folterkammer, die unter dem Namen das weiße Pferd bei dem Reichstag des Jahres 1741 in der Gyllenstjern'schen Sache gebraucht wurde, um seine Mitschuldigen zum Geständniß zu bringen.

Als der Gefangenwärter den Eintretenden entgegenkam, überreichte ihm der Unbekannte in der Kapuze ein Schreiben.

Es war vom Minister. Als der Gefangenwärter es aufmerksam gelesen hatte, öffnete er die Thüre seines Zimmers und bat die Fremden, hier zu weilen, mit dem Versprechen, daß er bald zurückkommen würde.

Die Dame nahm Platz auf einem Stuhl und ihr Begleiter wanderte auf und ab.

Keines von Beiden brach das Stillschweigen. Sie waren allzusehr von ihren eigenen Gedanken in Anspruch genommen.

Inzwischen nahte ihren Ohren das Gerassel von Schlüsseln und eisernen Riegeln. Die Dame sprang dabei unruhig von ihrem Platze auf und der Mann blieb lauschend stehen.

„Er kommt," flüsterte sie.

„Um Gotteswillen, Gabriele, verliere jetzt Deine Seelenstärke nicht," bemerkte der Mann. „Die Strafe für unsern in einem schwachen Augenblick begangenen Fehltritt ist allerdings entsetzlich, das gestehe ich; aber wir müssen glauben, daß eine höhere Vorsehung sie uns aufgelegt hat, und wir dürfen nicht verzweifeln. Ich höre Tritte draußen . . . er kommt . . . Muth, Gabriele, Muth!"

Gabriele ergriff seinen Arm, um sich darauf zu stützen.

„Ich fürchte, Frank, daß ich nicht Kraft genug habe," flüsterte sie, sonst aber brachte sie kein einziges Wort mehr über ihre Lippen.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf und der Gefangenwärter führte Gourville ein, worauf er sich wieder entfernte.

Gourville hatte Ketten an Händen und Füßen; das Ganze war mit einem Ring verbunden, der sich um seinen Leib schlang.

Wir sehen hier einen Sohn, der nach zwei und zwanzig Jahren jetzt endlich vor seinen Eltern steht.

Gabriele und Frank wichen bei seinem Anblick unwillkührlich zurück. Gourville lächelte bitter. Sein Haar war von der grauen Einflechtung befreit, und er schien jünger als gewöhnlich.

„Mein Sohn," rief endlich Gabriele, indem sie sich von Franks Arm los riß und auf Gourville zu eilte, „mein Sohn!"

Vermuthlich war es ihre Absicht, ihn mit ihren Armen zu umschließen, aber als sie vor ihn kam, sank sie zu seinen Füßen nieder.

Gourville blieb unbeweglich.

Mit schwankenden Tritten näherte sich ihm Frank.

„Es ist entsetzlich, Gourville!" sagte er, „entsetzlich."

„Allerdings," antwortete Gourville, „Sie, mein Herr, sind wohl mein Vater? Sie haben Recht, es ist entsetzlich. Hören Sie, mit welchem Kindesruf ich Sie empfange."

Und er schüttelte dabei die Ketten so, daß sie im Zimmer rasselten.

„Verdamme mich nicht, Gourville," bat Gabriele, indem sie ihm ihre gefalteten Hände entgegenstreckte. „Du weißt nicht, was wir gelitten, wie wir gesucht, wie wir nach Dir geforscht haben."

Gourville senkte einen prüfenden Blick tief in die Augen des bittenden Weibes hinab, und was er darin sah, milderte seine Härte.

„Laßt uns," fuhr Frank fort, „von unserer Liebe, von unserem Unglück, von unsern Leiden sprechen. Du selbst weißt, was dieß heißen will. Du wirst uns verzeihen, nicht blos, daß Du uns das Leben zu verdanken hast, sondern vor allen Dingen auch, daß Du der leitenden Elternliebe ermangeln mußtest, die einen geachteten und ausgezeichneten Mann aus Dir machen konnte."

Frank äußerte sich mit einem so ernsten Gefühl, daß seine Worte Gourville zu Herzen drangen.

Gabriele war aufgestanden und stützte sich auf Gourvilles Handschelle.

„Ich habe Frank Deine Lebensgeschichte anvertraut, mein Sohn, Du sollst die unsrige hören."

„Sprechen Sie," sagte er, „ich werde hören."

„Setz' Dich, Gourville, setz' Dich."

„Ich stehe."

Es war nicht Gourville, der hier vor seinen Richtern zu stehen schien, sondern vielmehr Gabriele und Frank, die vor dem ihrigen standen.

Frank und Gabriele erzählten abwechselnd ihre ältern Verhältnisse und Gourville hörte sie mit einer Aufmerksamkeit an, als mißtraute er ihrem Herzen und ahnte eine vorsätzliche Vernachlässigung gegen ihn. Aber jemehr er hörte, um so weicher wurde er.

Als Gabriele auf ihre Bekanntschaft mit Kellner und die Art, wie er ihre Hand erzwungen hatte, zu sprechen kam, da verzerrte sich sein Gesicht.

„Also er ist es, der sich zwischen Euch Beide geworfen hat," sagte Gourville, „er ist es, der sich zwischen Euch und mich gestellt hat! Bei dem ewigen rächenden Gott . . ."

Die Fortsetzung von Gourville's Worten erstarb unter dem Gerassel seiner Ketten.

„Sie sind mein Vater," sagte er nach einer Weile etwas ruhiger, „und Sie sind meine Mutter. Das ist gut. Viele Jahre hindurch habe ich in meiner Seele über die Vergeßlichkeit meiner unbekannten Eltern gemurrt, weil ich glaubte, die Kälte in ihrem Herzen sei es, was ihre Gleichgiltigkeit veranlasse. Gleichviel, was unter anderen Umständen aus mir hätte werden können, aber es ist nichts desto weniger wahr, daß Sie zu mir gekommen sind, während ich eines Mordes angeklagt und mit einem ganzen Leben voll Verbrechen hinter mir gefangen und in Ketten geschmiedet bin; ich danke Ihnen dafür. Noch mehr, Sie haben mir Ihr eigenes Leben erzählt. Mein Herz hat darin warme Elternherzen für mich schlagen gehört. Sie sind schwach gewesen, aber Sie waren nicht grausam. Die Leidenschaft hat Sie wie tausend Andere verleitet, aber Sie haben die Stimme in Ihrem Innern nicht verläugnet. Wenn ich zu wenig

daran gewöhnt bin, die kindliche Liebe recht zu verstehen, so begreife ich doch die kindliche Ehrfurcht. Ich sehe ein, daß Ihr Name, Ihre Ehre, Ihre gesellschaftliche Stellung leiden müssen, wenn ich das Verhältniß zwischen uns öffentlich machte; aber seien Sie deshalb ohne Furcht. Selbst auf der Folterbank vermöchte man mir kein Bekenntniß abzupressen, das Sie entehren könnte, weil Ihre Liebe sich nicht gescheut hat, in meinem Elend zu mir zu dringen. Ich für meinen Theil kann nichts anderes werden, als was ich bin. Mein Weg geht früher oder später . . . zum . . . zum . . ."

Gabriele beugte sich gegen ihn vor.

„Zum . . ."

„Zum Schaffot, Madame."

„Allmächtiger Gott! nein, nein!" rief Gabriele. „Dahl lebt noch . . . Du hast ihn nicht ermordet."

„Er mag leben oder todt sein; das verändert den Charakter meiner Handlung nicht."

„Nicht?

„Höre mich an," fiel Frank ein. „Bei meinen diplomatischen Geschäften im Ausland ist es mir gelungen, meinem Vaterlande den einen und andern Dienst zu leisten. Nie würde es mir eingefallen sein, bei meinem Monarchen mich darauf zu berufen und irgend eine Gnade dafür anzusprechen. Aber da jetzt das Leben meines Sohnes in Gefahr steht, so muß mein Stolz vor meiner Liebe weichen. Sei ruhig, Gourville. Der König wird mir das Leben meines Sohnes nicht verweigern. Er wird Gnade für Recht ergehen lassen. Ich werde schon morgen Audienz verlangen."

„Gnade," wiederholte Gourville, „Gnade?"

„Ach ja, Frank, Du mußt schon morgen . . ."

„Verzeihen Sie mir, meine Mutter, aber hier muß ich auch ein Wort mitzusprechen haben. Erlauben Sie mir zu fragen, Herr Graf, wie Sie Ihre Worte zu stellen gedenken, wenn Sie vor den König treten? Wollen

Sie sagen, daß Sie einen großen Verbrecher kennen, der in diesem Augenblick in den Rathhausgefängnissen schmachte, und für den Sie sich interessiren?"

„Ich werde ihm das sagen, Gourville, und ihm zugleich mittheilen, daß . . ."

„Fahren Sie fort, Herr Graf . . ."

„Ich werde dem König mittheilen, daß dieser Verbrecher mein Sohn ist."

Die düstere Wolke auf Gourville's Stirne verschwand auf einmal und sie wurde heiter und glänzend.

„Wäre meine Hand frei, Herr Graf," sagte Gourville, „so würde ich für dieses einzige Wort Ihnen die Hand drücken; aber lassen Sie mich jetzt auch meine Ansicht aussprechen."

„Sage sie uns," bat Gabriele.

„Sie interessiren sich doch für mein Leben?"

„Ja, ja."

„Und für meine Ehre, soweit ich von etwas derartigem sprechen kann?"

„Natürlich."

„Da mein Leben Ihnen theuer ist, so kann es auch für mich einigen Werth haben; aber sehen wir von dem Urtheil ab . . . es wird nicht vollzogen werden."

„Wie so?"

„Ich habe über einige Mittel zu verfügen — ich entfliehe."

„Aber die königliche Gnade . . ."

„Sie haben gesagt, daß meine Ehre auch für Sie einigen Werth habe, und ich will keine Gnade von einem König annehmen, gegen den ich conspirire."

„Was sagst Du?"

„Die königliche Gnade kann überdies nur das Todesurtheil in lebenslängliche Gefangenschaft verwandeln, . . . ich will frei sein . . . frei wie die Vögel unter dem Himmel. Außerdem . . ."

Er betrachtete schweigend Frank und Gabriele.

„Außerdem habe ich nicht Zeit, lange gefangen zu sitzen. Ich habe noch sehr viel zu besorgen. Wollen Sie mir einen einzigen Dienst erweisen, Madame?"

„Welchen? Laß hören."

„Sagen Sie Ihrem Manne in meinem Namen, daß er bis zum letzten Mai alles fertig halte. Ich werde bis dahin frei sein. Wollen Sie ihm diese Worte sagen."

„Was bedeuten sie wohl? ich kenne Kellners Charakter, und mit Kummer habe ich das intime Verhältniß zwischen euch beiden bemerkt. Nimm Dich in Acht, Gourville."

„Auch ich kenne ihn, er mag sich vorsehen. Vertrauen Sie auf Gott," fügte er dann mit milderer Stimme hinzu, ich werde mich entweder auf meine Art meiner Eltern würdig zeigen oder untergehen. Obschon in Ketten geschmiedet, habe ich jetzt noch für etwas mehr zu leben als früher. Wollen Sie Ihrem Manne meinen Gruß melden?"

„Ich verspreche es."

Gourville's stolzer Geist erwarb sich immer mehr Franks Achtung, während der reine Metallklang aus seiner Tiefe an die Ohren des Grafen schlug.

„Auch von Ihnen, Herr Graf, habe ich mir etwas zu erbitten."

Aber Gabriele unterbrach ihn.

„Ich habe etwas zu erwähnen vergessen," sagte sie.

Gourville wandte sich gegen sie.

„Sprechen Sie, Madame," bat er.

„Als Du mir die Schicksale Deines Lebens anvertrautest,' fuhr sie fort, „sprachst Du von Papieren, welche Du Deiner Pflegemutter nahmst, weil Abraham Dich dazu beschwazt hatte."

„Es ist wahr."

„Würdest Du sie noch erkennen?"

„Nein."

„Denk darüber nach."

„Das Einzige, an was ich mich erinnere, ist, daß sie am Rande abgestoßen waren."

„Du erinnerst Dich an nichts Anderes?"

„Unmöglich."

„Wie viele waren es?"

„Ich zählte sie nie."

„Betrachte diese Papiere — Gabriele zog einen kleinen Pack hervor — „sind es nicht diese?"

„Ah, da ich sie jetzt sehe, so erkenne ich sie auch. Sie hatten diese Form . . . die abgestoßenen Ecken . . . diese Flecke . . . aber wie sind sie in Ihre Hände gekommen . . . was enthalten diese Papiere?"

„Lies sie selbst."

„Reverse! Aber was habe ich damit zu schaffen?"

„Du weißt nicht, wem diese Schuldscheine gehören."

„Ich nahm sie meiner Pflegemutter."

„Sie verwahrte dieselben blos. Du, Gourville, warst der rechtmäßige Eigenthümer."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Ehe meine Tante starb, übergab sie diese Papiere Martha mit dem Befehle, sie Dir zuzustellen, sobald Du mündig wärst."

„Ist's möglich, Madame? . . . oh nein nein, nehmen Sie Ihre Worte zurück."

„Warum das, Gourville? Meine Tante wollte auf diese Weise die Ehre unserer Familie retten: aber sie vergaß dennoch ihre Verpflichtungen gegen Dich nicht gänzlich."

„Es ist entsetzlich, Madame," stammelte Gourville, während er von neuem seine rasselnden Ketten erhob; „es ist entsetzlich," fügte er als ein Echo seiner eigenen Worte hinzu. „Mit diesem Kapital" — er betrachtete die Schuldscheine — „hätte ich die Bahn, auf der ich mich jetzt befinde, nicht zu betreten gebraucht. Barmherziger Gott, sollte mein ganzes Unglück davon hergekommen sein, daß ich mich selbst bestohlen habe?"

Die Bemerkung war richtig, obschon Niemand sie vorher gemacht hatte. Sie traf die Gesellschaft wie ein neuer zermalmender Schlag.

„Möge Gottes strafender Blitz die Feinde meines Lebens treffen!"

Aufgeregt von gewaltsamen Leidenschaften sank Gourville unter der Heftigkeit derselben zu Boden.

„Diese Schuldscheine," fuhr Gabriele fort, „sind in Abrahams Hand durch unaufhörliche Umschreibungen zu ungeheuern Summen angewachsen, die er jetzt von seinen Schuldnern fordert. Ich weiß, daß die Unabhängigkeit, ja die Ehre dieser Männer auf dem Spiele steht. Nimm diese Papiere, Gourville, . . . lege sie Deinen Richtern vor . . . rufe Martha als Zeugin auf . . . ja noch mehr, berufe Dich auch auf die Aeußerungen des Grafen Kurt und der Uebrigen. Rette diese Männer, rette sie!"

Frank trat jedoch in diesem Augenblick ins Mittel.

„Gib mir sie, Gabriele," bat er, „und ich werde sie bei den Behörden auf eine allen Betheiligten vortheilhafte Art anzuwenden wissen. Der Polizeimeister ist mein Freund."

Gourville hörte aufmerksam nicht blos Gabrielens Aufforderung, sondern auch Franks Bemerkung.

„Der Graf hat Recht," sagte er. „Man wird seinen Worten mehr Gehör schenken als den meinigen, und der Ursprung der vielen Verbrechen, die man jetzt eines um das andere gegen mich hervorsucht, mag immerhin ein Diebstahl bleiben, den ich an mir selbst begangen habe."

Auf einmal richtete sich jedoch Gourville wieder auf und zeigte seine ganze stolze, schlanke, jugendliche Gestalt.

„Ich möchte Sie um einen Dienst bitten, Herr Graf," sagte er. „Sie wissen, daß ich auf die Angabe meiner Pflegeschwester, die ich von meinen zartesten Jahren an geliebt habe, festgenommen worden bin."

„Gabriele hat mir davon erzählt."

„Ich gestehe, daß ich sie in den letzteren Zeiten nicht behandelt habe, wie ich sollte. Die Ursache . . ."

Er warf einen Seitenblick auf Gabriele, die scheu ihre Augen niederschlug.

„Die Ursache mag sein, welche sie wolle; so viel ist indeß gewiß, daß sie nicht ganz unrecht hatte. Mein Herz war im Begriff, sie zu vergessen."

Gabriele und Frank begriffen, daß er von Charlotte sprach.

„Thun Sie mir den Gefallen, Herr Graf, und suchen Sie wo möglich das Mädchen auf. Ich möchte wünschen, daß sie von Stockholm entfernt würde und auf dem Land in Ruhe käme. Schicken Sie sie auf Ihr Gut. Das Mädchen mag viele Fehler haben . . . aber sie liebt einen . . . einen einzigen . . . und dieser einzige ist Ihr . . ."

„Sohn," ergänzte Frank.

Gourville hatte sich mit einem Gefühl tiefer Theilnahme ausgesprochen; man hörte ihm so wohl an, daß er noch immer Charlotten innig ergeben war.

Gabriele und Frank wechselten einen Blick mit einander; beide waren unschlüssig, wie sie sich verhalten sollten; aber Frank faßte bald seinen Entschluß: er trat Gourville näher und legte die Hand auf seine Schulter.

„Gourville," sagte er, „Du bist ja doch ein kräftiger und geprüfter junger Mann. Dein Muth wird Dich sicher nicht verlassen, wenn ich Dir auch einen großen Kummer mitzutheilen habe. Ich kam erst vor einigen Stunden in Stockholm an, aber nichts destoweniger habe ich bereits vernommen, daß Charlotte . . . todt ist."

„Todt?"

Gourville vermochte diese Nachricht kaum zu ertragen. Entsetzt zog er sich zurück.

„Todt?" wiederholte er noch einmal. „Ich ahnte es," fuhr er fort, „sie konnte mich nicht verrathen, ohne von ihrer eigenen Reue getödtet zu werden. Der Ge-

danke, daß ich von ihr ins Gefängniß geliefert worden, mußte sie aufreiben, das war natürlich. Ich glaubte es. Sie haßte mich. Das verzeihe ich ihr. Sie gab mich an. Nun auch das verzeihe ich ihr, aber ihr Herz konnte es nicht verzeihen. Wenn sie mich getödtet hätte, hätte sie noch leben können; aber mich verrathen... o nein... sie liebte mich zu sehr. Die Natur kann sich selbst strafen, selbst vernichten, aber sie kann sich niemals aufgeben. Ihr Herz besaß nur Ein Leben: es gehörte mir. Mit meinem letzten Seufzer als Erinnerung hätte sie ein Jahrhundert leben können, aber mit meinem Unwillen, meiner Verachtung konnte sie es nicht eine Stunde aushalten. Lassen Sie mich hören, wie sie gestorben ist."

„Sie hat sich selbst ermordet."

„Ich verstehe das nur zu gut . . . aber wo, wann und auf welche Art?"

„Davon wissen wir sehr wenig. Wir haben nur erfahren können, daß sie am Ufer des Kanals zwischen dem Clera- und dem Karlsberger See gefunden worden ist."

„Welche entsetzliche Qualen muß sie ausgestanden haben! begann Gourville wieder. Wie muß die Unglückliche nicht von Gewissensbissen zerfleischt worden sein! Das Gewissen schlug sie mit seinem Entsetzen in demselben Augenblick, wo sie mich der Justiz überlieferte. Ich sah es an ihrem Blick. Als ich ihr den kleinen Handschuh in die Hand drückte, da zitterte dieselbe. Das Verbrechen flieht vergebens vor der Strafe; der Boden unter dem Fuß des Fliehenden ist überall verflucht. Ich sehe sie am Strand des See's. Der Dämon, der sie verfolgte, war die Liebe eines ganzen Lebens für mich. Die Hand, die sie in den Abgrund stürzte, war der Verrath. Ist sie begraben?"

„Nein."

„Nicht? Mein Gott, und ich kann sie nicht noch ein einziges Mal sehen?"

„Willst Du das, Gourville?" fragte Frank.

„Wundern Sie sich darüber? Charlotte war das einzige Band der Liebe, das mich bisher am Leben festgehalten hat. Ihr und mein Herz waren Zwillinge. Es war Feuer von demselben Blitz, Leben von demselben Strahl."

Frank begab sich an die Thüre und rief dem Gefängnißwärter, der sogleich eintrat.

„Sie sehen diese Börse," sagte Frank zu ihm, „wenn Sie diesem Arrestanten erlauben, mich auf eine einzige Viertelstunde zu begleiten, so gehört sie Ihnen."

„Unmöglich, ich wage es nicht. Bedenken Sie, wenn er die Gelegenheit benützte und entflöhe?"

„Ich schwöre bei meiner Ehre, daß er in einer Viertelstunde zurückkommt."

Gourville bewunderte Frank um das Vertrauen, das er in seinen Charakter setzte.

„Aber wohin wird er wohl mit den Ketten gehen können?"

„Sie müssen ihm diese abnehmen."

„Führen Sie mich nicht in Versuchung, Herr, ich wage es nicht."

„Geben Sie ihm auf eine Viertelstunde die Freiheit und ich lege zu dieser Börse noch eine zweite."

Frank warf beide auf den Tisch.

„Wollen Sie?"

„Nein, Herr, nein."

Gabriele näherte sich dem Gefängnißwärter.

Sie sah, wie sehr Franks Wohlwollen Gourville erfreute. Auch sie wollte etwas für ihn thun.

„Ich will zu diesen Börsen auch Etwas legen als Bürgschaft, daß Gourville zurückkommt."

Gabriele war in diesem Augenblick unendlich einnehmend. Ihre Seele war von der Liebe zu ihrem Sohne erwärmt, und dieß gab ihr den Glanz ihrer entschwundenen Jugend zurück.

„Ich bleibe hier, bis Ihr Gefangener sich wieder

eingestellt hat. Wollen Sie, so führen Sie mich in sein Gefängniß, legen Sie mir die Ketten an, die er trägt. Ich werde nicht murren, nicht verlangen, davon befreit zu werden. Kehrt er nicht zurück, so kann man morgen mich wie die größte Verbrecherin mit der Polizei führen, wohin man will, und ich werde meinen Richtern gestehen, was ich gethan habe."

Gabriele überließ sich ihrem Gefühl. Der Gefängnißwärter, der sonst an aufregende Scenen gewöhnt war, fühlte vielleicht zum erstenmal, daß er ein Herz hatte.

„Aber, mein Gott, wenn man mich betröge?"

„Thor," fiel Gourville ein, „begreifen Sie nicht, daß ich, wenn Sie das Anerbieten dieser Dame annehmen, Sie unmöglich betrügen kann?"

„Warum nicht?"

„Weil . . . weil . . ."

Gourville verstummte und senkte seinen Blick zur Erde.

Aber Gabriele verstand, was er sagen wollte, jedoch aus Aufmerksamkeit gegen sie nicht sagen zu dürfen glaubte.

„Weil ich," fügte sie daher hinzu, „weil ich seine Mutter bin."

Der Gefängnißwärter schien überrascht und überlegte.

„Aber wenn meine Vorgesetzten erführen, daß ich etwas erlaubt habe, was meiner Instruction so sehr widerstreitet?"

„Für diesen Fall," antwortete ihm Frank, „garantire ich Ihnen dieselbe Besoldung, die Sie jetzt haben."

„Nun, so sei es denn!"

Der Gefängnißwärter steckte die beiden Börsen in seine Tasche, schloß die Ketten auf und nahm sie dem Gefangenen ab.

Als Gourville sich frei fühlte, hob sich seine Brust hoch, und er athmete neu.

„Leihen Sie mir einen Mantel, Gefängnißwärter,“ befahl Gourville.

„Hier.“

„Einen Hut.“

„Auch dieser ist hier.“

„Folgen Sie mir jetzt,“ ermahnte Frank. „Ich werde Sie zu Charlotte führen.“

„Bevor ich gehe, muß ich indeß meine Mutter beruhigen, damit sie nicht fürchtet, ich möchte nicht zurückkommen.“

„Dessen bedarf es nicht, Gourville,“ sagte sie, „gehe jetzt nur mit Frank.“

„Aber ich will Sie gleichwohl beruhigen, so viel ich es vermag,“ antwortete Gourville.

Während er sprach, strich er den linken Rockärmel zurück, so daß der Arm entblößt wurde.

„Sehen Sie hier, meine Mutter,“ sagte er; „Sie sehen da zwei Buchstaben in diesen Arm eingestochen, ein C. und ein G. Der erste Buchstabe ist alt, der letztere ist neu. Vielleicht verstehen Sie die Bedeutung desselben, meine Mutter?“

„Ich verstehe sie.“

„Der eine Buchstabe bedeutet mein vergangenes Leben, der andere bedeutet meine Zukunft. Ich lege zwei Finger auf die Buchstaben und schwöre, daß ich zurückkommen werde, nachdem ich von der Todten und damit auch von meinem ganzen früheren Leben Abschied genommen habe. Zweifeln Sie nicht einen Augenblick. Kommen Sie jetzt, Herr Graf.“

Frank und Gourville schoben die Hüte tief in ihre Gesichter, hüllten sich in ihre Mäntel und verließen das Zimmer.

Gabriele blieb zurück.

Als sie herauskamen,
an. Um für den Fall e
bloszustellen, ging Gourvi

Ohne im Mindesten b
an der Wache vorbei.

Gourville wußte nich
wollte, und ohne darnach
Spur.

Sie hatten indeß ni
sie in die Münzgasse gekom
die Rathhausgasse hinab, u
wurf gegangen, blieb Fran
auf dieser Seite in der
Die Thüre stand offen.

„Also hier befindet si
„Ich verstehe."

Sie traten ein.

Sie befanden sich jetzt

In diese Stube werd
gebracht und zur Schau au
Jemand sie erkennen wollte.

Eine Kiste von groben
ten schwarzen Brettern stand

Ein Polizeidiener saß i

Rings um sie her herrsc

Die Kiste war mit einen

Gourville blieb beim E
klopfte heftig. Er schien fri
len, bevor er weiter ging.

Als er sich der Kiste näh
tuch zurück und Charlottens
ihm wie ein Mond unter schw

Gourville legte seine Hän
tete sie, während sein Kopf hin

„Armuth und Verbrechen
sich hin, „Schwachheit und Ver

chen! Du hast Dich getödtet und ich.... ich bin der finstre Schatten, der Dich in den Abgrund stürzte. An Deinem Grab habe ich ein Gefängniß gefunden, aber Du hast ein noch engeres gefunden. An Deinem Grab habe ich meine Eltern gefunden, aber ich betraure Dich dennoch. An Deinem Grab bricht die Sonne eines andern Lebens für mich hervor, aber ich fühle dennoch mein Herz leer. Ich hätte Lust zu leben, aber ich kann es nicht; ich hätte Lust zu seufzen, aber Du lehrtest mich das nicht. Unsre Liebe, was war sie? Du warst eine wilde Waldblume, die von einem Sturmwind geliebt wurde. Der Sturmwind brach Dich, das war seine Liebe. Lebe wohl, Charlotte, lebe wohl! Lassen Sie uns diesen Ort verlassen, Graf!"

Aber Gourville hatte ihre Hand ergriffen, um sie noch einmal zu drücken.

„Was sehe ich, ha!" rief er in diesem Augenblick, „was ist das?"

Charlotte hielt etwas in der Hand und Gourville untersuchte, was es war, aber trotz aller seiner Bemühungen vermochte er die Finger nicht von einander zu bringen. Wie wenn sie von Eisen wären, schlossen sie sich zusammen. Nichts desto weniger fand er bald, was es war, das sie so getreu fest hielt; es war der kleine Handschuh, den Gourville ihr gegeben in dem Augenblick, wo sie ihn auf dem Maskenball der Justiz überantwortet hatte. Die Hand lag mit dem Handschuh an ihrem Herzen.

„Noch im Tode sprichst Du zu mir," sagte Gourville, „ich verstehe Dich. Ich möchte ruhen, wie Du, aber nein, noch muß ich einen Kampf versuchen. Meiner Mutter Hand winkt mir zur Ehre, die deinige zum Grab. Die Liebe der ersteren ist ein Einladungsbrief zum Leben, aber in Deinem Leichentuch besitze ich eine Fahne zu einem andern Ziel. Nimm den Handschuh mit Dir ins Grab, Charlotte. Du besitzest in ihm unsern letzten

warmen Händedruck, unser
mit Dir, Charlotte!"

Gourville beugte sich
auf ihre eiskalten Lippen.

„Lassen Sie uns jetzt
fügte er hinzu. „Ich friere

Aber in diesem Auge
ein. Die eine war ein
Küster.

Bei ihrer Ankunft fuhr
Schlummer auf.

Gourville und Frank
zurück.

„Hat Niemand sich g
kenne?" fragte der Geistliche

„Nein."

„Lege den Deckel drauf.

Der Polizeidiener vollzo
der Geistliche die Beerdigung

„Aus Erde bist Du gek
tiefen Baßstimme, während d
den Kistendeckel fiel, mit eine
einen Seufzer ausgestoßen.

„Zur Erde sollst Du wie
und die zweite Schaufel Erde

„Der Richter," fügte er d
hinzu, „wird Dich am jüngs
auferwecken."

Hierauf wurde es so still i
der Tod mitten unter ihnen ein

Weder Frank noch Gour
Ritual einer polizeilichen Beerd
Unterschied, der jetzt bei der dri
schen dieser und andern Beerdigu
einen tiefen Eindruck auf sie.

Der Polizeikarren wartete bereits draußen und man bereitete sich vor, die Kiste wegzuführen.

Gourville's Blick folgte ihr getreu. Frank sah, wie sehr er litt.

Um den Karren hatten sich bereits wie um ein Aas eine Menge unartiger Gassenjungen versammelt, in der offenbaren Absicht, die Todte mit Spott und Hohn bis in ihre letzte Ruhestätte zu begleiten. Noch war der Geistliche da; noch war die Kiste nicht auf den Karren gelegt.

Frank trat jetzt vor.

„Um Verzeihung," sagte er zu dem Geistlichen, „ich komme zwar spät, aber doch nicht zu spät. Diese Leiche kenne ich."

„Um so besser," antwortete der Geistliche. „Wer sind Sie, mein Herr?"

„Graf Frank."

Sein Name und seine Person waren bekannt genug, daß man keine weitere Garantie verlangte.

„Da ich auf einer Reise begriffen bin," fuhr Frank fort, „so gestattet mir die Zeit nicht, das zu thun, was zu einer den Umständen angemessenen Beerdigung erforderlich ist. Ich wage es deßhalb, Sie, Herr Pfarrer, zu fragen, ob Sie nicht die Güte haben möchten, diese Mühe auf sich zu nehmen."

Der Geistliche ließ sich überreden, und die Sache wurde zur gegenseitigen Zufriedenheit abgemacht.

„Laß uns jetzt gehen," sagte Frank darauf zu Gourville, der dankbar seine Hand drückte.

„Wünschest Du ein Denkmal auf Charlottens Grab?" fragte Frank, als sie hinauskamen.

„Sollten Sie ein solches errichten wollen? In Wahrheit, ich kann nicht läugnen, daß ich es wünsche."

„Es soll geschehen, wie Du willst. Welche Inschrift würdest Du für passend halten?"

„Keinen Namen."

„Keinen Namen . . . nur
„Nur eine einzige Zeile.
„Laß mich sie hören.“
„Lassen Sie eingraben . . .
einziger Gedanke dastehen.
„Und dieser Gedanke ist
„Dein Richter wird Di
den Todten auferwecken.“
Frank drückte Gourville's

Bald waren sie wieder
fängnißwärter empfing sie mit
über ihre Rückkehr.
„Entfernen Sie meine
Gourville leise zu Frank. Ich
wieder in meiner Erniedrigung
Frank erkannte das Zartsin
und führte Gabriele weg.
Als sie in der Thüre war,
die Hand gegen den Sohn aus.
„Wann und wie sehe ich Dic
„Am letzten Mai und zwar
ville zur Antwort.
Sobald sie fort war, legte sic
Fesseln an und kehrte in sein Gefä

Sechzehntes Kapitel.

Ein unerwartetes Zusammentreffen.

Paul ließ es bei dem edlen Vorsatz, den Armen sowohl in moralischer als physischer Beziehung aufzuhelfen, nicht bewenden. Außer den Befehlen, die er nach Grossmestad ausfertigte, suchte er sich jetzt auch mit dem wahren Elend der Stadt vollkommen bekannt zu machen.

Eines Tags, als er in dieser Absicht ausgegangen war, stieß ihm ein Abenteuer von etwas ungewöhnlicher Art auf.

Als er vom Schiffsholm her nach dem Norden der Stadt ging, bemerkte er einen Mann, der bei den Pumpen von Blasiholm auf- und abwandelte. Da der Mann höchst seltsam aussah, so blieb Paul stehen, um ihn näher zu beobachten.

Der Mann stand mit dem Hut in der Hand da und verbeugte sich vor einer der Pumpen.

„Ew. Majestät," murmelte er vor sich hin, „da ich endlich die Gnade habe, vor Ew. Majestät zu stehen, so wage ich unterthänigst um Erlaubniß zu bitten, zu den Füßen Ew. Majestät ungeheuchelt darzulegen, was meine Seele bedrückt."

Paul näherte sich dem Manne immer mehr.

„Ew. Majestät schweigen und bezweifeln vielleicht meine Worte. Darf ich Ew. Majestät um die Gnade bitten, auf einen Augenblick alle diese Hofherren zu entfernen, die da stehen und mich angaffen?"

Der Mann deutete auf die übrigen Pumpenstöcke.

„In ihrer Gegenwart fühle ich mich so verlegen, daß ich es nicht wage, meine Gedanken auszusprechen.

Die Frage betrifft . . . und e
gen den Pumpenstock . . . die
Ew. Majestät. Nichts Gerin
tion. Aber ich habe die Ke
Majestät, ich habe sie."

Paul, der seine Worte
legte die Hand auf seine Sch

„Was machst Du hier,
ihn.

Der Mann fuhr erschro
dern zitternd blickte er scheu

„Gnädiger Herr, verrath
dem Könige spreche," flüsterte
verrathen Sie mich nicht."

„Mit dem König! Was
niemand."

„Ah so, Sie sehen ihn n

„Du sprichst ja mit den

Der Mann zuckte die
Pauls Verstand.

„Du sagtest etwas von e

„Still, Herr, still! Die
tete wieder auf die Pumpenstö
. . . o ich kenne dieses Pack
sie uns beide todtschlagen."

„Wie heißest Du?"

„Bist Du verrückt? Ken
nicht? Ich bin der eingefleischt
auf, Herr, da kommt meine Equ

Es war ein Wasserkarren,
stöcken anhielt.

„Wo wohnst Du?"

„In den Wolken, in der Luf
nenschein, auf den Straßen und
kästen und den Hütten."

„Bist Du hungrig?"

„Das nicht. Aber wenn Sie mir einen Schnaps geben wollten, so wäre das gar nicht dumm."

„Folge mir, so sollst Du einen bekommen."

„Danke allerunterthänigst."

Der Mann litt am Säuferwahnsinn.

Als Paul nach Hause kam, ließ er ihn weiter examiniren, fand aber, daß er allzu verworren war, um etwas Klares aus ihm herausbringen zu können. Paul ließ ihm daher ein Zimmer anweisen und stellte ihn unter die Aufsicht seiner Dienerschaft. Nach mehrtägiger kluger Diät kam er wieder zum Verstand, und als Paul ihn jetzt zu sich rufen ließ, erzählte er seine Lebensgeschichte, aus welcher wir nur Folgendes mittheilen wollen.

Die Eltern des Mannes waren mittellos gewesen, aber der in Schweden so gewöhnliche Stolz, den lieben Sohn um jeden Preis in der Beamtenlaufbahn sehen zu wollen, statt ihn ein nützliches Handwerk lernen zu lassen, das ihm für die Zukunft ein sicheres, wenn auch keineswegs glänzendes Auskommen böte, war auch hier maßgebend. Der Jüngling wurde also nach Upsala geschickt und während seines Aufenthalts daselbst opferten seine Eltern Alles, was sie besaßen, ohne daß es ausreichte, denn der Studiosus war bereits genöthigt, Schulden zu machen. Endlich gelang es ihm, das Hofgerichtsexamen zu bestehen und er kam nach Stockholm, wo er sich auf alle mögliche Arbeiten einließ, ohne jedoch für eine einzige bezahlt zu werden. Er war ein sogenannter Extraordinarius und mußte so gut wie tausend andere vom Warten leben: von diesem Wort, das in so manchen Fällen die einzige Wünschelruthe ist, zu welcher die Herren Junggesellen in der Hauptstadt greifen können, um ihre Existenz zu fristen. Auf dem geräumigen Feld des Wartens angelangt, entdeckte er bald, daß sich ihm zwei Wege für seine Zukunft öffneten. Der eine bestand darin, daß er fleißig auf seinem Bureau arbeitete, haushälterisch und ordentlich lebte, dabei tiefe Bücklinge vor

seinen Vorgesetzten machte
genheit derselben erwarb,
darin, daß er seine Geschä
gegen die Regierung machte
auf den Zeitungsbureaux he
fes von Andern seiner Phan
Unser Mann wählte den
freiesten und bequemsten.
Er ließ sich königlicher Sekr
seine Freunde ihn mit der
sollten, aber eins zwei drei
seine Thätigkeit widmete, ei
ter darauf losgelebt und
einer Flamme versehen, die
Junggesell gilt nemlich für s
Flamme in gutem Stand er
hatte er bereits ein paar Er
ihm, daß sie ihn nicht mehr
gang der Zeitung begannen
Beamtenstuben wollte man
man jetzt erfahren hatte, da
nisse dem Publikum verrath
redaktionen wollten sich ebens
weil er mit allen zusamme
Von allen Seiten verlassen,
zuschränken; er zog daher im
und warf sich auf die Advoka
einige Zeit. Er bemerkte in
hälfte so viel wie möglich von
Seite legte, um den einen un
ling im Trocknen zu haben, w
was sie ihm auch unaufhörlich
Klugheit sagte ihm jetzt daher,
nomie bestehe darin, daß man
Diese Laufbahn ist in St
liches.

Die jungen Männer sind entweder zu leichtsinnig oder auch zu mittellos, um sich zu verheirathen, aber sie gehen inzwischen vorläufige Ehen ein, die sie allerdings im Anfang wieder abbrechen zu können meinen, wenn eine Gelegenheit sich böte; allein dieß trifft sich nicht immer so leicht. In den Fällen, wo die Gesellschaft sich nicht von ihnen zurückzieht, ziehen sie selbst sich von der Gesellschaft zurück, und wenn sie endlich im Ernst die Frage an sich stellen: wen sollen wir heirathen? so antwortet ihnen ihr Pflichtgefühl: diejenige, die uns Erben gegeben hat.

Nachdem alle Bande zwischen ihnen und ihrem weltlichen Glück zerrissen sind, bleibt das moralische Band noch übrig.

Ihre Flammen sind gewöhnlich zärtliche, getreue, aufmerksame und ergebene Geschöpfe, so lange sie keine gesetzliche Rechte an die Herren Junggesellen haben, weil sie in beständiger Angst schweben, sie zu verlieren. Sie kokettiren vor ihnen mit ihrer Toilette und ihrem Benehmen; sie sind wirklich allerliebst.

Wenn sie aber einmal verheirathet sind, da verschwindet aller Flitterkram und der Mangel an wirklicher Bildung wird der Abgrund, worin das häusliche Glück der Familie endlich sein Grab findet, auch in moralischer Beziehung.

So ging es auch mit Johann Asch, dem gefallenen Mann, von dem wir so eben sprachen.

Seine Familie vermehrte sich, aber die Einkünfte nahmen nicht in demselben Verhältnisse zu. Je mehr Bedürfnisse sich einstellten, um so größer war auch das Mißbehagen in seinem Hause. Von den Hotels und den besseren Kellern sank er in immer schlechtere und geringere Trinkanstalten herab und mußte sich zuletzt auf die sogenannten Krüge beschränken.

Die Krüge sind die Volksschulen für alles Elend im Lande. Die Völlerei gibt da Anleitung zu allen ernie-

drigenden Lastern. Der Br
gewalt des Verstandes auf,
und diese stürzen in voller
blindlings ins Verderben
Sittlichkeit.

Von seinen ersten H
bis zu einem Demagogen b
abgesunken.

In früheren Zeiten wa
nur unter den vermöglichere
Gesellschaft zu Hause. Aber
sen und sich unter die arbeit

So besitzt Stockholm je
häuser für die ersteren, wohl
älteste und vornehmste davon
eine Treppe hoch.

Dieses Spielhaus ist
die nicht von irgend einem
werden.

Das Lokal ist ausgedehn
mit Riegeln versehen und woh
wird unter einem andern Na
thümers betrieben. Das Ame
steht blos aus unangestrichenen
Die Theilnehmer werden umso
Branntwein und Bier traktirt.
mit einander umgeht, stimmt vo
rigen überein. Die meisten
mit Schlägereien. Der Hausm
lich auf die Polizei gehen, um
kennen zu lernen, damit er si
Ehe Jemand in's Spielzimmer h
men ihn die Aufseher im Vorzim
Augenschein. Der Eigenthümer
Handlanger in Kellern, Krüge
Bauernwinkel, um Kunden an

fänger aus Nordland sind diejenigen, die am häufigsten ins Garn gehen.

Unsern Johann Asch führte sein Weg ebenfalls aus den Krügen nach diesem Spielhaus.

Sein Elend und seine Armuth nahmen unaufhörlich zu, eben so auch seine Familie.

So sank er Stufe um Stufe, bis er sich endlich in einem kleinen Häuschen auf dem Deutschbäckerberg einmiethen mußte. Schwerlich kann sich Jemand einen vollständigen Begriff von der Armuth machen, mit welcher seine Frau jetzt zu kämpfen hatte.

Aus Mangel an Kleidern und Nahrung lagen die Kinder den ganzen Tag gewöhnlich in einem Halbschlummer da.

Von Allem, was die Frau Liebes besessen hatte, blieben ihr jetzt nur diese Kleinen übrig.

In ihrer Armuth betete sie zu Gott, daß sie sterben möchten. Welch' ein Glück für die armen Geschöpfe! dachte sie bei diesem Gebet.

Die Familie hatte zugenommen und die Kinder erkrankten. Es war kein Mittel vorhanden, die Stube zu heizen. Die Frau pflegte daher ein Stückchen Reisig zu nehmen, das sie anzündete und mitunter den Kindern vor die Augen führte, wenn sie dieselben öffneten.

Wie innig freute sie sich nicht, wenn sie dieselben aufthauen und sich entgegenlächeln sah!

Bald starben zwei von den Kindern und jetzt blieben nur noch zwei übrig.

Eines Tags kam Johann mit Geld nach Hause.

„Da," sagte er, „das Glück ist mir günstig gewesen. Wir werden wenigstens nicht zu verhungern brauchen."

Die Frau empfing das Geld mit Freuden, fragte aber, woher er es bekommen habe.

„Ich habe Alles verkauft, was mir noch übrig blieb. Ich habe meine Seele, meine Ehre, mein Gewissen, meine Ueberzeugung verkauft."

„Barmherziger Gott, Du
kaufst!“

„Gleichviel. Du brauchst
beln; genug, daß Du Geld ha

Aber obschon Johann jetzt
andern Reichsthaler nach Hause
diese Mittel nicht weit.

Er hatte zu allen Zeiten
jetzt begann er noch eifriger als

Er brachte auch täglich jetz
ihm reichen Stoff zu Betracht
dasselbe Journal, das Brundel
gaben.

Während Johann seine Sch
Paul sehr gut, daß viel Reue u
Tiefe seines Herzens lag, obschon
gelang, darüber klar zu werden,
daß er seine Ehre, sein Gewissen
verkauft habe.

Die schwermüthige Stimmung
die beklagenswerthe Stellung, wor
Familie sich befand, erweckte in
nahme, und er beschloß ihn nach
Paul brauchte blos einen Blick au
zu werfen, um seine bedrängte Lag
die Frau erzählte, ihre Umstände
ten Tagen bedeutend verbessert,
von einer Dame empfange, welche
rühmen konnte und daher mit der
ihres Entzückens als das in Bezug
heit und Herzensgüte vollkommenste
jemals unsre arme Erde betreten
war von der empfangenen Hülfe
sie kein Ende für ihre Bewunderung

Paul hatte noch niemals
gehört, und seine Brust erweiterte ein

sich an der Atmosphäre von Güte und Menschenliebe, welche die Handlungen der unbekannten Dame umgab.

Paul kehrte mehrmals zu den armen Leuten zurück, und die Frau war immer gleich unerschöpflich in ihrer Bewunderung für die Dame, die zuerst segensreich und barmherzig ihr und ihren Kindern zu Hülfe gekommen war.

So oft er kam, hörte er irgend einen neuen Zug von ihr, der von Güte und Theilnahme zeugte.

Kein Herz konnte für den Eindruck einer edlen Handlung empfänglicher sein, als Paul.

An Jaquettens Seite in seinen Träumen begann seine Phantasie jetzt auch ein neues Bild zu schaffen, und wie Axeline bekleidete er es mit allem Schönen, was seine Seele zu denken vermochte. Die Unbekannte war für ihn eine unentdeckte, aber von der Illusion immer in heitern Farben gedachte neue Welt, der alle seine Gedanken sich zuzuwenden anfingen.

Diejenige, die unbekannt in die Hütte der Armuth hinabsteigt, welch' ein reiches Herz muß sie nicht besitzen und welche Seligkeit wäre sie nicht in ihrem eigenen Hause zu verbreiten im Stande! So dachte Paul.

Er begann auch von Neuem etwas in sich zu fühlen, was der Seligkeit glich. Er hatte wenigstens wieder im Reich der Träume festen Fuß gefaßt.

Zur selben Zeit besuchte ihn Heinrich, der jetzt seine Lehrlings- und Gesellenzeit durchgemacht und bereits sein Meisterstück vollendet hatte. Paul ließ sich mit ihm auf ein Gespräch über seine Absichten für die Zukunft ein und erbot sich ihm Alles anzuschaffen, was er zur Gründung eines eigenen Tischlergeschäftes bedurfte. Heinrich nahm es mit dem größten Dank an, sprach aber dabei auch von seiner alten Mutter und dem Haus in der westlichen Hopfengartenstraße, das sie von seinem Vater her noch besaß. Er sagte, da dieses Haus von dem schlechtesten Gesindel der Hauptstadt so oft als Ver-

sammlungsort benützt worden sei, so wünsche er es zu verkaufen. Dieß brachte Paul nicht blos wegen seiner eigenen Neigung, Gutes zu thun, sondern auch weil er mit der unbekannten Dame darin rivalisiren wollte, auf den Gedanken, das Haus zu kaufen, um es Johann Asch mit Weib und Kindern als Wohnung einzuräumen. Der Kauf war auch bald im Reinen, zumal da Paul sich erbot, Heinrichs Mutter in Großsmestad aufzunehmen, während er zugleich den jungen Tischler aufforderte, das verfallene Gebäude in vollkommen guten Stand zu setzen und die Zimmer zu tapeziren.

Mit dem Kaufbrief begab sich Paul sogleich auf den Weg zu Johann.

Bisher war es Paul nie gelungen, die schöne Unbekannte zu treffen, aber er hoffte, dieses Glück würde ihm doch einmal widerfahren.

Inzwischen war es nicht blos der Wunsch, mit ihr zusammenzutreffen, was ihn hieher zog; auch Johanns Schwermuth war eine Aufforderung dazu. Offenbar war diese Schwermuth nicht blos die Zerknirschung einer zur Reue erwachten Seele über viele Thorheiten des frühern Lebens, sondern auch die Folge von etwas, das ihn gegenwärtig bedrückte, obschon er sich in diesem Fall mit einem undurchdringlichen Schleier umgab.

Paul hatte sich allein auf den Weg begeben.

Als er an die Jungfernstraße auf dem Cadugardsfeld kam, ging er an einer prächtigen Equipage vorbei, die er aber nicht weiter beachtete.

In einiger Entfernung vor sich sah er eine Dame, die den Berg hinanstieg.

Es war mitten am Tag.

Als die Dame ihren Weg hinanging, sah er, wie aus den Häusern arme Kinder hervorkamen, wie alte Weiber aus den Fenstern schauten und alle sie mit einer Ehrfurcht und Achtung begrüßten und betrachteten, wie wenn sie ein höheres Wesen wäre.

Paul konnte seinem Herzen nicht wehren, immer heftiger zu klopfen, und der Biene gleich, die den Duft einer Blume einsaugt, folgten ihr seine Blicke.

Ihre Figur war keine Nebelgestalt, sondern in bestimmte, aber schöne und feine Formen gegossen, die bei ihrem Gang, dessen Leichtigkeit und Lebhaftigkeit an ein indianisches Mädchen erinnerte, ihre ganze Anmuth entwickelten.

Ihr Bild war so plötzlich vor Paul getreten, daß er sich gänzlich überrascht fühlte.

Es kann unmöglich eine andere sein, dachte er, als die unbekannte Wohlthäterin, diese Schöne, deren sanftes Herz Paul bereits so genau kannte.

Er hatte sich dieselbe bisher hauptsächlich als schüchtern und sanft, vielleicht auch ein wenig sentimental vorgestellt, aber die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen zeigte ihm jetzt, daß sie so frisch war wie die Waldblume, die in einer Morgenstunde, von sanften Winden gekost, ihre Gesundheit in wohlriechenden Düften aushaucht.

Unwillkührlich erinnerte er sich an Jaquette, und er blieb stehen, um über ihre Handlungsweise nachzusinnen.

Dabei überfiel ihn eine solche Qual, daß er beinahe seine Absicht, womöglich zu entdecken, wer die Unbekannte sei, aufgegeben hätte.

„Jaquette," murmelte er gleichwohl vor sich hin. „Es ist ja aus zwischen ihr und mir. Wohlan .... sie hat es so gewollt ... vorwärts denn."

Er ging also vorwärts.

Obschon die unbekannte Dame nach rechts und links freundlich grüßte, mehrmals auch stehen blieb, mit den armen Kindern sprach und dem einen und andern kleine Geschenke spendete, so hatte sie sich doch nicht ein einzigesmal umgewandt.

Ihre Gestalt war elastisch und geschmeidig. Sie schien aus den edelsten Formen zusammengesetzt zu sein.

Wenn die Gestalt so war, wie schön mußte nicht

ihr Gesicht sein, dieser Tabor, wo sowohl die innere als die äußere Schönheit des Weibes in ihrer höchsten Verklärung hervortritt.

Paul hatte nicht den Muth, sie einzuholen, sondern wenn sie stehen blieb, so that er es auch, aber seine Aufmerksamkeit folgte ihr unablässig.

In der That selbst war sie auch ein großes Ereigniß in seinem Leben. Jaquette hatte ihn von sich gestoßen und er hatte einen Augenblick in einer öden Leere herumgetappt, bis sein Herz ihm in neuen und edlen Versprechungen zum Vortheil der gesunkenen Menschheit eine neue Stütze verlieh; aber mit dieser Stütze fühlte er sich dennoch arm, weil er gleichwohl in dem Gebrechen der Gesellschaft einherwandelte und den Namen suchte, den zu gewinnen er jetzt bestrebt war. Diese Stütze erschien ihm mitunter als ein Pilgerstab, an welchem keine erquickende Flasche für sein eigenes Herz befestigt war. Allerdings empfand er bei jedem Schritt, den er seinem vorgesetzten Ziele näher rückte, ein Gefühl der Befriedigung; aber dieses Gefühl entglitt ihm bei jeder neuen Entdeckung von Elend, und sein Herz blieb leer, weil er beständig auf dieselbe Stelle zu treten meinte. In solchen Augenblicken sehnte er sich nach Jaquette mehr als je, weil er ein warmes Wesen bedurfte, dem er sich mittheilen, mit dem er die Frucht seiner Bemühungen genießen konnte. Seine eigenen Handlungen erschienen ihm ganz werthlos, nur als Pflichterfüllungen von passiver Art, weil die Blume der individuellen Liebe gleichwohl in seiner eigenen Brust verheert und verwelkt lag, weil er vergebens nach der zärtlicheren, theilnehmenden, in derselben Richtung gehenden, vertrauensvollen Freundschaft suchte, ohne welche sich doch Jedermann arm fühlt, in welchen Verhältnissen er sich auch befinden mag.

In der Unbekannten, die er so zufällig mit demselben Pilgerstab in der Hand gefunden, ahnte seine träumende Seele ein mit sich sympathisirendes Wesen, und

diese Ahnung allein schon fesselte ihn mit holden, schwärmerischen Gedanken an sie.

Die Unbekannte hatte sich bereits der Bergspitze genähert, wo Johann Asch wohnte, und Paul zweifelte keinen Augenblick mehr, daß sie diejenige sei, die er suchte.

Als er sah, daß sie sich zu Johann hinein begab, empfand er nichts destoweniger gleichsam ein freudiges Aufjauchzen in seinem Innern.

Dadurch erhielt er nehmlich vollkommen Gewißheit, daß keine Verwechslung mehr stattfinden konnte.

Er beschleunigte daher jetzt seinen Schritt und stand bald am Hausgang. Hier traf er jedoch Johann, der soeben aus dem Zimmer herausgekommen war.

Seine Stirne war finster und düster, wie sie es in den letzten Zeiten gewöhnlich gewesen, aber Paul nahm sich nicht die Zeit weiter darauf zu achten.

„Ist sie es?" fragte er ihn blos.

„Sie ist es," war des Mannes kurze Antwort.

Und Paul ging an ihm vorbei und ins Zimmer hinein. Aber wie seine wunderbare Ueberraschung schildern, als er drinnen angekommen, fand, daß die Unbekannte Jaquette war.

Auch sie schien nicht minder verwundert, aber es ist ungewiß, wie sie gleichwohl die Veranlassung seines Besuches auffaßte, weil gleichsam eine trübe Wolke sich über ihre Augenbrauen zog.

„Ach, mein Herr," sagte sie mit vorwurfsvoller Stimme, „auch hier . . ."

Jaquette vollendete ihren Satz nicht.

Paul konnte in ihren Worten nichts anderes als ein Mißvergnügen über seine Anwesenheit, gleichsam einen Argwohn und Vorwurf, daß er sie auch hier verfolge, erblicken, er verschloß sich daher zuletzt in sich selbst, während er ein Papier aus der Tasche zog.

„Verzeihen Sie mir, mein Fräulein," antwortete

er, indem seine Stimme nicht unbedeutend zit-
ich Ihnen hieher gefolgt bin. Aber," fü-
einer kurzen Pause hinzu, „ich wußte nicht, Si-
waren, der ich folgte."

Jaquette blieb still. Obschon Pauls le-
verschiedene Deutungen zuließen, so gab sie
durch ein einziges Zeichen zu erkennen, was
Innern vorging.

Der Ausdruck in Jaquettens Gesicht hatte
so ruhigen und ergebungsvollen Charakter, daß
keine Schlüsse daraus zu ziehen vermochte. Man
ihn als Gleichgültigkeit deuten, aber auch als einen
weis für die innere Ruhe, welche ein Opfer, das
Todesurtheil kennt, im letzten Augenblick besitzt, w-
es auf eine höhere Vorsehung vertraut.

„Ich bin," fuhr Paul fort, „zu dieser armen F-
milie nur gekommen, um dieses Papier zu übergeben
Und er übergab es der Frau.

Darauf machte er eine Verbeugung und entfern-
sich.

Als die Frau das Papier aufschlug, war es d-
Kaufvertrag von dem Häuschen, das Heinrich an Pa-
verkauft hatte, jetzt auf Johannes Kinder übertragen.

Die Freude der Frau war namenlos.

Jaquette sank auf einen Stuhl nieder und le-
gedankenvoll den Kopf in ihre Hand.

Siebenzehntes Kapitel.

Das Gesandtschaftshotel. Die Stimme im Seitenzimmer. Politik und kindliches Pflichtgefühl. Der Polizeimeister.

Es war Nachmittags vier Uhr. Eine Equipage um die andere hielt vor dem Hotel des österreichischen Gesandten. Obschon er sich erst sehr kurze Zeit im Lande aufgehalten, hatte er einen Luxus und eine Pracht entwickelt, die alles bisher Gesehene übertrafen. Heute gab er dem diplomatischen Korps ein Diner.

In demselben Augenblick, wo er seine Gäste begrüßte, bemerkte er, daß ein Kammerdiener, den er aus seinem Vaterlande mitgebracht hatte, ihm ein heimliches Zeichen machte.

Mit der Bitte um Entschuldigung, daß er sich auf eine kurze Weile entferne, verließ er das Zimmer, und gab dem Kammerdiener Gelegenheit, seinen Bericht abzustatten.

„Führe ihn auf dem andern Weg, die kleine Treppe herauf," befahl der Gesandte.

Der Kammerdiener verbeugte sich und gieng.

Der Gesandte war ein stattlicher Mann von strengem und ernstem Aussehen. Seine Stirne war hoch und verrieth den Denker. Der Scheitel war kahl. Der Blick hatte, obschon entschlossen und scharf, gleichwohl kein höheres feuriges Leben. Der Mann hatte eine jener politischen Physiognomien, welche einen Charakter anzeigen, der zwar zermalmt werden, aber nicht von seiner Ueberzeugung abweichen kann, weil die Ueberzeugung sich zu fixen Ideen verhärtet und so zu sagen, sich aus

dem Kopf ein steinernes Wohnhaus erbaut
fand man hier dieselben harten und kalten Z
wie in Haynaus Gesicht, obschon das Auge
selbe Leidenschaftlichkeit, denselben wilden Grimm
vielmehr etwas von Radetzkys rechtschaffener
thiger Offenheit hatte. Das Benehmen des M
lendete den Begriff, den sein Aussehen einflö
wenn man es nicht wußte, würde man bei sei
Anblick leicht eine jener Stützen des Absolut
kannt haben, die, wenn es sich um Erreichung
sichten handelt, die kürzesten Mittel nicht blo
richtigsten, sondern besonders auch als die Beste

Seine Kleidung war ganz einfach. Es
hätte er an andere Sachen zu denken, als
kostspieligen Aufzug. Nur der Marien-Theres
schimmerte auf seiner Brust.

Sobald der Kammerdiener sich entfernt h
er zu seinen Gästen zurück.

Zuvorkommend schwatzte er eine Weile
mit ihnen, in der Absicht, sich zurückzuziehen. ü
unbemerkt thun könne. Inzwischen hatte s
nicht ausführen können, als Franz Kellner er

Er war es, den der Bediente angemeldet ein
er hatte die Aufforderung, einen Hinterweg h
zurückgewiesen und trat statt dessen dreist ein

Auf Franz Kellner's Stirne zeigte sich in d
und männlicher Kummer; es war etwas in d
mer, den man auf der Stirne eines Diplomaten
decken glaubt, wenn eine plötzliche Katastrophe im

Aus seiner Kleidung ersah man leicht, daß
zum Mahl eingeladen war; allein er kümmer
nichts darum und schaute kaum um sich, son
auf dem kürzesten Weg dem Minister entgegen.

Die Gäste zogen sich verwundert auf die S
er zwischen ihnen durchschritt.

Der Minister runzelte seine hohe Stirne.

„Verzeihen Sie mir, Ew. Excellenz," sagte Kellner zu ihm, „daß ich Sie in Ihrer fröhlichen Gesellschaft störe, aber ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu sprechen und ich hoffe, daß Sie mir eine kurze Unterredung unter vier Augen nicht versagen werden.

Der Gesandte bat Kellner, in ein inneres Zimmer zu treten, und folgte ihm nach einer kurzen Entschuldigung gegen seine Gäste.

„Geld!" war Kellners erstes kurzes Wort, als sie ins Zimmer kamen, „Geld!"

Der Minister zuckte die Achseln.

„Immer dieselbe Forderung," bemerkte er. „Begreifen Sie nicht, Herr Kellner, daß jede Kasse auch einen Boden hat?"

„Ich begreife das nicht, Ew. Excellenz. Will man eine Revolution zu Stande bringen, so muß der Boden der Revolutionskasse nicht diesseits, sondern jenseits der Revolution liegen. Also, Ew. Excellenz, Geld."

„Aber, mein Gott, wohin ist denn das alles schon gewandert, das ich Ihnen bereits übergeben habe? Ungeheuere Summen sind verschwunden, wie in einen offenen Abgrund."

„Ein solcher Abgrund ist die Revolution immer. Wundern Sie sich darüber? Ich glaubte, daß Ew. Excellenz in dem großen Hazardspiel der Dynastieen um Sein oder Nichtsein mehr Erfahrung besäßen."

„Hm!"

„Will Ihr Kronprätendent sich den Weg zu Schwedens Thron bahnen, so muß er zuerst sich selbst deutlich machen, aus was jede Krone besteht, die auf dem Weg des Kriegs oder der Gewalt gewonnen wird; nämlich sie besteht aus Gold und Blut. Der Ring ist von Gold; die Kleinodien darin sind von Blut. Keines von beiden erhält man umsonst."

Ein neues Hm war des Gesandten einzige Antwort.

„Geld!" wiederholte Kellner.

„Geld und immer noch mehr Geld,"
Minister. „Ihre Forderungen erscheinen mir
Grad übertrieben, Herr Kellner, zumal da
daß wir noch nicht sonderlich weit gekommen
weiß ja kaum, ob wir über die ersten Sch
hinweg gekommen sind, und auf welche Verb
rechnen können."

„Haben Sie die Güte und beantworten
eine Frage, Excellenz. Haben Sie jemals da
liche Gebrülle eines Löwen gehört?"

„Ein wenig, Herr Kellner. In jüngeren
nahm ich sogar selbst einmal an einer Löwenja

„Dann wissen Ew. Excellenz, daß das G
Löwen einem Donner gleicht, und daß man
das Thier selbst entdeckt, nicht weiß, woher das Getön

„Nun?"

„Auf die gleiche Weise verhält es sich mit
annahenden Revolution: man hört, daß ihre D
nahen, ohne daß man entdecken kann, von wel
her. Die Ursache ist die, daß ... aber Sie

„Lassen Sie mich Ihre Ansicht hören.."

„Daß die Revolution gleich dem Löwen,
Gebrülle sich nähert, den Mund dicht an die
so daß das Getöse längs dem Boden hinläuft.
Sie, Excellenz, deßhalb bleiben Sie in Unwisse
meine Unternehmung, bis der Löwe auf einmal
Höhle hervorbricht. Geld, Excellenz!.. Sie noch

„Ich besitze kein Recht, sich weiter mehr e
lassen, bevor die Ereignisse entwickel
Kellner schien seine Antwort kaum

„Ich bin nicht bloß hierhergekommen zu
Ihnen zu holen, ich will jetzt auch beach
empfangen, die Sie mitgebracht haben, um
daß ich darin die Namen der Personen, die Ve
das künftige Ministerium bilden und denn es
nistrativen und militärischen Stellen ausfülle
die höhere
einnehmen

„Hm!“

Das Gespräch wurde ganz kalt und trocken geführt. Nicht ein einziger Funke von Herz oder Gefühl kam darin vor. Sie sprachen vom Umsturz eines Staates so ruhig, wie von einer gewöhnlichen Affaire. Es waren auch zwei berechnende Köpfe, zwei Staatsmänner, welche hier die Frage des Schicksals einer Nation behandelten, und sie hatten dabei nicht die Interessen der Menschheit, sondern ihre eigenen im Auge.

Alte Monarchieen, Excellenz,“ sagte Kellner, „gleichen dem Condor. Sie haben so lange und mit solcher Gefräßigkeit ihren Magen angefüllt, daß sie zu schwer und zu ungelenk zum Flug sind. Dadurch wird der Gedanke an eine Revolution möglich.“

„Hm, hm!“

„Aber den Condor,“ fuhr Kellner fort, „tödtet man nicht mit einem Schuß. Er muß mit einer Schlinge gefangen werden.“

„Hm!“

„Das Geld ist der Strick, aber am Ende desselben muß die Schlinge sitzen in Vollmachten und Beförderungen.“

„Hm, hm!“

„Geld also, Ew. Excellenz, Geld und Vollmachten.“

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, mein Herr, daß ich weder das Eine, noch das Andere habe?“

„Sie glauben vielleicht, ich sei zu weit gegangen, um zurückgehen zu können, und Sie wollen deßhalb anfangen, ein wenig einzuziehen?“

„Mag sein,“ antwortete der Gesandte; „aber Sie haben doch noch gar zu wenig Schritte gethan, um noch mehr Vorschuß zu bekommen, als Sie bereits erhalten haben. Man muß Haus halten, bis der letzte Augenblick der Katastrophe eintritt. Ich fürchte . . .“

„Was fürchten Sie, Excellenz?“

„Daß Sie für Ihre eigene Person fürchten . . .
„Dann fürchten Sie etwas, was ich
fürchte. Ich könnte eine Geschichte erzählen.
„Lassen Sie hören."
„Ein Hottentotte wurde von einem Löwen
Er war verloren, wenn er nicht ein kluger Mann
wäre. Auf einmal beugte er sich am Rand eines
des nieder, hing seinen Hut und seinen Stab über
Spieß und bewegte dieselben langsam hin und
Löwe kam, warf sich über den Spieß, den
Mann hielt, und stürzte dabei in die Tiefe."
„Ich begreife nicht, wohin Sie mit Ihrer
abzielen."
„Ich habe mir aus der Publicität eine solche
wehr gemacht, Excellenz."
„Hm!"
„Und ich bin überzeugt, daß die Regierung
ger handeln wird, als der Löwe."
„Hm!"
„Geld und Vollmachten, Excellenz!"
„Noch einmal, mein Herr, ich besitze
eine, noch das andere. Sie haben meine
reits gehört. Meine Gäste erwarten mich;
wohl, mein Herr!"
Kellner trat mit einer abwehrenden Be
ihn.
„Ihre Weigerung kann von nichts Ander
Mißtrauen herrühren. Dieses Mißtrauen be
erschüttert aber meinen Entschluß nicht. Die
Aufruhrs schlägt früher, als Sie ahnen. Exce
vor Ende des Maimonats werden die Tromm
ren lassen. Aber um Alles vorzubereiten, i
derlich, was ich jetzt von Ihnen verlange, und
verlasse, muß ich es auch haben."
„Leben Sie wohl, mein Herr."
„Ew. Excellenz," begann Kellner wieder,

sich unsere gegenseitige Stellung nicht vollkommen klar gemacht haben. Sie vertreten hier die Interessen Ihres hohen Herrn, ich respektire diese so wohl als Sie; Sie haben, wenn die Revolution ausgebrochen ist, den geeignetsten Augenblick zu bestimmen, um ihre losgelassenen tobenden Wellen in den Kanal zu leiten, der mit diesen Interessen übereinstimmt; Sie haben als der Botschafter einer großen Nation aufzutreten, um mit fester Hand die öffentliche Meinung zu leiten, wenn sie ihrer selbst nicht mehr mächtig ist; aber bis dahin, Excellenz, bin ich es, der hier befiehlt. Sie stehen jedenfalls unantastbar verborgen hinter meinem Rücken; dagegen gilt das Spiel unzweifelhaft meinem Kopf, im Fall es mir mißlingt. Wir müssen der Sache genau ins Auge sehen, Excellenz, und Sie dürfen sich nicht vorstellen, daß ich blind hineinrenne. Unsere Stellung zu einander ist ganz einfach. Bis die Revolution losgebrochen ist und alle gegenwärtigen Fugen der Gesellschaft gesprengt hat, sind Sie bloß mein Banquier; erst wenn ich mein Zerstörungswerk vollbracht habe, dann haben auch Sie etwas drein zu sprechen. Sie halten die Summen, die Sie gegeben haben, für ungeheuer; aber ich habe aus eigenen Mitteln noch weit mehr vorgestreckt. Man kauft das Schwerdt des Erzengels Michael nicht ohne Opfer. Verweigern Sie mir noch das, was ich verlange?“

„Ich verweigere es.“

„Ew. Excellenz, wenn ich ein Werk übernommen habe, das mit so großen Gefahren verknüpft ist, wie das in Frage stehende, können Sie da wohl bezweifeln, daß ich ein entschlossener Mann bin, im Fall die Umstände mich zum Handeln einladen?“

„Ich bezweifle nichts, aber ich glaube auch nichts, was ich nicht deutlich mit meinen eigenen Augen sehe. Noch habe ich zu wenig von Ihnen gesehen, mein Herr, um noch mehr von dem Eigenthum meines Gebieters zu vergeuden.“

„Wirklich?“

Kellner legte eine sarkastische Betonung
Wort.

„Sie glauben, was Sie sehen?" fügte e
hinzu. „So beliebten Sie ja doch sich aus
Excellenz?"

„Ganz richtig, mein Herr."

„So haben Sie auch die Güte und betra
diesen Pak Papier. Sie sehen ihn ja doch orde

„Nun und dann, mein Herr?"

„Erkennen Sie die Unterschrift an diesen

„Ja wohl."

„Sie zweifeln also nicht an ihrem Inhalt

„Nicht im Geringsten."

„Wofern Ew. Excellenz nicht meinen, von Fo
ständen just in diesem Augenblick gebotenen
nachzukommen, so will ich Sie unterrichten, daß ich
hier aus zu Seiner Majestät dem König begeb
Haupt zu retten, indem ich als Ersatz dafür ih
deres in die Hände überantworte. Vielleicht di
Excellenz meine Ansicht verstehen."

„Ich habe mich nie mit Räthsellösung bef

„Ich rette mein eigenes Haupt, Excellenz
überantworte dagegen das Ihrige."

Keine Veränderung zeigte sich im Gesich
nisters. Er streckte bloß die Hand nach einer
und in demselben Augenblicke hörte man das G
Glocke in der Ferne.

„Was gedenken Sie zu thun, Excellenz?"

„Das werden Sie bald sehen."

Kellner lächelte.

„Sie dürften mich hindern wollen. Mich
entfernen, aber ich bedarf dessen nicht. Um
schluß ins Werk zu setzen."

Kellner legte die Hand an die Thüre,
er eingetreten war.

Der Minister schwieg still.

„Belieben Sie meinen Wunsch zu erfüllen, Excellenz? Im entgegengesetzten Fall öffne ich bloß diese Thüre und übergebe die Briefe Ihren Gästen; ich kann Sie versichern, daß diese in einem einzigen Augenblick mit dem Inhalt derselben Ihre gastfreie Tafel verlassen haben werden, um die Nachricht von unsern Plänen in der ganzen Stadt zu verbreiten. Ich frage Sie noch einmal, wollen Sie geben, was ich verlange?"

„Nein, mein Herr, nein."

„Wohlan denn!"

Kellner öffnete die Thüre, aber er wich zurück, als er das nächste Zimmer von einem Dutzend der eigenen Diener des Ministers angefüllt sah, welche das Geklingel hieher gerufen hatte.

„Sie sehen, daß Sie mein Gefangener sind, Herr Kellner," sagte der Minister jetzt, ohne sich vom Fleck zu bewegen; „wollen Sie gutwillig diese Briefe hergeben, oder wollen Sie mich zwingen, sie mit Gewalt zu nehmen?"

Kellner blieb einen Augenblick still stehen; aber bald maß er den Minister mit einem Blick, der schnell und brennend war wie ein Feuerstrahl.

„'s ist gut," sagte er, „daß Sie mir die Wahl zwischen zwei Alternativen freistellen. Sie mögen die Briefe mit Gewalt zu nehmen versuchen."

Kellner hatte sich inzwischen dem Fenster genähert, und ehe der Minister seine Absicht ahnen konnte, hatte Kellner den Haken aufgedrückt und es geöffnet.

Der Minister ahnte seine Absicht, aber zu spät.

„Wenn Jemand mir zu nahe kommt, Excellenz, so werfe ich augenblicklich diese Briefe da unter das Volk hinab."

Der Minister zog sich unwillkührlich einen Schritt zurück.

„Befehlen Sie Ihren Haiduken, sich zu entfernen, Excellenz. Wenn ich mit einem Minister spreche, so liebe ich nicht, daß die Bedienten lauschend hinter mir stehen.

Haben Sie die Güte und kommen Sie meine
nach. Belieben Sie einen Blick auf die Straß
werfen, so werden Sie selbst sehen, daß
drunten bereits heraufzublicken anfängt. Ich b
ein einziges Wort zu rufen und Sie werden e
versammlung hier unten haben."

Die Entschlossenheit des Ministers mußte
noch größern Entschlossenheit weichen. Er gab
ner Dienerschaft einen Wink, sich zu entfernen.

„Sie parlamentiren, Excellenz? Was antw
mir jetzt auf mein Verlangen?"

„Ich antworte Ihnen . . ."

„Sie sehen, daß ich das Fenster noch nich
habe."

„Ich antworte Ihnen mit einer Umarmung

Und der Minister breitete seine beiden Arme
aus und schloß ihn an seine Brust.

„Sie sind ein Mann," fuhr der Minister „Mein
ich erkenne jetzt erst Ihren hohen Werth.
keinen festeren und entschlosseneren Charakter
rung seiner Pläne wählen können, als Sie.
Sie, mein Herr, ich werde Ihnen sowohl Sie. Gel
machten übergeben. Lassen Sie uns Freunde b
Herr. Ihre Geistesgegenwart und Festigkeit
kühnsten Hoffnungen übertroffen."

Nach diesem offenen Ausdruck der Achtun
der Minister an seinen Pult.

Die Schubladen wurden herausgezogen.

Die Miene des Ministers nahm dabei
frühere unerschütterliche Ruhe an. Mit ein
tigkeit, als handle es sich um etwas höchst Un
zählte er Kellner bedeutende Summen vor
ihm die Vollmachten.

Mit derselben gleichgültigen Kälte steckte
eine wie das andere in seine Tasche, nachdem
nister einen Empfangschein ausgestellt hatte.

„Ich will Sie indeß bitten, wohl zu bemerken, Herr Kellner, daß ich Ihnen jetzt die letzten Vorschüsse gebe, und daß Sie also nichts mehr von mir zu erwarten haben, bis die Handlung auf Ihre Worte gefolgt ist . ."

„Ich vergesse nichts, Ew. Excellenz, und bin überzeugt, daß auch Sie Ihrerseits nichts vergessen werden. Sie sehen heute das diplomatische Corps bei sich: ich bemerkte unter ihnen auch einige von unsern schwedischen Ministern. Die Gelegenheit paßt sich gut. Vergessen Sie nicht, ihnen so viel Gespensterschen und Schrecken wie nur möglich in Bezug auf Volksbewegungen in andern Ländern einzuflößen."

Die ruhige Kälte, die von Anfang an in der Unterredung der beiden Männer vorgeherrscht hatte, war jetzt zurückgekehrt. Die Leidenschaft hatte sich ihrer nur einen kurzen Augenblick bemächtigt.

Der Minister blieb still.

„Machen Sie," fuhr indeß Kellner fort, „diesen Herren Vorstellungen, als ob Oestreich, Italien, Deutschland, Ungarn und Frankreich von neuen Ausbrüchen bedroht wären."

„Hm!"

„Schildern Sie Polen als einen Abgrund, aus welchem das Gewitter bereits aufzusteigen anfange."

„Hm!"

„Rußland als am Rande seines Verderbens stehend, nahe daran, von der Hand der Demagogie in den Abgrund gestürzt zu werden."

„Hm!"

„Dänemark als unterminirt, Norwegen als unbedingt den socialistischen Führern gehorchend."

„Hm!"

„Schweden als gähnend und unruhig, nur noch auf die Signale von Außen wartend."

„Seien Sie überzeugt, daß ich nichts vergessen werde."

„Eine große, weit verzweigte europäische Verschwörung bedroht die Fürsten von allen Seiten. Je mehr

Angst eine Regierung hat, um so verkehrtere Maßreg ergreift sie."

„Hm, hm!"

„Veranlassen Sie nur unsere Regierung, einige kräf tige Maßregeln gegen besonders kitzliche Staatsinstitu- tionen zu ergreifen, z. B. gegen die Verfassung, die Preß- freiheit, die Gesetze und . . . und . . ."

„Und . . ."

„Dann bürge ich für den Rest."

„Verlassen Sie sich auf mich."

„Das Spiel ist gefährlich, aber ich habe meine Ehre und meine Zukunft auf eine einzige Karte gesetzt. Es muß uns gelingen."

„Es muß gelingen."

Kellner entfernte sich jetzt durch eine Seitenthüre und der Minister begab sich zu seinen Gästen zurück.

Diese zwei Männer, die gemeinschaftlich auf die Um wälzung der Schicksale eines ganzen Volkes und auf de Sturz einer Dynastie losarbeiteten, wurden durch kei andern Bande, als die der äußern Interessen vereinigt

Vor einander hatten sie eben so kalt gesprochen, w sie dachten.

O Politik! O Staatskunst!

Das Bankett begann.

Während der Tage, welche Jaquette sich bei Vater, dem General, zu Hause aufgehalten, hatte er ihrer Zärtlichkeit gepflegt, zusehends an Gesundheit Kräften wieder gewonnen. Sie hatte daher um Er niß gebeten, noch einige Zeit bei ihm bleiben zu dü dieser Urlaub war ihr bewilligt worden.

Die königliche Familie nahm großen Antheil an dem General und ließ sich nach seinem Befinden erkundigen.

An demselben Tag, wo die eben erzählte Unterredung im Gesandtschaftshotel statt fand, hatte sich auch ein solcher Bote, der sich nach ihm befragen mußte, eingefunden.

Diesmal hatte ein Freund der Familie den Besuch auf sich genommen.

Im Augenblick, wo der Bote sich entfernen wollte, hielt ein Wagen vor dem Hause des Generals, und Jaquette bemerkte, daß Kroot und Axeline ausstiegen.

Plötzlich schien sie von einem Gedanken ergriffen zu werden.

„Herr Baron," sagte sie zum Boten vom Hof, „haben Sie die Güte und verweilen Sie noch einen Augenblick bei meinem Vater; wenn es wahr ist, was Sie mir von Ihrer neuen romantischen Neigung gesagt haben, so . . . ich bitte Sie um Ihrer selbst willen . . . so sprechen Sie so laut mit meinem Vater, daß ich es hier außen hören kann."

Der Angeredete blickte zögernd und verwundert Jaquette an.

„Kein langes Besinnen und keine Einwendungen jetzt," fügte sie hinzu. „Thun Sie nur, wie ich will. Sie wissen ja, daß ich, wenn ich etwas will, eigensinnig bin."

„Wie ein Frauenzimmer . . . ganz richtig."

„Und wie ein Frauenzimmer zu sein berechtigt ist."

„Ein schönes Frauenzimmer, ja."

„Oder ein böses; aber gleichviel. Schwatzen Sie jetzt nicht lange, sondern thun Sie nur, was ich verlange."

Es war nicht so leicht, Jaquetten zu widerstehen, und der Baron kam lächelnd ihrem unbegreiflichen Wunsche nach.

Im nächsten Augenblick traten Baron Kroot und Axeline bei ihr ein.

Der Baron begab sich zu dem General und Axeline blieb bei Jaquette.

„Wo hast Du Deine schönen Blumen?“ rief Axeline, als sie die Vasen vermißte, die Jaquette einst von Paul erhalten, aber später zurückgeschickt hatte. „Wo sind sie?“

„Fort.“

„Fort? Was will das heißen, fort? Wie können Deine Blumen fort sein, wenn Du hier bist?“

„Woher weißt Du, daß ich hier bin?“ antwortete Jaquette.

„Ich sehe Dich ja!“

„Und dennoch ließe es sich vielleicht vertheidigen, wenn ich Dir sagte, daß ich, obschon Du mich siehst, gleichwohl nicht hier bin.“

„Wie so?“

„Auch ich bin fort!“

„Du bist unbegreiflich.“

„Alles ist fort, meine Liebe, was nicht hier ist.“

Und Jaquette legte dabei die Hand auf ihr Herz.

„Du beunruhigst mich, Jaquette.“

„Dann erweise ich Dir denselben Dienst, den Du mir früher erwiesen hast.“

„Damals war ich traurig.“

„Jetzt ist die Reihe an mir. Das Leben wechselt. Die eine Stunde ist heiter, die andere ist trübe.“

„Auch ich habe es erfahren . . . aber jetzt bin ich wieder fröhlich, und Du mußt es auch sein.“

„Man scheucht seine Bekümmernisse nicht so leicht von sich.“

„Jetzt scherzest Du blos.“

„Der Kummer gleicht einem gewissen Vogel. Er greift uns an . . . er kehrt uns den Rücken . . . aber er greift uns unaufhörlich wieder an."

„Du sprichst von der Perlhenne, gute Jaquette, aber diese kann man ja zähmen."

„Du hast Recht. Auch ich zähme meinen Kummer."

„Aber sage mir jetzt, wo die Blumen sind."

„Schau da hinüber . . . im Fenster gegenüber."

Jaquette zeigte quer über die Straße und Axeline entdeckte jetzt die Blumen, die sie früher bei ihrer Freundin gesehen hatte.

„Ist's möglich? Du sagtest mir dieser Tage wirklich, daß es zwischen Dir und Paul aus sei. Du triebst also nicht blos Spaß?"

„Kannst Du wohl glauben, daß ich so spassen könnte?"

„Ich war damals zu sehr von dem eingenommen, was mich selbst betraf, um Deine Worte gehörig zu beachten. Es ist also Ernst?"

„Weißt Du, was die Liebe ist, Axeline? Ach ja, für Dich ist sie ein Traum . . . und das ist nicht unrichtig . . . ich wollte jedoch sagen, sie gleiche dem Paradiesvogel. Wenn er erst auffliegt, so ist er für ein damit unbekanntes Auge ein glänzendes Meteor, das einen blendet. Sonst aber ist er ein Zugvogel, der überall mit seinen prachtvollen Flügeln in wechselnden Sammtfarben schimmert und entzückt. Er ist so schön, so hinreißend, aber dennoch fehlt ihm Etwas, er hat keine Füße*), und deßhalb muß er immer fliegen, immer in den hohen Räumen leben, sogar schlafen und träumen in einem ewig fortgesetzten Fluge. Ist nicht die Liebe auch so? Festen

*) An den ersten Exemplaren des Paradiesvogels, die nach Europa gebracht worden, waren die Füße abgeschnitten, was die Vermuthung veranlaßte, daß der Vogel keine solche besitze.

Fuß auf der Erde zu erlangen, das ist es, was ihr immer unmöglich bleibt."

„Ich kenne dennoch eine Art, diesen Paradiesvogel zu fangen."

„Wer hat Dich das gelehrt?"

„Die Träume, die Träume."

„Und auf welche Art willst Du ihn fangen?"

„Mit Vogelleim."

Jaquette konnte nicht umhin, über ihre Freundin zu lachen.

„Du hast Recht," sagte sie, nachdem sie sich einen Augenblick besonnen hatte, „die Liebe mag nun ein Paradiesvogel oder ein Papagay sein, so ist es jedenfalls am Besten, sich nicht damit zu befassen."

„Aber Jaquette, da wir nun einmal auf Vögel zu sprechen gekommen sind, so kenne ich gleichwohl einen, den ich sehr liebe, und das ist der Flamingo."

„Laß mich den Grund Deiner Vorliebe hören."

„Siehst Du, wie die Freundschaft, so hat auch der Flamingo im Anfang eine unbestimmte oder gar keine Farbe, aber mit jedem Jahr wird er schöner, bis er endlich glänzend purpurroth wird, wie das warme Blut eines glühenden Herzens. Die Freundschaft fliegt auch mit dem rothen Kreuz der Versöhnung . . . wie der Flamingo hoch in den Wolken . . . über die Welt hin und versöhnt uns mit unsern Bekümmernissen, mit uns selbst. Wir können zweifeln, an was wir wollen, aber wir dürfen nicht an der Freundschaft, nicht an einander zweifeln."

Die beiden Mädchen fielen einander in die Arme, aber Jaquette, die jetzt einmal belebt und aufgemuntert war, versank nicht so leicht wieder in melancholische Gedanken. Sie schob ganz sachte ihre Freundin von sich und blickte fröhlich und herzhaft in ihre Augen.

„Die Freundschaft? sagtest Du. Nun ja, das gilt aber nicht länger, als bis wir verheirathet sind."

„Warum nicht?“

„Der Flamingo hängt von dem Wetterwechsel ab, und welcher Wetterwechsel ist nicht eine Ehe? Da kommen wir an gar viele andere Sachen zu denken, das kannst Du glauben.“

Aber auf einmal hielt Jaquette inne, und wie sie jetzt dastand, glich sie einer Diana, die mitten in einem Sprung Halt machte.

„Still!“ sagte sie.

Beide verhielten sich ruhig. Ihr ganzes Wesen concentrirte sich in diesem Momente in ihren Augen. Vier Saphire, blauer als der Nachthimmel der Tropen, blauer als die Wasser Neapels, tiefer als die Geheimnisse des Weiberherzens, warfen auf einmal einen einzigen gemeinschaftlichen Blick . . . gleichsam eine klare Flamme . . . nach einer und derselben Richtung. Niemals hatten Augäpfel einen zugleich fragenderen und leuchtenderen Blick von sich geschleudert; bei Jaquette verkündete er, auf Axeline geheftet, naive Freundschaft, Neugierde und schalkhafte Aufmerksamkeit; Axelinens Blick dagegen verrieth eine keusche und jungfräuliche Verlegenheit, eine Ueberraschung voll von Liebe und Bangigkeit.

Es waren vier Kugeln von Feuer, Leben und Licht, die sich nach demselben Gegenstand wölbten, in einem einzigen Blick vereinigt, wie die Strahlen des Prisma alle Farben in sich begreifen.

Der Gegenstand war die Thüre des Generals.

Der Ton einer sprechenden Stimme hatte sich von da aus ihren Ohren genähert.

„Auf was lauschest Du?“ fragte Jaquette.

Axeline hörte die Frage nicht.

„Du zitterst, Axeline?“

„Still, still!“ flüsterte sie.

„Was hörst Du?“

„Musik . . . Harmonie . . . Schönheit.“

„Du solltest mir vielmehr antworten.“

„Was sollte ich Dir antworten?"

„Träume von Liebe . . . Liebe in Träumen."

„Still!"

Noch lauschte Axeline, aber das Feuer in ihren Augen erlosch allmälig. Die Stimme war verstummt.

„Hast Du gehört, Jaquette?" fragte sie dann.

„Ich sah mehr, als ich hörte."

„Was sahst Du?"

„Ich sah Dir an, daß Dein Herz Etwas hörte, was zu hören es kaum zu glauben wagte."

„Leider, Jaquette, hörte ich Etwas. Wer ist da drinnen?"

„Soll ich gehen und ihn holen?"

„Nein, nein!"

Nie hat ein Blumenblatt vor dem Wind zierlicher gezittert, als Axeline.

„Ich gehe!" drohte nichts desto weniger Jaquette.

„Du bleibst!" beschwor sie dagegen Axeline.

„Willst Du wissen, wer es ist?"

„Nein, nein!"

Wieder ließ die Stimme aus dem innern Zimmer sich hören; sie war klar wie eine Flöte. Jaquette hatte ihren Wohllaut früher noch nie bemerkt, obschon sie oft mit dem Sprechenden zusammengetroffen war; jetzt mußte sie jedoch den musikalischen Ausdruck derselben zugeben. Aber ob nun der von Jaquette zu dem General hineingewiesene junge Mann ungeduldig hinaus verlangte, oder ob er keine Zeit hatte, sich länger aufzuhalten, genug — er trat heraus.

Axeline hatte die Bewegung am Schloß gehört und ihr Herz hatte ihr zugeflüstert, daß ihr Stündlein gekommen sei.

Wie eine Blumenknospe im Augenblick des Aufspringens sank ihr Kopf.

Sie hatte in der Stimme dieselbe Stimme wieder-

erkannt, die sie früher einmal, als sie sich porträtiren ließ, gehört, und die seitdem unaufhörlich in ihrem Innern wiedergeklungen hatte.

Sie hatte jetzt, als er heraus kam, nur einen einzigen Blick auf ihn zu werfen gebraucht, um die Augen, die Stirne, den Mund und das Haar auf dem vom Künstler unvollendeten Porträt wieder zu erkennen.

Sie hatte nur eines einzigen Augenblicks bedurft, um auf einmal aus allen ihren Träumen in die vollkommenste Wirklichkeit versetzt zu werden.

Sie hatte ihr Haupt gebeugt, als er eintrat. Sie fühlte, daß sie es vor dem Beherrscher ihres Lebens, vor dem Meister ihres Schicksals, vor dem Herrn ihres Herzens beugte.

Jaquette war gerührt beim Anblick des sanften Gefühles, dem sie sich so weich und unwiderstehlich hingab.

Der eintretende junge Mann besaß zwar die Lösung des Geheimnisses in seiner eigenen Bewunderung für Axeline, verstand aber gleichwohl die Scene, die er sah, nicht vollkommen.

„Ihr kennt ja einander?“ fiel Jaquette ein, welche die entstandene Spannung brechen wollte.

„Ja,“ flüsterte Axeline, „ja.“

Aber sie erinnerte sich jetzt, daß sie blos das Porträt kannte, und sie erröthete stark.

„Ach nein!“ flüsterte sie, „ich kenne ihn nicht.“

„Du täuschest Dich, Axeline!“ versetzte Jaquette, „Du hast den Baron wirklich schon einmal gesehen, Du hast sogar mit ihm getanzt.“

„Ich?“

„Ja, beim Großhändler Kellner. Als Du kaum erst mit Deinem Vater in die Stadt gekommen warst, gab dieser einen Ball . . . und da tanztest Du mit dem Baron . . .“

Axelinens Busen hob sich.

Die klaren und blauen Flammen ihrer Augen erweiterten sich.

„Und ich tanzte da mit . . .“

„Mit dem Baron Lander, ja.“

Der für Axeline unbekannte Mann war wirklich Fritz.

Ihm war es ebenso gegangen, wie Axeline. Während er porträtirt wurde, hatte auch er ihr Porträt betrachtet, bis die Strahlen in ihren Augen sein Herz entzündeten. Aber dieß geschah noch während der Zeit, wo er Hoffnung hatte, Jaquette zu gewinnen. Er unterdrückte daher seine neue Neigung. Als er aber allmälig die Unmöglichkeit einsah, die Erstere zu erobern, da trat das Bild der Letzteren immer mächtiger bei ihm hervor, bis es mit seinem Gefühl verschmolz, wie der Regenbogen der Verheißung mit dem Himmel verschmilzt.

Er hatte auch lange Gelegenheit gesucht, mit Axeline zusammenzutreffen, aber erfolglos. Die Krankheit ihres Vaters hielt sie immer und unaufhörlich von der übrigen Welt zurück. Aber obschon sie eingeschlossen blieb wie eine Nonne, so gab er sich doch seinen ungewissen, schlummernden Hoffnungen hin, wie der Dichter sich den hinreißenden Träumen seiner Einbildungskraft hingibt.

Der junge Baron Lander wußte genau um die Freundschaft, die zwischen Jaquette und Axeline bestand. Er hatte sich daher, als Jaquette Hoffräulein wurde, mit beinahe brüderlicher Freundschaft ihr genähert und mehr als einmal das Gespräch auf Axeline geleitet, ohne daß er jedoch wagte, mit seinen wirklichen Gefühlen an's Licht zu treten. Nichts desto weniger wurde dieß für Jaquettens Urtheil ein leitender Faden, als Axeline ihr das Porträt zeigte, und Jaquette begann jetzt ihrerseits auch Lander auszuforschen. Sie sah bald, wie es sich mit ihm verhielt, und beschloß daher, die Leutchen so bald als möglich zusammenzuführen; allein es hatte sich bis jetzt noch keine schickliche Gelegenheit dazu gefunden.

„Fräulein Axeline!“ sagte Fritz.

Bei seiner Stimme bebten Axelinens Glieder von Neuem, wie wenn der Westwind an einem stillen Sommerabend durch einen Rosenbusch weht.

Landers Worte enthielten Nichts und dennoch enthielten sie so viel.

Das Wort war Nichts, der Ausdruck war Alles.

Wenn zwei Saiten harmoniren, so ertönt die eine, sobald die andere ertönt.

Wenn man draußen auf der klaren See der Sonne entgegensieht, so spiegelt sich darin eine ganze Sonnenstraße ab, ein ganzer Weg von strahlendem Licht, der bis zur Sonne zu führen scheint.

Er ist so hell, dieser Weg, daß du verblendet gar nichts Anderes siehst, was dich umgibt.

So verhielt es sich in diesem Augenblick auch mit Axeline. Die Sonne, die ihr leuchtete, lag in den Träumen von ihrer Zukunft und sie bemerkte nichts Anderes, als die Sonnenstraße zwischen sich und dieser.

Eine ganze Liebeserklärung hatte sie in den zwei Worten, die Fritz ausgesprochen, mit ihrer Seligkeit übergossen.

Mit der rührenden Schwärmerei einer Orientalin legte sie die Hand auf ihr Herz.

Fritz sank auf die Kniee.

— —————

Eine Viertelstunde später hatte Baron Krook nebst Axeline den General verlassen und Fritz Lander sich in's Schloß begeben, um seinen Bericht über das Befinden des alten Kriegers zu überbringen.

Jaquette saß nicht mehr gerne im Fenster demjenigen

gegenüber, worin Paul die Blumenvasen aufgestellt hatte, sondern sie hatte sich tiefer in's Zimmer zurückgezogen.

Der General war so weit wiederhergestellt, daß er sich mit Hülfe eines Stockes sehr gut bewegen konnte, wohin er nur wollte.

Er hatte seinen Freund Krook bis an die Salonthüre begleitet und blieb dann bei Jaquette stehen.

„Krook ist noch ziemlich munter, mein Kind," begann der Greis, „ich hatte nicht erwartet, ihn so wohl auf zu sehen."

„Haben Sie mit ihm von Ihren Verbindlichkeiten gegen Abraham gesprochen?" fragte Jaquette.

„Abraham hat auch ihm seine Forderung aufgekündigt, aber er bekümmert sich nicht sonderlich darum, weil Paul Großsmestad übernommen und er also für den Kaufschilling nichts mehr zu fürchten hat. Er glaubt, er würde die erforderlichen Zahlungen ohne alle Schwierigkeiten leisten können."

„Aber, mein Vater, haben Sie ihn nicht gefragt, was er von der Vermuthung des Grafen Kurt denkt, daß nämlich Abraham die Schuldscheine auf eine unrechte Art bekommen habe?"

„Allerdings, mein Kind; aber Krook ist derselben Ansicht, wie ich, und glaubt, daß Kurt's Einbildung gänzlich grundlos sei. Unläugbar versteht sich Kurt im Buche mehr auf das Rechnen, als wir andern alle, aber sein Verstand hat sich auch blos an die Ziffern gehängt. Abraham hat ganz Recht, wenn er sagt, daß man verdammt gut Freund mit einander sei, wenn man entlehnen wolle, daß aber die Freundschaft sich in Feindschaft verwandle, wenn man bezahlen solle. Will man mit einem Menschen immer in gutem Einverständniß bleiben, so muß man nie auf Geldgeschäfte mit ihm eingehen. Es ist meiner Seel nicht so angenehm, in unsern Tagen ein Kapitalist zu sein. Es ist keine Kunst, die Kastanien in's Feuer zu werfen, aber sie wieder herauszuholen, ist nicht

so leicht. Kurt ist ein braver, ehrenhafter Mann, aber argwöhnisch. Ganz sicher war er in Verlegenheit, wie er Abraham's Forderung liquidiren solle, und ohne ihm vorsätzlich Unrecht thun zu wollen, hat er seine Voraussetzungen durch's Vergrößerungsglas betrachtet. Wenn man übrigens krank ist, wie er, so ist man auch heftig und reizbar. Hätte ich nur ein paar Worte mit ihm sprechen können, so würde ich ihm nachgewiesen haben, wie zuvorkommend Abraham gegen uns war, und ich bin überzeugt, daß er sich nicht blos beruhigt, sondern auch sein Unrecht erkannt haben würde."

„Jedenfalls ist es jedoch sonderbar, daß diese alte Martha da behaupten konnte, die Reverse seien ihr gestohlen worden."

„Dies kommt mir nicht im Mindesten sonderbar vor, mein Kind. Du hast ja selbst gesagt, daß sie verrückt sei, und folglich haben ihre Worte keine Bedeutung."

Gabriele versicherte inzwischen, daß sie ganz klug und bei klarem Verstand gewesen sei, als sie mit ihr gesprochen habe; Paul soll ja dieß auch bezeugen können.

„Lauter Illusionen, meine Liebe, lauter Illusionen. Man kann nie auf den Verstand eines Menschen rechnen, wenn er einmal verrückt gewesen ist. Hat der Wahnsinn einmal das Band zwischen der Seele und dem Verstand gelöst, so vermag keine ärztliche Kunst dasselbe wieder so fest zu knüpfen, wie es ursprünglich gewesen ist. Die Natur selbst steht am Bette eines Narren rathlos da. Jeder verständige Mensch kann unläugbar in dem einen oder andern Punkt etwas verrückt sein, aber ein wirklich Verrückter kann in gar keinem Punkte verständig sein. Scheint Martha es auch zuweilen zu sein, so ist dieß blos ein Irrthum, eine Täuschung, und da, wo nach unsrer Ansicht die Narrheiten des Narren aufhören, da beginnen nur die unsrigen. Auf die Aussage dieses Weibes kann man sich also ganz und gar nicht verlassen. Glaube mir, es gibt nur eine Sache, von der ich überzeugt bin,

und dieß ist meine eigene vieljährige Bekanntschaft mit Abraham. Sei versichert, mein Kind, daß alte Freundschaft auch alte Ehre, und alte Gefälligkeit auch alte Redlichkeit ist.“

Jaquette hatte ihrem Vater nichts von ihrem Besuch bei Abraham gesagt, aber die Behandlung, die ihr dort widerfahren war, überzeugte sie vollständig, daß Abraham wenigstens kein aufrichtiger Freund sei. Deßhalb hielt sie es auch nicht für unmöglich, daß Kurt und Martha Recht haben könnten, und jemehr sie fürchtete, daß Abraham jeden Augenblick seine ausgestoßenen Drohungen ins Werk setzen möchte, um so fester klammerte sie sich an die Möglichkeit eines von ihm begangenen Betruges an, der, wenn er sich beweisen ließe, ihren Vater auf einmal aus seiner schwierigen und drohenden Verlegenheit befreien könnte. Ohne ihm ihre Befürchtungen mitzutheilen, kam sie immer wieder auf die Sache zurück, um seine Gedanken dabei zu erhalten, und ihn dadurch allmählig auf's Schlimmste vorzubereiten. Alle ihre Versuche, bei dem ehrlichen Greis Argwohn gegen den Charakter seines Freundes zu erwecken, scheiterten jedoch an dem biederen Soldatenherzen, das noch mit dem einfachen Glauben der Jugend an Ehre und Treue in seiner Brust klopfte. Je mehr er Abraham vertheidigte, um so mehr liebte ihn Jaquette auch, weil dieß von einer solchen Redlichkeit und Treuherzigkeit zeugte, daß sie sich auf's Innigste davon angezogen fühlte, obschon sie sich auf der andern Seite über die immer mehr und mehr schwindende Hoffnung, ihn aus Abraham's Klauen retten zn können, bitterlich grämte.

„Dem sei indeß, wie ihm wolle,“ fiel sie endlich ein, „Gabriele hat jetzt die ersten Reverse in ihrer Hand und sie hat mir versprochen, dieselben auf die eine oder andere Weise dem Pflegsohn Martha's mitzutheilen, der sie ursprünglich — ich weiß nicht, wie sie das wissen kann — der alten Frau gestohlen haben soll.“

„Und Du glaubst, daß der Dieb einen Diebstahl eingestehen würde, der ihm noch nach so vielen Jahren jedenfalls Unannehmlichkeiten bereiten müßte? Das sind Kindereien, meine Liebe. Wäre Abraham auch des Verbrechens schuldig, das wir ihm aufbürden wollen, so mußt Du gleichwohl die Unmöglichkeit zugestehen, darüber Gewißheit zu erhalten. Die Angeberin besitzt ja nicht einmal ihren Verstand, und der Zeuge ist ja kein Anderer, als der Dieb selbst."

Die letzte Bemerkung des Generals war so in die Augen fallend, daß sie auf einmal alle Hoffnungen Jaquettens vernichtete.

Gleichwohl wollte sie sich selbst kaum eingestehen, daß ihre Einwendungen erschöpft seien. Inzwischen waren sie es, und mit einem stillen Seufzer entsagte sie der letzten Hoffnung, daß ihr Vater gerettet werden könnte.

„Alt oder jung, arm oder reich, klug oder verrückt," sagte der General, als er ihre Niedergeschlagenheit sah, „so muß man doch immer ehrlich und bei der Wahrheit bleiben. Abraham ist mein Freund gewesen, und er mag mich jetzt behandeln, wie er will, so wird es mir doch nie einfallen, zu sagen, daß er mich betrogen habe. Hat irgend Jemand mich betrogen, so habe ich selbst es gethan. Ehe ich mich mittelst einer Unwahrheit rette, schieße ich mir lieber eine Kugel durch den Kopf. Du erinnerst Dich Deines Versprechens, Jaquette."

Jaquette erblaßte.

„Ich bin alt und grau, arm und schwach, aber ich fühle mich glücklich in dem Bewußtsein, daß ich mich immer als ein Ehrenmann, ganz einfach, Jaquette, als ein Ehrenmann zu benehmen gestrebt habe. Das erinnert mich an eine Geschichte. Ein Bettler starb . . . ich glaube, es war in England . . . und das Einzige, was er hinterließ, war ein hölzernes Bein. Wenn ich sterbe, Jaquette, so ist das Einzige, das ich Dir hinterlasse, auch nur mein Name, dieses hölzerne Bein, womit ich mir in

der Welt fortgeholfen habe. Es ist höchst unbedeutend, Jaquette, aber wirf es darum nicht weg. Die Erben des Bettlers warfen sein hölzernes Bein auch nicht weg, und das war ein Glück für sie, denn . . . weißt Du wohl, was es enthielt?"

„Nein, mein Vater."

„Als sie es untersuchten, fanden sie, daß es hohl war, und ausgefüllt mit . . ."

„Mit was, mein Vater?"

„Mit demselben Schatz, womit auch ein ehrlicher und redlicher Name ausgefüllt ist."

„Mit . . ."

„Mit Gold, mein Kind."

Die letzten Worte des Generals machten einen starken Eindruck auf Jaquette; sie schlang ihre Arme um den Leib des Greises und verbarg ihr thränenvolles Auge an seiner Brust.

Jetzt trat Held ein und meldete den Großhändler Kellner.

„Verlaß mich, mein Kind," bat der General. „Kellner ist kein gewöhnlicher Gast, er dürfte mich allein treffen wollen."

Jaquette, die immer einen Anschlag von Abraham fürchtete, äußerte den Wunsch, dableiben zu dürfen; aber da der General auf seinem Willen beharrte, so verließ sie ihn.

In ihrer Unruhe machte sie jedoch die Thüre hinter sich nicht zu. Ihre kindliche Liebe gebot Wachsamkeit, im Fall er irgend einer Hülfe bedürfen sollte.

Kellner war soeben von dem Gesandten gekommen, und in der Erinnerung an seinen dort errungenen Erfolg blickte er so stolz wie ein Sieger um sich. Gewissermaßen trug er auch die nächste Zukunft des Vaterlandes in seiner Brieftasche; kein Wunder also, wenn sein Herz darunter hoch klopfte. Der General ahnte auch schon auf den

ersten Blick, daß eine wichtige Veranlassung seinen Besuch herbeigeführt habe.

Der alte Held war an der Thüre stehen geblieben. Hätte der General einen Blick auf ihn geworfen, so hätte er den Kummer bemerken müssen, der leserlich in seinem Gesichte geschrieben stand. Gegen seine Gewohnheit, wenn der General Besuch hatte, blieb er nicht einmal ruhig stehen, sondern schien durch allerlei Bewegungen die Aufmerksamkeit seines Herrn auf sich ziehen zu wollen. Einen Augenblick glaubte er sogar, der General hefte seinen Blick wirklich auf ihn, und er machte eine Geberde nach außen zu, gleich als wolle er damit sagen, Kellner habe Jemand in seinem Gefolge, der im Vorzimmer warte, weßhalb der General auf seiner Hut sein solle; aber der General bemerkte von all dem nichts.

„Ich wünsche ein Gespräch unter vier Augen, Herr General," sagte Kellner, „und ich hoffe, daß Sie es mir bewilligen werden."

„Verlaß uns, Held," befahl der General.

Obschon ungern, kam Held gleichwohl dem Befehl nach. Der theilnehmende Blick, den er noch im letzten Moment auf seinen Herrn warf, schien besagen zu wollen, daß ein Unglück ihn bedrohe. Er öffnete auch, als er das Zimmer verließ, die Thüre so weit, daß der General, wenn er für etwas Anderes, als für Kellner Sinn gehabt hätte, die unbekannten, fremden Personen hätte sehen müssen, die im Vorzimmer warteten.

„Wir sind jetzt allein, Herr Kellner," sagte der General; „was wünschen Sie?"

„Nicht ohne Verdruß habe ich mich dießmal bei Ihnen eingefunden, Herr General," begann Kellner langsam, „aber Sie sind ein alter Freund meines Vaters, und ich habe mich zu diesem Besuch bestimmen lassen, in der Ueberzeugung, daß eine minder angenehme Mittheilung gleichwohl so gut wie möglich wird, wenn sie von einem Freunde kommt."

„Zur Sache, Herr Kellner," erinnerte der General. „Ich bin ein alter Soldat, und an keine lange Vorreden gewöhnt. Die Kugel, welche tödtet, hält keine Vorlesungen; das Schwert, das ebenfalls tödtet, thut dieß ohne alles Parlamentiren. Ich verstehe mich wenig auf solche Dinge. Zur Sache, Herr Kellner."

„Wie Sie befehlen, Herr General. Sie schulden dem Groshändler Abraham eine größere Summe: sie beläuft sich mit den zuletzt verfallenen Zinsen auf etwa 120,000 Reichsthaler."

„Das ist mir nichts Neues, Herr Groshändler; aber es ist dieß eine Privatsache zwischen Abraham und mir."

„Jetzt nicht mehr, Herr General."

„Nicht mehr? Sie täuschen sich, Herr Groshändler. Ich weiß vollkommen, was ich sage. Abraham ist ein Ehrenmann, und mein alter Freund."

„Wohl möglich, Herr General; aber Abraham hat dennoch die Reverse ans der Hand gegeben."

„Das ist nicht wahr, Herr, das ist nicht wahr. Aber zum Teufel, entschuldigen Sie, wenn ich hitzig werde. Inzwischen ist so viel gewiß, daß Sie sich täuschen. Abraham hat mir eine Garantie gegeben, die mich nicht betrügen kann."

„Welche Garantie, wenn ich fragen darf?"

„Verzeihen Sie mir, Herr Groshändler, es ist eine ächte Kaufmannsfrage. Ich habe seinen ehrlichen Handschlag, sein Ehrenwort."

Kellner vermochte das verstohlene Lächeln, das sich unwiderstehlich auf seine Lippen drängte, kaum zu verbergen.

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen, Herr General," bemerkte er inzwischen, „so muß ich Sie überzeugen, daß Sie sich in dem Juden getäuscht haben. Zwei Diener der Schloßkanzlei stehen bereits draußen im Vorzimmer, und warten blos, bis ich Sie auf ihren Besuch vorbereitet habe."

Der General hatte bisher gestanden, aber auf einmal wankten die Füße unter ihm, und er sank auf den nächsten Stuhl nieder.

Die tiefe schmerzliche Ueberraschung, die den General so heftig ergriff, erschreckte sogar Kellner, und er eilte ihm zu Hülfe.

Der General sprach kein Wort. Stumm betrachtete er die Thüre, als erwartete er, die Schloßkanzleidiener herein kommen zu sehen.

„Haben Sie die Güte, Herr Grosshändler,“ bat er, nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, „und sagen Sie Held, er solle sogleich Abraham aufsuchen, und ihn bitten, hieher zu kommen.“

„Was nützt das, Herr General? Abraham besitzt die Reverse nicht mehr, er hat sie übertragen . . .“

„Er hat sie einem Andern überlassen? Tausend Teufel, da ist Alles verloren. Bitten Sie meine Tochter, hereinzukommen.“

Der General vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen.

„Beruhigen Sie sich, Herr General. Lassen Sie Ihre Tochter bleiben, wo sie ist. Jedenfalls kann sie Ihnen nichts helfen.“

„Sagen Sie ihr dennoch, sie möge hereinkommen.“

„Nein, Herr General, nein.“

Jaquette war nicht weit entfernt. Im nächsten Zimmer hörte sie Alles, was sich zutrug. Aber ihre eigene Angst war so groß, daß sie sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte.

Da Kellner dem Wunsch des Generals nicht nachkam, so that dieser sich Gewalt an und stand auf. Kellner aber stellte sich vor ihn, in der offenbaren Absicht, sein Weggehen zu verhindern.

Der General stampfte auf den Boden.

„Was bedeutet das, mein Herr? Lassen Sie die

Schloßkanzleidiener hereinkommen, während ich mit meiner Tochter spreche."

„Beherrschen Sie sich, Herr General; noch ist nicht Alles verloren."

„Nicht?"

„Sie haben einen geachteten Namen, Herr General."

Der General warf einen fragenden Blick auf ihn.

„Einen geachteten Namen?" murmelte er.

„Einen ehrenvollen, einen allgemein bekannten und einflußreichen Namen."

„Zum Teufel, was wollen Sie damit sagen? Mein Name ist nicht besser, als der von manchem Andern."

„Sie sind ein populärer Mann, Herr General."

„Tausend Teufel . . . populär . . . und dann . . . bezahlt das etwa meine Schulden?"

„Die Nation, das Volk, die große Menge verehrt in Ihnen einen mannhaften und rechtschaffenen Charakter, der offenes Spiel liebt, und dessen Vaterlandsliebe noch nie auch nur einen einzigen Augenblick gewankt hat."

„Und dann, mein Herr? Ich begreife nicht ein einziges Wort von dem, was Sie zu sagen belieben; Sie sprechen von meiner Vaterlandsliebe, und ich denke an meine Schulden."

„Von allen unsern Generalen sind Sie der einzige, der sich in einem mißlichen Augenblick das unbedingte Vertrauen der Massen erwerben, ihnen Muth zu großen Handlungen eingeben, sie zusammenhalten, sie leiten könnte."

„Zum Teufel, Herr Groshändler."

„Ein Name, wie der Ihrige, ist etwas werth, Herr General. Er allein ist eine ganze Armee: er verbürgt Disciplin, Entschlossenheit, Kraft und Muth, mit einem Wort, Erfolg."

„Dummes Zeug, mein Herr, dummes Zeug."

„Ihr Name ist eine Fahne, welche leicht die Män-

ner der Nation um sich sammeln und zu Kampf und Sieg führen würde."

„Bah!"

„Ihr Name ist ein Gewehr, das eine Freikugel in sich bürgt. Diejenigen fallen, gegen die man es abdrückt."

„Mein Name ist für mich gut genug, Herr Großhändler; aber was wollen Sie damit? Wollen Sie mir vielleicht einen Schilling darauf borgen?"

„Wer weiß, Herr General?"

Der General fixirte Kellner.

„Ist es Ihre Absicht, mir den Betrag meiner Schuld an Abraham vorzuschießen?"

„Erlauben Sie mir, ganz aufrichtig mit Ihnen zu reden. Aber für diesen Fall setzen Sie sich zuerst, Herr General. Man ist bei ruhigerem Gemüthe, wenn man sitzt, als wenn man steht."

Der General fühlte sich von der Theilnahme, die Kellner ihm zu beweisen schien, ganz eigenthümlich aufgeregt, obschon er die Veranlassung dazu nicht begreifen konnte. Kellner hatte ihn auch an seiner empfindlichsten Seite berührt, indem er ihm schmeichelte, als einem Mann von Ehre und Rechtschaffenheit, als einer Fahne und einer Muskete im Streit. In Bezug auf seine Ansichten war der General weniger Aristokrat als Krieger. Pries man seine Ahnen, so rümpfte er seine Nase; pries man aber seine Tapferkeit, seinen Muth, seine ritterliche Entschlossenheit, so strich er gerne vergnügt seinen Schnurrbart.

Kellner nahm Platz neben ihm.

„Lassen Sie uns die Fragen in Ordnung vornehmen," bat Kellner.

„In Ordnung? ja. Ich liebe Ordnung im Glied."

„Sie schulden Abraham eine bedeutende Summe."

„Das kann ich nicht läugnen."

„Das Geld muß sogleich bezahlt werden."

„Der Schurke," brummte der General, der seinen

Zorn nicht mehr zurückzuhalten vermochte. Er gab mir doch seinen Handschlag darauf, daß ich in Frieden sterben dürfe. Wenn er mich jetzt angreift, so kann er also meinen letzten Todesseufzer nicht erwarten. Seine Absicht liegt klar am Tage. Er schonte mich bis jetzt, weil er mich zwingen will, mich als Bettler meinen Freunden in die Arme zu werfen, damit sie mein graues Haupt vor Schande retten. Der alte Schuft! Er sammelt alle Thorheiten meines Lebens an, damit sie mein Alter niederdrücken. Am Grab tritt er mir mit meinem Sündenregister entgegen."

Der General dachte jetzt ganz anders, als vorher. Aber er hatte sich auch in seinem Glauben an Abraham betrogen gefunden.

Den Handschlag eines Mannes hatte der General immer eben so heilig gehalten, wie die gesetzlichste Verpflichtung. Es war auch weniger die Geldfrage, als das gebrochene Ehrenwort, was ihn so sehr aufbrachte.

Kellner ließ ihn brummen, ohne den Zweck seines Besuches darüber zu vergessen. Sobald der General verstummte, ergriff er selbst das Wort wieder.

„Das einzige Kapital, das Sie besitzen, ist Ihr populärer Name."

„Weiter, mein Herr, weiter."

„Sie müssen dieses Kapital auf irgend eine Art anwenden."

„Wie so? auf irgend eine Art? Was meinen Sie damit? Sie haben doch nicht die Absicht, mir etwas Entehrendes vorzuschlagen?"

„Weit entfernt, Herr General. Aber Ihre ungewöhnliche Stellung erfordert ungewöhnliche Maßregeln. Was ich vorschlagen will, könnte Ihrem Namen einen unsterblichen Glanz, eine geschichtliche Bedeutung verschaffen."

„Sprechen Sie Ihre Ansicht unumwunden aus, mein Herr."

„Mit welcher Bewunderung sprechen nicht die Geschichtsbücher von einem Engelbrecht, einem Sture, einem Gustav Wasa? So lange ein schwedisches Herz klopft, können diese Namen nicht sterben.“

„Das ist vollkommen wahr, und doch . . .“

„Und doch verstehen Sie mich nicht, wollen Sie sagen. Aber das verstehen Sie, Herr General, daß Schweden mit vielen Dingen, die in unsern Tagen vor sich gehen, unzufrieden ist.“

Der General erhob sein Haupt: Tiefe Runzeln kamen und verschwanden abwechselnd auf seiner Stirne.

„Sie wissen, daß das Vaterland schon lange durchgreifende, große und wichtige Reformen beinah in allen Zweigen der Verwaltung verlangt hat.“

Der General antwortete nicht, aber sein Blick heftete sich immer fragender auf Kellner.

„Sie wissen, daß unsere Institutionen veraltet, unsere socialen Einrichtungen von der Art sind, daß sie die Entwicklung der Intelligenz der Nation eher hemmen, als fördern.“

Die Aufmerksamkeit des Generals nahm fortwährend zu.

„Sie wissen, daß die gewählten Volksvertreter auf allen unsern Reichstagen laut geklagt haben: daß das Mißvergnügen sich da und dort auch in störenden Conflikten mit den Behörden, welche die Ruhe und den alten Schlendrian beschützen, Luft gemacht hat.“

Der General strich seinen Schnurrbart. Er schien ungeduldig zu werden und antworten zu wollen; aber Kellner ließ ihn nicht zum Worte kommen.

„Aus all diesem zusammen, Herr General,“ fuhr Kellner fort, „kann man nur einen einzigen Schluß ziehen, nämlich den, daß das Volk ernstlich eine Veränderung will, obschon es in seinem aufgelösten Zustand selbst zu keinem Resultate kommen kann, aus Mangel an . . .“

„Aus Mangel an . . .“ wiederholte der General, „aus Mangel an . . .“

„Aus Mangel an einem Namen, Herr General; einem Namen, der populär genug wäre, um an die Spitze nicht sowohl seiner politischen Bestrebungen, sondern vielmehr der Bewegung zu treten. Sie verstehen mich, an die Spitze seiner physischen Kraft, an die Spitze seiner bewaffneten Macht, an die Spitze der Revolution.“

Der General antwortete nicht sogleich. Er schien noch auf Kellners Worte zu lauschen, obschon dieser bereits aufgehört hatte zu sprechen.

„Geben Sie also, Herr General,“ fuhr Kellner jetzt fort, „der Nation Ihren Namen. Mit verjüngtem Glanz würde die untergehende Sonne Ihres Lebens ein neues Licht um Ihr Vaterland verbreiten, und dankbare Mitbürger würden Ihnen eine Huldigung weihen, die der Bewunderung gleich käme, welche die Völker des Südens ihren Freiheitshelden widmen. Sie sind alt, Herr General; aus dem Grab ruft Sie die Stimme des Todes, aber ehe noch die Natur Ihnen gebietet, diesem Ruf Folge zu leisten, krönen Sie Ihren Scheitel mit einem frischen kriegerischen Lorbeerkranz und einer gleich frischen Bürgerkrone. Wie könnten Sie die letzten Augenblicke Ihres Lebens zu etwas Schönerem anwenden, als zum Dienst des Vaterlandes? Geben Sie Ihren Namen zum Unterpfand für seine Zukunft. Sie werden keine Armee zu sammeln brauchen; wie aus der Erde hervorgezaubert, wird sie auf mein Wort sich erheben, sobald Sie befehlen. Sie Ihrerseits, Herr General, werden bloß zu Pferde zu steigen, Ihr altes Schwert, dasselbe, das Sie früher oft mit so viel Ehre und Auszeichnung geführt, zu ziehen und Ihr Vorwärts, Marsch! zu rufen brauchen. Ich sehe, daß Ihre Augen bereits von einem jugendlichen Feuer funkeln. Sie willigen doch ein, Herr General? nicht wahr, Sie willigen ein? Wohlan, Herr General, ich

werde alle Ihre Schulden einlösen. Das Vaterland wird nicht undankbar sein gegen den Mann, der zu seiner Vertheidigung auftritt. Den Rest Ihrer Tage, Herr General, wird die Liebe der Nation ruhig und friedlich machen, und wenn einst der Tod kommt, so wird er mit dem Kranz der Unsterblichkeit zu Ihnen treten, während er bloß Ihren Namen aus dem Bereich der weltlichen Sorgen in den ehrenreichen Tempel der Geschichte versetzt."

Der General war aufgestanden. Seine martialische Gestalt hob sich in ihrer ganzen edlen Kraft früherer Zeiten; alle Krankheit wich für den Augenblick von ihm. Während sein Blick fest auf Kellner ruhte, fuhr seine Hand langsam über die Stirne und strich das graue Haar auf die Seite.

„Sie haben doch jetzt ausgeredet, Herr Kellner?" begann er.

Kellner bewunderte den Greis in seiner imposanten Stellung.

„Ich habe ausgeredet, Herr General, und ich erwarte Ihre Antwort."

„Sie sollen sie erhalten."

Der General athmete tief. Es schien, als wollte er einen Sturm in seinem Innern dämpfen, bevor er begann.

„Ich sei ein ehrlicher Soldat, haben Sie zu äußern beliebt, Herr Kellner?"

„Ja, Herr General."

„Sie haben auch bemerkt, daß ich ein Mann von Ehre und Redlichkeit sei."

„Auch das, Herr General."

„Ich werde Ihren Vorschlag sowohl als Soldat, wie auch als Mann von Ehre beantworten."

Kellner liebte die Art und Weise, wie der General begann, nicht; aber er lächelte nichtsdestoweniger in seinem Innern, weil er in seinem Köcher noch den einen oder andern Pfeil besaß, womit er den ritterlichen Krieger,

im Fall er den Vorschlag jetzt ablehnte, zu Fall zu bringen hoffte. Kellner wurde immer von jedem Widerstand gespornt und er zweifelte nie an dem Erfolg einer Sache, die er wirklich wollte.

„Als Mann von Ehre und als Soldat habe ich dem König und den Grundgesetzen Treue geschworen. Verstehen Sie mich, Herr Kellner? Ich kann gegen die einen nicht verstoßen, ohne auch gegen die andern zu verstoßen. Ich bin kein Staatsmann, Sie wissen das. Ich raisonnire ganz einfach über meine Pflichten. Den Eid, den ich geschworen habe, betrachte ich als vom Vaterland mir vorgeschrieben, und wenn ich diesen Eid bräche, so wäre dieß ein Verbrechen gegen das Vaterland. Die Fahne der Armee betrachte ich als die Fahne Schwedens, und ob man sie an einheimische oder ausländische Feinde verräth, das bleibt sich ganz gleich. Sie wollen Veränderungen, sagen Sie. Die Gesetze haben Ihnen Gelegenheit dazu auf friedlichem Wege geöffnet. Benutzen Sie dieselben. Sollten sich die Reformen zu langsam für Sie entwickeln, so beweist dieß, daß entweder Ihre Reformen der Zeit vorangehen, und in diesem Fall müssen Sie warten, oder auch, daß Sie und Ihre Parthei keine kluge und vernünftige Taktik anwenden, wenn Sie die allgemeine Anschauungsweise nicht mit sich selbst assimiliren können. Streiten Sie inzwischen ehrlich und redlich für Ihre Ideen, mein Herr. Im Kampf treten die Forderungen hervor, bekommen Stärke und Reife, und nur die vollkommen guten dürfen siegen. Aufklärung, Bildung und Fortschritt sind das Feldgeschrei und Losungswort der denkenden Welt, und nur mit den Waffen der freien Erörterung dürften sie ihr schönes Ziel erreichen. Wie oft hat man nicht sagen gehört, der Krieg sei eine Barbarei? In wie höherem Maße ist es nicht die Revolution? Der Krieg ist eine Revolution zwischen verschiedenen Nationen, die Revolution ist ein Krieg in der Nation. Der erstere hebt keine ordnenden Bedingungen

der Gesellschaft in unserem eigenen Vaterlande auf, während dagegen die letztere alle aufhebt. Was ist das Beste, mein Herr? In beiden Fällen tropft Blut von dem Schwert, aber im letzteren ist es das Blut unserer eigenen Brüder, und was gewinnt man am Ende wohl damit, mein Herr? Der Krieg kann möglicher Weise manchem Industriezweig neues Leben verleihen, während er zugleich das Nationalgefühl des Volkes kräftig hebt; er kann dem Volk vor dem übrigen Europa eine ehrende Siegeskrone aufs Haupt setzen, manchmal sogar das Stimmrecht im Berathungssaale der europäischen Politik verleihen; die Revolution dagegen zerfleischt uns bloß unter uns selbst, und wenn man auch so glücklich ist, eine Siegesfahne im Kampf zu erobern, so reicht diese nicht einmal hin, um der zerfleischten Stirne des Vaterlandes das Blut abzuwischen, und noch weniger, um sein verwundetes und blutendes Herz zu verbinden. Allerdings spiegelt man sich vor, daß Ideen und Industrie nach einer kurzen Zeit mit erneuter Kraft sich erheben werden; aber nichts destoweniger bleibt es wahr, daß lange Jahre werden entgelten müssen, was die Stunde verbrochen hat. So schön Sie auch Ihre Absichten, Zwecke und Grundsätze darlegen mögen, mein Herr, wenn dieselben in einem Lande, wo die Diskussion frei ist, sich keinen Weg zu bahnen vermögen, so klebt ihnen Etwas an, was sie für mich zweideutig macht. Ich glaube an die unendliche Macht der Civilisation, und die Civilisation ist Freiheit. Ich glaube, daß das Vaterland Veränderungen will, aber sie werden kommen, wie der Engel Gabriel zu Maria kam, um zu verkünden: Siehe, Du wirst einen Sohn gebären. Ich ehre auch alle die Männer, die für Verbesserungen arbeiten, aber sie sollen arbeiten wie die Sonne, welche den Schnee schmelzen macht, um aus der Erde den Frühling hervorzurufen, welcher den kahlen Baum kleidet, die Blume hervorzaubert und die Frucht zur Reife bringt. Mein Herr, Rosen und Früchte im

Schnee zu pflanzen, das widerstrebt der Ordnung der Natur. Das ist es gleichwohl, was die Revolutionen thun wollen."

Der General verstummte einen Augenblick.

„Ich versprach Ihnen, als Soldat zu antworten," fuhr er dann, ohne sich unterbrechen zu lassen, fort, und ich habe als Politiker gesprochen. Gleichviel jedoch. Das Schwert ist kein Staatsmann, aber die Staatskunst liegt in unsern Tagen dennoch nicht so weit von demselben entfernt. Das Schwert ist der Gewährsmann der Civilisation. Alles, was der Politiker dem Volke auf friedlichem Wege erobert, das verkürzt der Krieger; aber just darum, Herr, acceptirt er die Anweisungen der Revolutionen nicht. In den Verwicklungen zwischen den großen Ansichten, die in diesem Jahrhundert um die Welt streiten, erhebt sich ein Monument, an dessen Fuß der schwedische Krieger unzweifelhaft seine Fahne aufpflanzt, weil eine zu allen Zeiten große, patriotische Wahrheit zu seiner Ehre spricht, eben so sehr, wie auch zu seinem Herzen."

„Und wie lautet diese Wahrheit, General?"

„Sage, Sparta, daß wir hier liegen, weil wir den Gesetzen des Vaterlandes gehorcht haben."

„Ha!"

„Dieses Monument erhebt sich über einen der ersten Krieger der Welt und über denjenigen, die an seiner Seite für das Vaterland fielen, über Leonidas bei den Thermopylen."

Kellner hatte von dem General nicht so viel Energie erwartet, als er in seiner Antwort fand. Er begann auch bereits für den Ausgang zu fürchten, wollte aber gleichwohl die Hoffnung noch nicht aufgeben.

„Sie sprechen, wie es einem Krieger zukommt," bemerkte Kellner, „und Ihre Denkungsweise macht Ihnen Ehre: Gott weiß auch, daß ich Sie nicht auf eine Bahn verlocken möchte, die Ihnen Schande brächte oder Ihrer

Ueberzeugung widerstritte, nichts destoweniger wage ich noch einmal an Ihre Vaterlandsliebe zu appelliren. Ihre Bekanntschaft mit den Weltereignissen lehrt Sie, daß in den Schicksalen eines Volkes manchmal ungewöhnliche Ereignisse eintreffen, die ungewöhnliche Maßregeln und Beschlüsse von Seiten seiner ausgezeichnetsten Männer erfordern. Mit Karls X. Sturz in Frankreich stürzte eine alte Monarchie ein, und Ludwig Philipp trat als Retter auf. Was rettete er? Den Thron für sich, das ist wahr, aber er rettete auch die Nation. Sie bestreiten den Nutzen der Revolution für den Staat; aber wenn die Revolution gleichwohl bereits eine Wahrheit, eine Wirklichkeit, eine unwiderrufliche Handlung ist, was ist dann klüger, gegen die beständig anwachsende Lawine zu streiten oder sie in eine Bahn zu leiten, damit sie nicht Alles zerstöre, sondern vielmehr ein Material wird, aus welchem neue und bessere gesellschaftliche Verhältnisse geschaffen werden können? Wenn ein Gespann wilder Pferde durchgeht, wie muß da der kluge Mann handeln? Soll er sich vor dieselben werfen, um unter den Hufen und Rädern zermalmt zu werden, oder muß er nicht womöglich die Zügel ergreifen und sie zu bändigen und zu lenken suchen, so lange er kann? Ich stelle mir vor, die Ordnung des Staates wäre bereits zerstört, man hörte Trommeln wirbeln und Trompeten schmettern; was würden Sie da thun, Herr General?"

„Sie haben meine Antwort bereits vernommen, Kellner, ich habe nichts hinzuzufügen."

„Aber all' die Männer, die für die Freiheit der Völker gekämpft haben und gefallen sind, haben immer am höchsten in ihrer Liebe gestanden. Es gibt ein Urtheil, das höher ist, als ein Urtheil des Augenblicks, nämlich das der Geschichte. Wer dieses nicht versteht, ist auch nicht dafür gemacht. Auf dem Frontispice des Tempels der Geschichte stehen die Namen der Freiheitskämpfer der verschiedenen Generationen eingezeichnet.

Sie können da den Namen eines Engelbrecht lesen, eines Gustav Wasa, eines . . ."

Das Gesicht des Generals verklärte sich beinahe.

„Kellner," fiel er ein.

Kellners Herz klopfte. Er sah, daß der General von warmer Vaterlandsliebe belebt war.

„Ich werde," fuhr der General fort, „unter einer einzigen Bedingung auf Ihren Vorschlag eingehen."

Kellner ergriff seine Hand.

„Fordern Sie Alles, was Sie wollen, Herr General, und ich verpflichte mich im Namen der Nation, daß es erfüllt werden soll."

Kellner war außer sich vor Vergnügen.

„Herr General," fuhr er, der an seinem Erfolg nicht mehr zweifelte, fort, „Sie sind von Ihrer Regierung gar zu lange zurückgesetzt worden; man hat Ihre Verdienste nicht hoch genug geschätzt, man hat Ihren hohen Werth sowohl als Krieger wie als Bürger übersehen; ich werde Ihnen beweisen, daß Millionen des Volks daran gedacht haben, Herr General; Sie brauchen nur zu befehlen . . ."

Kellner zog zwei von den Vollmachten heraus, die er von dem Gesandten empfangen hatte.

„Hier sind zwei Vollmachten," fuhr er fort, „beide in vollkommenem Zustande. Haben Sie die Güte, sie zu betrachten! sie sind sogar bereits von einer neuen Regierung unterzeichnet. Die eine ernennt ihren Inhaber zum Kriegsminister, die andere zum Feldmarschall. Befehlen Sie, Herr General! Welche von beiden wählen Sie, oder wünschen Sie vielleicht beide? Wohlan, ich brauche sie nur mit Ihrem Namen zu versehen."

Der General warf bloß einen flüchtigen Blick auf die Vollmachten, und, ohne auf die Unterschriften zu achten, glaubte er zu finden, daß sie vollkommen gültig wären.

„Welche befehlen Sie, Herr General?"

„Keine, keine."

„Wie so?"

„Sie nannten einen Engelbrecht, Sie nannten einen Gustav Wasa.“

„Sollten Sie, wie diese Männer, nur aus Liebe zum Vaterland, ohne zu wissen, was die Zukunft Ihnen dafür verheißt, an die Spitze der Bewegung treten wollen?“

„Ja, ja.“

Kellner begriff nicht, wie der General nach einem so ernstlichen Widerstand plötzlich so umgestimmt sein konnte, daß er jetzt sogar ohne alle Vortheile bereit schien, auf seine Wünsche einzugehen; aber während ihm diese Bemerkung nicht entging, glaubte er gleichwohl als ein kluger Diplomat, wenn der General selbst sich auf keine Berathungen darüber einlassen wolle, so wäre es am besten, seinerseits ebenfalls diesen Punkt auf die Seite zu setzen. Als kluger Praktikus begnügte sich Kellner mit den Resultaten.

„Sie treten also an die Spitze der Revolution, die jetzt auszubrechen droht?“

„Ich habe es versprochen, aber, wie gesagt, unter einer einzigen Bedingung.“

„Und ich habe Ihnen geantwortet, daß Sie das Recht haben, zu befehlen. Sie verwerfen indeß diese Vollmachten?“

„Ich verwerfe sie.“

„Was fordern Sie also?“

„Sie sprechen so eben von Engelbrecht und Gustav Wasa.“

„Wie beneidenswerth ist nicht derjenige, der ihnen gleichen kann!“

„Das ist auch meine Ansicht.“

„Sie möchten gern an Patriotismus und aufopfernden Tugenden mit ihnen wetteifern?“

„Unläugbar. Auch erbiete ich mich . . .“

„Daß Sie, wenn das Signal zur Revolution gegeben wird . . .“

„Allerdings, daß ich, wenn es gegeben wird, mein

altes Schwert ziehen und an der Spitze der Volksschaaren siegen oder fallen will, jedoch unter der Bedingung . . ."

„Unter der Bedingung . . ."

„Daß Sie es vorher so einrichten, daß . . ."

„Daß . . ."

„Daß ein Erich XIII. von Pommern oder ein Tyrann Christian auf dem Throne Schwedens sitzt, unsre alte Selbstständigkeit unterdrückt, unsre Freiheit zerstört, unsre Gesetze verletzt, unsere Schätze plündert, unsre Felder verheert."

Kellner fühlte sich geschlagen.

„Gegen eine solche Monarchie, welche das Henkerbeil zu den Attributen der Königsgewalt legt, wird jeder Schwede sich erheben; auch ich."

„Ha!"

„Verstehen Sie mich, Herr Kellner?"

Kellner sah ein, daß alles weitere Parlamentiren hier vergeblich war.

„Sie wollen also meinem Vorschlag kein Gehör schenken, Herr General?"

„Nein."

„Sie lehnen ihn ohne alles weitere Bedenken ab?"

„Ja."

Kellner war im höchsten Grade verdrüßlich. Er hatte alle seine Beredtsamkeit umsonst erschöpft; er hatte gehofft und sich getäuscht gefunden. Er hatte allerdings den General immer für einen Ehrenmann gehalten, entschlossen und hartnäckig, wenn es sich darum handelte, etwas auszuführen; aber mit bitterem Gefühl sah er sich jetzt sogar von ihm getäuscht, um nicht zu sagen, überlistet. Immerhin blieb ihm jedoch noch Etwas übrig, und es freute ihn, denn wenn auch dies nicht zu dem gehofften Resultat führte, so gab es ihm wenigstens Gelegenheit, sich an dem General zu rächen, bevor er ihn verließ.

„Sie scheinen indeß bei Ihrem Beschluß eine Sache nicht in Betracht zu ziehen, Herr General."

„Welche, mein Herr?“

„Die verfallenen Schuldscheine.“

Kellner lächelte.

„Es ist wahr.“

„Mehrere andere Sachen scheinen Sie ebenfalls zu vergessen, Herr General.“

„Was meinen Sie?“

„Sie vergessen die Schloßkanzleidiener, die draußen stehen.“

Ohne die Antwort des Generals abzuwarten, öffnete Kellner die Thüre und winkte ihnen, hereinzutreten.

Beim Anblick dieser Männer sank der General von Neuem in seinen Lehnstuhl.

„Vielleicht ändern Sie gleichwohl jetzt Ihre Ansicht noch, Herr General?“

Der General verbarg das Gesicht in seinen Händen. Seine Brust hob sich hoch.

„Darf ich Ihr Schweigen als eine Einwilligung in meinen Vorschlag betrachten, Herr General?“

„Nein, mein Herr, nein.“

„Aber Sie finden doch wohl, daß Sie keine andere Wahl mehr haben, wenn Sie nicht diesen Herrn folgen wollen?“

„Mein Gott, mein Gott!“

„Der Wagen wartet drunten auf der Straße.“

Jaquette trat jetzt heraus. Spuren von Leiden zeigten sich in ihrem Gesicht. Sie war blaß wie der versinkende Abendstern. Ihre Augen funkelten wie durch Morgenthau, den einzigen Ueberrest von den Thränen, die so eben ihre Wangen gebadet hatten.

In der Hand hielt sie etwas, das mit einem weißen Nastuch bedeckt war. Langsam schritt sie vorwärts, als fürchtete sie jeden Schritt, den sie that. Als sie zu ihrem Vater kam, legte sie ihre Hand sachte auf seine Schulter. Der Greis erkannte sogleich die leichte Bewegung und schaute auf.

Wie viel Schmerz lag nicht in diesem Blick!

„Muth, mein Vater," flüsterte Jaquette. „Ich zweifle nicht daran," fuhr sie, sich gegen Kellner und die Kanzleidiener wendend, fort, „daß Sie die letzten Augenblicke eines kränklichen alten Mannes respektiren werden. Betrachten Sie meinen Vater, meine Herren, Sie sehen seine Leiden und können nicht so grausam sein, ihn aus seinem Hause zu reißen, um ihn dadurch zu tödten, daß Sie ihn entehren."

Der General hatte dabei unverwandt seinen Blick auf Jaquette geheftet.

Es lag in ihren Worten eine solche Beredtsamkeit, daß sich ein Stein hätte erbarmen mögen. Ihre Worte waren Bitten, unterstützt von einem aufgeregten Herzen, verklärt durch Anmuth und Liebenswürdigkeit, beseelt durch eine Thräne. Sie bat für ihren Vater. Welche Tochter wird nicht unwiderstehlich, wenn sie für ihn bittet! Aber wie die Woge des Meeres, selbst wenn der Himmel und seine Sterne sich darin abspiegeln, an der harten Klippe des Strandes sich bricht, so brachen sich auch ihre Worte an der steinharten Brust, welche sie erweichen wollte.

„Thut Eure Schuldigkeit," befahl Kellner den Schloßkanzleidienern, ohne sich auf eine Antwort einzulassen.

Dieser Befehl schreckte Jaquettens ganze kindliche Zärtlichkeit auf. Sie eilte auf Kellner zu.

„Sie können meinen Vater retten," sprach sie zu ihm, „haben Sie Mitleid und thun Sie es auch. Sie können nicht grausam genug sein, ihn fortführen zu lassen. Was gewinnen Sie damit? Nichts. Nehmen Sie Alles, was wir besitzen . . . wir wollen Haus und Heimath verlassen . . . aber trennen Sie ihn nicht von mir. O mein Gott, entehren Sie ihn nicht! Er wird lieber sterben, als daß er in seinen alten Tagen einen solchen Schimpf ertrüge. Herr Kellner, treten Sie dazwischen . . . ich bitte Sie . . . ich bitte Sie auf meinen Knieen . . ." und sie sank

bittend nieder, „treten Sie dazwischen und retten Sie ihn."

Des Generals Auge folgte ihr.

Kellner antwortete nicht, sondern gab den Schloßkanzleidienern einen Wink, seinen Willen zu vollführen. Sie näherten sich auch dem General einen Schritt, aber Jaquette eilte zwischen sie und ihn.

„Warten Sie, meine Herrn, warten Sie," sprach sie. „Sie können meinem Vater einen Aufschub von etlichen Stunden nicht verweigern. Ich werde inzwischen ins Schloß eilen, ich werde vor dem König einen Kniefall thun ... er liebt und schätzt meinen Vater ... ich werde ihm sagen, was hier vorgeht, und Sie werden Ihr Geld erhalten."

Jaquette sprach heftig, abgebrochen und kurz. Ihre aufgeregte Stimmung griff ihren Athem an und sie konnte denselben nur mit Mühe festhalten.

Die Schloßkanzleidiener zögerten.

„Ich habe euch befohlen, euren Dienst zu verrichten," fiel Kellner ein, „warum säumet ihr?"

Jaquette wandte ihr Haupt gegen ihn. Ihr Blick war nicht mehr bittend, sondern voll von Muth. Die Bewegung war nicht unterwürfig, sondern stolz. Der Ausdruck in ihrer Stellung verkündete nicht Hoffnung, sondern den Zorn eines edlen Herzens.

Kellner benützte das Schweigen, das für den Augenblick eingetreten war, um sich dem General noch einmal zu nähern.

„Sie sehen das Leiden Ihrer Tochter," sagte er zu ihm; „noch einmal, gehen Sie auf meinen Vorschlag ein, und der Schuldschein liegt sogleich zerrissen zu Ihren Füßen."

Gleich als hätte eine Schlange ihn gestochen, fuhr ein heftiges Zucken durch die Glieder des Generals.

„Nie, mein Herr, nie."

Jaquette stand gleichsam in ein Marmorbild verwan-

delt da. Ihre Brust schien sich nicht mehr zu heben, ihr Athem schien stille zu stehen, ihre Augen ruhten auf einem einzigen Fleck. Hätte man das Entsetzen in seinem edelsten Ausdruck darstellen wollen, so hätte man in diesem Augenblick ein Daguerreotyp von ihr nehmen müssen.

Noch standen die Schloßkanzleidiener unentschlossen da.

„Thut eure Pflicht," befahl Kellner noch einmal.

„Es ist also Ihr Ernst?" fiel Jaquette ein, die beim Klang seiner Worte wieder zu sich kam.

„Mein vollkommener Ernst."

„Sie vergessen, mein Herr, daß Sie auch einmal gerichtet werden."

„Vielleicht von Ihnen?"

„Von einem höheren Richter, mein Herr; von ihm da droben."

Und sie deutete aufwärts zum Himmel.

Der General hatte sich erhoben. Der ganze Schmerz, den die überraschende Scene ihm bereitet hatte, war jetzt verschwunden. Ruhig ermaß er jetzt seine Lage wieder, und Kälte und Verachtung der Gefahr stellten sich ein.

Vater und Tochter stellten sich dicht an einander.

Kellner gab den Gerichtsdienern einen neuen Wink, der keinen Zweifel an seiner bestimmten Absicht mehr übrig ließ.

Jaquette war leichenblaß. Sie glich Niobe, aber ohne Thränen, ohne Seufzer, ohne Worte.

Von Neuem näherten sich die Diener.

„Sehen Sie da, mein Vater," flüsterte Jaquette jetzt und reichte ihm ihr Nastuch.

Der General hatte nur zu gut verstanden, was sie darin verborgen hielt.

Als er das Nastuch in Empfang nahm, sagte er nichts, aber er drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

Jaquette blickte dabei in das Gesicht des Greises, das sich ruhig und spiegelklar ihr zukehrte.

„Mein Vater!" flüsterte sie.

„Muth, mein Kind,“ antwortete er mit derselben ruhigen und friedlichen Stimme, „Muth!“

Während er dabei die eine Hand um den Leib des Mädchens schlang, ließ er das Nastuch, das er in der andern hielt, auf den Boden fallen.

Eine Doppelpistole kam zum Vorschein.

Bei dem unerwarteten Anblick der Waffe zogen die Schloßkanzleidiener sich erschrocken zurück.

Auch Kellner verlor für einen Augenblick seine ganze Kühnheit.

„Die Waffe ist nicht für euch bestimmt, meine Herrn,“ bemerkte der General, der ihre Furcht sah, „ihr habt nichts zu besorgen. Komm, Jaquette, komm!“

Der General wandte sich um und wollte sich entfernen.

„Wozu?“ fragte Kellner.

„Ein Soldat stirbt lieber, als daß er sich beschimpfen läßt.“

„Sie beabsichtigen sich zu tödten,“ rief Kellner; „bei der Hölle, das darf nicht geschehen. Kommt, ihr Bursche,“ sagte er dann zu den Kanzleidienern, „wir wollen ihm die Waffe aus der Hand reißen.“

„Zurück!“ gebot der General, „das Pistol hat zwei Läufe.“

„Wie so?“

„Einen für den, der mich zu verfolgen wagt, und dann einen für mich. Ich will im Frieden sterben, meine Herrn. Oeffne die Thüre, Jaquette.“

Kellner und die Kanzleidiener wagten es nicht, ihm zu folgen.

Sie lasen ihr Todesurtheil auf seiner Stirne, sie lasen sein eigenes Todesurtheil in seinem Auge.

Noch waren inzwischen der General und Jaquette nicht in die inneren Zimmer gekommen, als die Salonthüre vom Vorzimmer her heftig aufgeworfen wurde und

wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen der Polizeimeister vor ihnen stand.

Schnell warf er einen Blick über die Anwesenden und schien sogleich zu verstehen, was sich hier zugetragen hatte.

„Was macht ihr hier?“ fragte er die Schloßkanzleidiener.

Sie zeigten die Reverse und den Haftbefehl.

„Ich behalte diese Aktenstücke,“ sprach der Polizeimeister.

„Darf ich mir die Frage erlauben, Herr Polizeimeister,“ bemerkte Kellner, „mit welchem Recht Sie sich in eine Sache mischen, die so gänzlich außer dem Bereich Ihrer Amtsthätigkeit liegt?“

„Mit demjenigen Recht, welches die Gesetze in meine Hand legen. Haben Sie die Güte und lesen Sie dieses Papier hier.“

Kellner bemeisterte seinen Zorn und nahm das vom Polizeimeister überreichte Papier; kaum aber hatte er einen flüchtigen Blick hineingeworfen, als auf seinem Gesichte eine merkliche Veränderung vorging.

„Abraham?“ stammelte er fragend.

„Er starb vor einem Augenblick, mein Herr. Die Vorsehung hatte nicht länger Barmherzigkeit mit ihm. Aber lesen Sie zu Ende, wenn es Ihnen beliebt.“

Je mehr er las, um so deutlicher zeigte sich eine qualvolle Unruhe in seinem Gesicht.

„Dieses Schreiben ist nicht von Abraham,“ bemerkte Kellner.

„Er war selbst nicht im Stande zu schreiben, aber Alles, was er sagte, schrieb mein Sekretär wörtlich nieder. Drehen Sie das Blatt um und Sie werden sehen, daß es nicht an Zeugen fehlt.“

„Ich habe den Schuldschein von ihm gekauft,“ bemerkte Kellner wieder.

„Das ist nicht wahr. Dafür, daß er Ihnen die

Zahlungsfrist für eine Forderung an Sie verlängerte, haben Sie versprochen, des Generals Schuld an ihn auszupressen. Der Uebertrag ist blos unterschoben. Sehen Sie, hier Ihre eigene Quittung dafür."

Kellner stand sprachlos da.

„Aber lesen Sie noch weiter, mein Herr."

„Der Schuldschein des Generals . . ."

„Gründet sich auf einen andern, welchen Abraham ursprünglich auf eine unehrliche Weise bekommen hat."

„Unmöglich! Abraham kann dieß nicht geschrieben haben."

„Er hat es geschrieben."

„Gestern war er gesund, frisch und munter, und jetzt sollte er todt sein? Ich kann mir das nicht denken."

„Es ist mir ganz gleich, was Sie denken. Der Thatbestand ist folgender. Gestern früh erhielt ich einen Besuch von dem Grafen Frank. Er erzählte mir, daß ein Bursche, der wegen eines Mordversuchs jetzt verhaftet ist, gestanden habe, daß er schon als Junge auf Abrahams Aufforderung seiner Pflegemutter einige Papiere gestohlen, und Graf Frank vermuthete, daß Abraham auf diese sodann seine Forderungen nicht blos an den General, sondern auch an zwei seiner Freunde, den Grafen Kurt Strahl und den Baron Krook, begründet habe, so wie, daß die ursprünglich unbedeutende Summe gleichwohl durch häufige Umschreibungen und einen hohen Zins im Verlauf der Jahre zu ungeheuern Kapitalien angewachsen sey. Ich stellte augenblicklich nicht nur mit dem Gefangenen, sondern auch mit seiner Pflegemutter ein Verhör an. Was Graf Frank mir gesagt, bestätigte sich. Noch mehr, ich erhielt auch Notizen, die Abrahams ganzes Leben als eine fortgesetzte Reihe von Betrügereien, nicht blos als Wucherer, sondern auch als Diebshehler, erscheinen ließen. Obgleich ich meine Untersuchung so geheim als möglich zu halten suchte, so hatte doch Abraham schon gestern Abend einen Wink davon erhalten. Das

Gewissen schlug ihn auch augenblicklich mit seinem Bannstrahl. Heute Nacht hat er sich das Leben nehmen wollen, aber es mißlang ihm. Erst heute um ein Uhr erfuhr ich davon und ging sogleich zu ihm. Bei meinem Eintritt wurde er vom Schlage gerührt, kam aber wieder zu sich. Der Rabbiner und seine Verwandten umgaben sein Krankenbett. Ich hielt ihm die Anklagen vor, die gegen ihn erhoben wurden, und obschon der Kampf zwischen der Lüge und der Wahrheit in seiner Seele ebenso heftig war, wie der zwischen Leben und Tod, so war er doch auch ebenso kurz. Meine Leute standen draußen. Ich erklärte, daß er sogleich festgenommen würde, wofern er nicht eingestände, und da entsank ihm der Muth. Sie haben einen Theil seines Sündenregisters gelesen, denjenigen Theil, der seine Forderungen an die Freunde betrifft, welche sich unbedingt seiner vermeintlichen Ehrlichkeit anvertraut hatten; aber das ist bei weitem nicht Alles. Je länger sein Bekenntniß andauerte, um so entsetzlicher wurde der Kampf in ihm. Ich war nicht der Einzige, der sich mit Abscheu von der letzten Stunde dieses Schurken abwandte, der sich so scheinheilig durch das Leben geschlichen hatte. Niemals hat die Hand der Vorsehung schneller und kräftiger einen Sünder strafen können. Seine thierische Natur sank zusammen, sein schwarzes Haar wurde beinahe weiß. Die Qualen und das Leben verließen ihn nicht, bis er sein Bekenntniß vollendet hatte. Ein neuer Schlaganfall verzerrte dann sein Gesicht und streckte ihn todt zu unsern Füßen nieder."

Der General und Jaquette konnten kaum glauben, was sie hörten. Im Augenblick der schwersten Prüfung, welche sie getroffen, war die Vorsehung so unmittelbar rettend dazwischengetreten, daß es einem Wunder glich. Weder Vater noch Tochter vermochten sogleich zu klarer Besinnung zu kommen. Die unaussprechliche Dankbarkeit und Freude, die sie empfanden, hatte sich ihrer gänzlich bemächtigt.

Die Schloßkanzleidiener entfernten sich auf einen Wink des Polizeimeisters.

Kellner wollte das Zimmer nicht verlassen, bevor er mit dem General ein Wort unter vier Augen gewechselt hätte.

„Thun Sie jetzt Ihre Pflicht, Herr General,“ flüsterte er ihm in einem Augenblick, wo der Polizeimeister sich von ihnen abwandte, zu, „und verrathen Sie mein Gespräch mit Ihnen.“

Der General maß ihn mit einem verächtlichen Blick.

„Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten, Herr,“ antwortete er ihm, „Sie haben sich mehr vor sich selbst und Ihren eigenen Handlungen zu fürchten. Ich verrathe Niemand.“

Kellner wußte, daß der General zu seinen Worten stand, und entfernte sich jetzt getrost.

Als der Polizeimeister mit dem General allein war, übergab er ihm den an Abraham ausgestellten Schuldschein, und bei dieser Gelegenheit bemerkte er das Pistol, das der General noch in seiner Hand hielt.

„Ach, Herr General,“ sagte er, „was ist denn das?“

„Blos ein Spielzeug,“ antwortete der General und warf die Waffe weit von sich.

Wir überlassen es dem Leser, sich selbst die Freude des Generals und Jaquettens zu denken, als sie jetzt allein waren und in Ruhe das Glück überschauen konnten, das ihnen so unvermuthet wiederfahren war.

Seit vielen Monaten war es das erste Mal, daß der General jetzt frei und leicht athmete. Die Schuld an Abraham war, obschon er mit Jaquette nicht gerne davon

sprach, eine Last gewesen, die ihn täglich mehr gegen das Grab hindrückte. Von ihr befreit, fühlte er sich wieder frisch, beinahe jung. Mit einem klaren Himmel in ihren Gedanken kehrten auch die Blumen auf Jaquettens Wangen zurück. Glücklich und freudetrunken fiel sie ihrem Vater in die Arme.

Achtzehntes Kapitel.

Großsmestad.



Großsmestad war eine Besitzung von einer halben Million und bei genauer Schätzung vielleicht noch größerem Werth. Es bildete mit seinen Unterthanen auch nichts Geringeres als eine ganze Gemeinde.

Die Natur war herrlich. Thäler und Höhen, Wälder und Felder schlängelten sich in romantischer Anmuth um einander. Das Gut lag in den nördlichen Scheeren Stockholms; die Wasser der Salzsee brachen sich in zahllosen Buchten und Sunden daran, und gegen das Meer hinaus schloß es mit einer Reihe von Holmen, die theils an Fruchtbarkeit und Schönheit, theils an wilder, klippenartiger Armuth mit einander wetteiferten.

Eine nicht unbedeutende Menschenmenge hatte bisher auf diesem Gute ihre unabhängige Existenz gehabt. Der Landbau wurde da nach altem Herkommen, und der Fischfang nur nebenbei getrieben. Im Allgemeinen ging es hier zu, wie man es gewöhnlich auf schwedischen Gütern zu finden pflegt, nämlich lahm und faul. Aber beim Herannahen des Frühlings begab sich Paul auf sein Gut

hinaus, und nachdem er sich mit der Beschaffenheit des Landes, mit der Art und Weise des Anbaues und der Vertheilung der Arbeit genau bekannt gemacht, fand er bei einer Vergleichung dieser Natur und der von ihr gebotenen Mittel mit dem, was er in andern Ländern gesehen hatte, daß in Folge des Mangels an Energie und speculativem Unternehmungsgeist eine Art von Winterschlaf auf dem Ganzen lag; er überzeugte sich, daß er, wenn er nur mit Klugheit und Thätigkeit die gegebenen Mittel benützte, nicht blos den Ertrag vervielfachen, sondern auch die Zahl der Gutsunterthanen vermehren und ihre Lage bedeutend verbessern könnte.

Mit Hülfe der Kapitalien, über die er verfügen konnte, griff er also das Werk an.

Paul hatte seine eigene Ueberzeugung, und ohne allzu sanguinische und philanthropische Systeme als Muster für seine Thätigkeit zu nehmen, handelte er seinen Rechten gemäß, wiewohl mit der redlichen Absicht, auch die Rechte Anderer anzuerkennen, selbst in den Fällen, wo sie nur auf den Grundsätzen der Billigkeit beruhten.

Er war Amerikaner. Von Kindheit auf hatte er das Recht des Kapitals, aber auch das der Arbeit achten gelernt, unter der Voraussetzung, daß, wenn das Ganze bestehen und gedeihen solle, beide einander ehrlich unterstützen müssen. Entschlossen, seinerseits als Kapitalist, sich den unläugbaren Ansprüchen zu unterwerfen, die man an ihn machen konnte, hatte er nicht im Sinn, aus Schwachheit solche Forderungen nachzulassen, die billiger Weise an die Arbeit gestellt werden durften. Er war der Ansicht, daß nur durch gegenseitige Erfüllung der Pflichten beide zum gegenseitigen Vortheil beitragen könnten. Auf diesem Grundsatz wollte er ein wirkliches und wahres Gemeindeleben auszubilden suchen, und dieß um so mehr, als er mit den Ansichten, die er von Außen mitgebracht, die Gemeinde als den wichtigsten Eckstein der Gesellschaft in ihrem nationellen großen Ganzen betrachtete.

Die Ansichten, die er in Torsten Rudenskölds Ideen vom Staat ausgesprochen gefunden hatte, stimmten vollkommen damit überein. Aber es handelte sich nicht darum, jetzt blos im Gebiet der Theorieen stehen zu bleiben, sondern er wollte zur Praxis selbst übergehen und diese Theorieen verwirklichen.

Er sah wohl ein, daß er mit manchen Schwierigkeiten, hauptsächlich mit dem Mißtrauen alter Gewohnheiten und der Verläumdung von Seiten der Unwissenheit zu kämpfen haben würde, aber der Redlichkeit seiner Absichten sich bewußt, bebte er davor nicht zurück.

Seine erste Maßregel war, daß er alle Unterthanen zusammenberief.

In dieser Versammlung, bei welcher sich Alle, Mann für Mann einstellten, kündigte er ihnen insgesammt auf. Der Schreck, den diese Mittheilung erregte, legte sich inzwischen bald, als er erklärte, diese Aufkündigung geschehe nur in der Absicht, um eine solche Ordnung der Dinge hervorzurufen, die, abgesehen von altem Herkommen, als ein gerechtes Verhältniß zwischen den Pflichten und Rechten der Einzelnen betrachtet werden dürfe; darüber wolle er inzwischen nicht kraft eigener Machtvollkommenheit entscheiden, sondern die Bestimmung ihnen selbst überlassen. Er forderte sie also auf, sogleich mittelst verschlossener Stimmzettel einige Personen aus ihrer Mitte zu wählen, auf deren Redlichkeit sie sich verlassen könnten, und die eine Art von Gemeinderath bilden sollten, welcher mit Hülfe Brauners und Romans die Abgaben zu bestimmen hätte, die jeder einzelne Hof und Kathen später an die Gutsherrschaft entrichten müsse.

Die europäische Gesellschaft besaß für Paul im gegenwärtigen Augenblick drei große Mehrheiten, die Familie, die Gemeinde und die Monarchie.

Diese drei Gruppirungen der Gesellschaft haben sich allmälig entwickelt.

In den urältesten Zeiten herrschte die Familie allein,

aber ihre Formen waren nicht genügend; die Monarchie unterwarf sie sich und erhob ihr stolzes Banner über ihren Ruinen.

Die strengste Centralisation charakterisirt diese beiden Gesellschaften.

Die Familie herrschte als Patriarchalismus und der göttliche Wille war in ihr durch den Patriarchen repräsentirt. Die Monarchie wurde dagegen eine Verwandlung der Familie. Sie zog sie gleichsam von ihrem ideelleren Standpunkt zu einem materielleren herab und machte den Willen des Monarchen zum göttlichen.

Die Gemeinde gehört späteren Zeiten an. Mit jedem Jahr dringt sie siegreicher zwischen der Familie und der Monarchie vor, das Nützliche an ihnen anerkennend und das Schädliche bekämpfend. Das Gemeindeleben ist das wahre bürgerliche Leben, es ist die Republik in ihrer Wiege; es verlangt lebendige und warme Religiosität, Glauben, Liebe und Hoffnung bei der Familie; es verlangt staatsmännische Weisheit, Verstand, Redlichkeit und Gerechtigkeit bei der Monarchie. Das Gemeindewesen ist der jüngste Sohn der Civilisation und mit der Zeit ihr Universalerbe; es strebt unzweifelhaft danach, die Familie und die Monarchie seiner Controle zu unterwerfen; zu gleicher Zeit sucht es aber auch beide, unter dem Begriff wahrer und wirklicher Nationalität, mit einander zu versöhnen. Viele Gesellschaften können sich zwar freie Institutionen geben, aber so lange die Communalanstalten in ihnen mangeln, werden sie den freiesten immer fremd bleiben. Die Gemeinde ist die gesellschaftliche Verfassung in ihren höchsten und niedersten Ansprüchen; sie spricht die eigene Sprache des Volks, klärt es über den Nutzen der Gesellschaft auf, belehrt es, daß man durch Opfer für das Allgemeine sich selbst nützt. Die Gemeinde ist die Volksschule der Gesellschaftsideen, und in ihr wird der schöne Text der Vaterlandsliebe auf eine ungemein faßliche Weise erläutert.

Paul wollte seine Pläne daher auf diesen Grundlagen realisiren.

Als eigentliche Lebensbedingung der Entwicklung jedes freien Gemeindegeistes hatte er seinen Unterthanen das allgemeine Stimmrecht zur Wahl des Gemeinderathes gegeben, den er als Vermittler zwischen sich und dem Volke aufzustellen beschlossen hatte. Er hatte das Princip unbedingt und ohne ein conservatives Element zu seinem eigenen Nutzen anerkannt, sondern nur Brauner und Roman dem Gemeinderath leitend an die Seite gestellt, er war inzwischen überzeugt, daß das Vertrauen das Rechtsgefühl ausbilden würde, und für alle Fälle behielt er sich selbst das absolute Veto vor.

Der auf solche Art ernannte Gemeinderath sollte inzwischen nicht blos in dem bereits erwähnten Gebiete handeln, sondern seine Wirksamkeit auch noch weiter erstrecken.

Er erhielt den Auftrag, eine Volksschule einzurichten.

Man blieb in dieser Beziehung bei dem Rudensköld'schen System, d. h. man stiftete in den verschiedenen Theilen der Gemeinde Elementarschulen, worin der erste Unterricht beginnt, und von wo die am meisten Vorgeschrittenen in die gewöhnliche Volksschule oder die sogenannte Centralschule übergehen; beide Schulen sind dadurch mit einander verbunden, daß die besten Schüler, die sogenannten Eliten, als Lehrer in den Elementarschulen fungiren, während sie Schüler der Centralschule bleiben, so daß sie den einen Theil der Woche in der Centralschule und den andern in den Elementarschulen beschäftigt sind.

Ein Belohnungsreglement wurde für Urbarmachungen und Verbesserungen im Ackerbau aufgesetzt. Die Preise bestanden in gewissen Freijahren, die mit dem Umfang und den Schwierigkeiten des Anbaues im Verhältniß standen. Nach diesen Freijahren mußte eine gewisse,

allmälig zunehmende Abgabe an den Gutsherrn entrichtet werden.

Dabei wurde eine sehr strenge Ordnungspolizei organisirt, welche nicht blos die vom Staate aufgestellte allgemeine Polizei zu unterstützen hatte, sondern deren Pflichten sich in der höchsten Instanz auch bis auf die Aufrechterhaltung derjenigen Ordnung erstreckten, deren Wahrung, unsrer gegenwärtigen Verfassung gemäß, zu den Pflichten und Rechten der Gutsherrn gehört.

Wenn Ordnungsliebe, Arbeitsamkeit und gute Sitten belohnt werden sollen, so müssen die Gegensätze bestraft werden. Die Strafe bestand in Warnungen und Aufkündigungen, gemäß dem allgemein eingeführten Dienstbotenreglement.

Die Armenpflege wurde im Verein mit einer allgemeinen Pensionsanstalt geordnet.

Auch wurde ein besonderes Friedensgericht gestiftet, an dessen Spitze der Pastor stand.

Paul behielt sich für alle diese verschiedene Richtungen die höchste Leitung vor, und wenn er sich auch im Anfang gezwungen sah, sehr ernsthaft in die Geschäfte einzugreifen, die nach seiner Ansicht dem Gemeinderath zustanden, so hoffte er dennoch, daß man allmählig und dadurch, daß er mit ernster Strenge, ohne dabei sich selbst zu schonen, über sein Werk wachte, nicht blos sich daran gewöhnen, sondern auch beim Anblick der gemeinnützlichen Folgen mit Liebe seine oberste Herrschaft anerkennen würde.

Wir wollen hier nicht auf die verschiedenen, zuweilen nicht sehr günstigen Urtheile eingehen, denen er sich theils von Seiten seiner eigenen Unterthanen, theils auch von Seiten seiner Nachbarn unterwerfen mußte; inzwischen wirkte weder das eine noch das andere auf Paul ein, der, wenn er sich ein Ziel vorgesteckt hatte, auch Muth genug besaß, es nicht aus dem Auge zu lassen, und durch den Widerstand nur um so mehr angespornt wurde.

Seine Pläne waren auch nicht blos für den Augenblick, sondern für die Zukunft berechnet.

Ein großer Morast erstreckte sich auf der einen Seite des Gutes hin. An denselben grenzte nasses Wiesenland, das nur geringen oder gar keinen Ertrag gab. Waldbewachsener Boden, mit Höhen- und Thalzügen umgab dieses Feld von allen Seiten. Paul beschloß hier eine kleinere Colonie anzulegen.

Während er durch einen besonders angestellten Agronomen das nasse und sumpfige Land entwässern ließ, theilte er es in Loose ein und ließ auf den schönsten Plätzen ein Haus um das andere aufführen. Hieher beschied und versetzte er auch alle diejenigen Personen, die er in der Hauptstadt von Elend niedergedrückt oder in Folge begangener Verbrechen in einer Lage gefunden hatte, die ihre Rückkehr auf die Bahn der Ordnung und ehrlicher Thätigkeit im höchsten Grade erschwerte.

Bei seinen Studien über die Communaleinrichtungen der Hauptstadt, vermißte er vor allen Dingen eine Arbeitsanstalt für Verbrecher, die ihre Strafen überstanden hatten und nach den Bestimmungen des Gesetzes zwar wieder freigegeben waren, aber vor der öffentlichen Meinung noch immer verdächtig dastanden, so daß sie sehr oft weder Schutz, noch Dienst finden konnten. Soll jedoch der Bestrafte nicht durch theilweise mangelhafte Einrichtungen der Gesellschaft unaufhörlich zu neuen Verbrechen gezwungen werden, um endlich für sein ganzes Leben den Zuchthausanstalten als ein ewiges Inventarstück in den Polizeiannalen anheimzufallen, so war nach Pauls Ansicht eine solche mit allgemeinen Mitteln begründete Arbeitsanstalt ein höchst dringendes Bedürfniß, als ein Uebergang zwischen der Strafanstalt und der Staatsgesellschaft; denn der entlassene Sträfling erhielte dann gesetzlichen Schutz und Arbeit und genösse dieselben Freiheiten und Rechte, die jedem nicht Bestraften zukommen. Eine solche Arbeitsanstalt würde die traurige

Pflicht des Polizeimeisters, einem noch Verhafteten anzubefehlen, daß er sich binnen einer bestimmten Frist das Unmögliche, d. h. gesetzlichen Schutz schaffen solle, aufheben, sie würde dem niederen Polizeipersonal die Unmöglichkeit rauben, alle diejenigen, die als Müssiggänger einmal in die Hände der Justiz gefallen sind, zu chikaniren; sie würde hunderte von armen Teufeln von der drückenden Pflicht befreien, sich einen Schutz zu kaufen, der in den meisten Fällen nur scheinbar ist und doch nicht verhindert, daß sie in der Stunde der Noth vogelfrei sind. Sie würde der Ungerechtigkeit vorbeugen, daß Leute, die ihre Strafe überstanden haben und aus dem Gefängnisse entlassen sind, wegen der Unmöglichkeit, sich ehrlich durchzubringen, in die Gefängnisse zurückkehren und sich als Gnade ausbitten, wieder darin aufgenommen zu werden. Wenn man zu diesen unbestreitbaren Vortheilen, auch noch den sehr denkbaren zählt, daß die Gesellschaft in Folge fortwährend guter Berichte über die in die Anstalt Aufgenommenen allmählig ihren Argwohn überwände, und daß Privatpersonen freiwillig sich erböten, sie in ihren Dienst zu nehmen, so wäre gewiß der Gewinn nicht unbedeutend.

Mancher Irregeführte hatte auch mit Freuden Pauls Einladung nach Smestad angenommen.

Bei diesen Unternehmungen konnte sich Paul auf die eifrige Mitwirkung des Pfarrers der Gemeinde verlassen.

Die Zeugnisse, welche die entlassenen Sträflinge mitbrachten, wurden dadurch ein Geheimniß, das zwischen ihm und den betreffenden Personen blieb.

Im Uebrigen wurden sie denselben Communalbeschlüssen unterworfen, die überhaupt für das Personal des Gutes galten.

Damit es nicht an Arbeit fehlen sollte — denn die Arbeit wurde immer als die Norm für jede Belohnung

betrachtet — war Paul bereit, verschiedene Fabriken anzulegen, die den Bedürfnissen und Umständen entsprachen.

Bei allen Unternehmungen Pauls, standen Brauner und Roman ihm treu und unermüdlich zur Seite. Da die Arbeit nicht durch Mangel an Kapitalien unterbrochen werden mußte, so schritt das Werk mit erstaunlicher Schnelligkeit voran.

Ein edles Vergnügen ist für Jedermann ein Bedürfniß; es ist eine Erholung nach den Mühen, eine Belohnung für dieselben, und zu gleicher Zeit hält es von schlechten und sittenlosen Zeitvertreiben ab.

Ein auf der Seite des Herrschaftsgebäudes gelegener großer Park, wurde deßhalb dem Volk zu seinen Vergnügungen geöffnet. Mitten im Park befand sich ein Plan, wo eine Turnanstalt, sowie noch mehrere andere Dinge eingerichtet wurden, die nicht blos für das Vergnügen, sondern auch für die Ausbildung der Kräfte und der Beförderung der Gesundheit berechnet waren.

Um das Bild von Pauls Ansichten und Thätigkeit zu vollenden, müssen wir hier erwähnen, daß er, unterstützt von den höheren Behörden und der Haushaltungsgesellschaft, an alle diejenigen, denen das sittliche und materielle Wohl des Vaterlandes gleichsehr am Herzen lag, eine Einladung ergehen ließ, an einem Verein zum Besten des Staates und der Einzelnen unter dem Titel vaterländischer Verein Theil zu nehmen.

Da dieser Verein nicht blos eine Phantasie des Verfassers, sondern ein wirkliches Institut ist, das gänzlich und allein unserm Vaterlande angehört, so glaubt der Verfasser hier einige der wesentlichsten Punkte aus den

Vereinsstatuten mittheilen zu müssen, wodurch man seine schönen und nationalen Absichten am besten kennen lernt.

§. 1. Der Zweck des Vereins ist: Gottesfurcht' Sittlichkeit, Mäßigkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zu fördern. Für diese Aufgabe wirken die Mitglieder des Vereins in der Art, die Jeder am zweckmäßigsten findet, aber der Verein glaubt, daß vorzugsweise folgende Punkte beherzigt werden müssen:

a) die Heiligkeit des Sonntags und die häusliche Andacht zu fördern;
b) dem Leichtsinn in den Sitten und der Lebensweise der überhandnehmenden Genußsucht, der Unbedachtsamkeit im Schuldenmachen, und der Sorglosigkeit in Betreff der Zukunft entgegenzuwirken;
c) wahre Elternpflege und christliche Kinderunterweisung zu fördern;
d) verwahrloste oder unartige Kinder zu schützen, und ihnen jeden Anlaß zum Verbrechen, wie zum Rückfall zu nehmen:
e) zwischen den Herrschaften und den Untergebenen Vertrauen und ein gutes Verhältniß, begründet auf gegenseitige Anhänglichkeit an einander, zu fördern.

§. 2. Als passendes Mittel für die Förderung der Vereinszwecke dürften angeführt werden:

a) die Armenpflege und Schulverwaltungen in Erfüllung ihrer Pflichten zu unterstützen;
b) die Abschließung von Geschäftsverträgen zwischen Gutsherrn und Unterthanen auf eine bestimmte längere Zeit zu Stande zu bringen;
c) die Kenntniß der an verschiedenen Orten passenden Industriezweige zu verbreiten, und dieselben aufzumuntern;

d) die Bildung von Sparkassen und Rentenversicherungsanstalten zu fördern und in dem Arbeiter die Lust zu erwecken, sich durch Ersparnisse eine von Nahrungssorgen freie Zukunft zu bereiten;
e) durch Verbreitung kleinerer Schriften die persönliche Thätigkeit zu erleichtern, die der Verein von seinen Mitgliedern erwartet.

§. 3. Jedes Mitglied des Staates, Mann oder Weib, das seine Verpflichtung für den Zweck des Vereins zu wirken, anerkennt, wird eingeladen, in den Verein zu treten. Der Verein wünscht überdieß auch andere Gesellschaften, die in der einen oder andern Beziehung dieselben Zwecke verfolgen, sich einzuverleiben.

§. 16. Gelder, deren der Verein für seine Thätigkeit bedarf, werden durch freiwillige Beiträge und jährliche Abgaben in der Weise, welche die Mitglieder in jeder Abtheilung bei ihrer Zusammenkunft beschließen, eingesammelt.

§. 17. Die Centralverwaltung besorgt die Herausgabe einer Zeitung oder Zeitschrift, welche die dem Zwecke des Vereins nahe liegenden Gegenstände behandelt und über seine Wirksamkeit Bericht erstattet. Die Verwaltungen der einzelnen Vereine müssen drei Monate vor der Herausgabe der Zeitschrift oder eines neuen Jahrgangs der Centralverwaltung die Zahl der Exemplare angeben, deren sie für ihren Distrikt bedürfen. — Den Preis der Zeitungen bestimmen die Kosten, die darauf verwendet worden sind. — Sowohl die Centralverwaltung als die Lokalverwaltungen müssen überdieß kleinere Schriften zu verbreiten suchen, welche die Wirksamkeit des Vereins unterstützen und wohlfeil zu erhalten sind.

Dieses Programm enthielt die Hauptsätze, auf welche Paul bei all seinen Bemühungen als Gutsbesitzer und

Menschenfreund kam, wenn er die rechtmäßigen Forderungen der Gesellschaft mit der Entwicklung und dem Gedeihen der kleineren Gemeinde, wie auch die allgemeinen Pflichten mit den einzelnen zusammenstellte.

Jedes Gemeindeunternehmen enthält den Keim zu einem mehr oder minder wichtigen Einfluß auf die Gesellschaft in ihrer Allgemeinheit. Paul wollte seine Untergebenen zu selbständiger bürgerlicher Würde erziehen; aber indem er theils die noch im Zustande der Kindheit sich befindenden bürgerlichen Begriffe, theils auch die schuldige Achtung gegen Staatsunternehmungen in ihrer größern Entwicklung berücksichtigte, glaubte er sich verpflichtet, mit einer Vorsicht zu Werke zu gehen, die jedes Mißverständniß abschneiden müßte, denn wenn durch solche Mißverständnisse Mißtrauen geweckt wurde, so konnten dadurch seine Bestrebungen für immer unmöglich gemacht werden. Mit dem ganzen praktischen Verstand eines Amerikaners berechnete er daher alle auf's Allgemeine einwirkende Resultate, die sich aus seinen Maßregeln entwickeln ließen, er kam dabei auf die Ueberzeugung, daß sie in vollkommener Uebereinstimmung mit der bestehenden Ordnung bleiben, daß die Resultate sogar beweisen würden, daß die Gemeinde den treuesten und kräftigsten Bundesgenossen der Familie und der Monarchie ausmache.

Dabei übersah er allerdings nicht alle von den Privatinteressen und von politischem Fanatismus aufgebotenen Bemühungen in unsern Tagen, um die Massen zu exaltiren und sie in freiem Flug über die Räume der historischen Logik hinwegzuheben, in der Absicht, sich blindlings einem socialistischen Eldorado hinzugeben, wo schöne ikarische Träume unser altes Vaterland in ein modernisirtes Sparta in seiner Kindheit verwandeln würden, im Gegentheil schaute er all diesen grandiosen Phantasien dreist ins Auge und glaubte, daß Handlungen, welche ehrlich auf die Wohlfahrt des Menschengeschlechtes

ausgingen, der Schwärmerei entgegengestellt werden müßten, und daß festbegründete, in concreten Formen angelegte Unternehmungen am besten all diese Dunstarmeen vernichten würden, welche die von Menschenliebe glühende, aber der Erfahrung und geprüften Einsicht mangelnde Jugendphantasie in glücklichen Augenblicken der Begeisterung aussendet, um die Welt zu erobern.

Er begriff sehr gut, daß ein Volk in seinen Vertrauensmännern nur allmählig die wahre Stellung einer Staatsgesellschaft und ihre mit der momentanen Cultur und den zeitgemäßen Interessen des Volkes wirklich übereinstimmenden Bedürfnisse und Forderungen auffassen kann. Aber just deßhalb, und weil er selbst nach der herrlichen Stellung eines Volksmannes strebte, wollte er sich dazu würdig machen, nicht indem er nach Umständen zwischen ungleichen Principien schwankte, nicht durch Vorspiegelungen überschwenglich schöner Lichtbilder, die ihm zwar für den Augenblick Bewunderung zuziehen könnten, nichts desto weniger aber auf die Dauer, wenn die Nebel zu verschwinden anfingen, blos seinen Unverstand beweisen würden; nicht dadurch, daß er die Leidenschaften des Volkes aufregte, an die man für große Nationalfälle nicht genug appelliren kann, die aber, wenn vereinzelter Egoismus sie in Anspruch nimmt, nur zum Fluch der Welt ausschlagen; er wollte dagegen für die sittliche und bürgerliche, vom festen Standpunkt der Gegenwart ausgehende Entwicklung des Volkes kämpfen, weil er da wußte, daß er vom eigenen Standpunkt des Volkes ausging, von demjenigen, mit dem es sich seit Jahrhunderten vertraut gemacht hat; er wollte mit einer allgemein bekannten und anerkannten Wirklichkeit anfangen, um das Volk, das selbst begriff, wohin es ging, zu einer neuen und verbesserten Wirklichkeit mit sich zu führen; er wollte seine Wirksamkeit auf dieselbe Art begrenzen, wie jede Wahrheit begrenzt ist, nicht blos durch Offenbarungen, sondern auch durch das Auffassungsver-

mögen des menschlichen Verstandes; er wollte das Volk mit dem kleinen Staat und seiner wahren Wichtigkeit und Bedeutung bekannt machen, um es allmählig von da aus zu einer richtigen Erkenntniß des großen Staates zu leiten; er wollte die Menschen durch Communalverfassungen lehren, was sie für einander wären, damit sie begreifen möchten, was auch die Gemeinden gegenseitig und in ihrer Stellung zum ganzen Vaterland bedeuteten; er wollte, um es kurz zu sagen, nicht die Monarchie durch die Gemeinde untergraben, sondern im Gegentheil beweisen, daß die europäische Königsgewalt, sofern sie sich noch in nationeller Richtung entwickeln will, einzig und allein auf dieser breiten Basis ruhen muß, während zugleich die Familie just in derselben den fruchtbarsten Boden besitzt, um in Religiosität und Liebe aufzublühen.

Der alte Brauner ging wie ein Segen Gottes in der neuen Schöpfung umher, die auf allen Seiten um ihn her aufwuchs.

Wie oft hatte er jetzt nicht Gelegenheit, einen in der Schule der Widerwärtigkeiten geprüften, im Schmelztiegel der Bekümmernisse und Leiden geläuterten menschenfreundlichen Charakter zu entwickeln!

Ueberall wohin er kam, blühte Ruhe und Frieden in seinen Fußstapfen, und die Ergebenheit einer zahllosen Menschenmenge flocht den Ehrenkranz um sein weißgelocktes Haupt. Mit offenem Ernst erwarb er sich die Achtung und das Vertrauen der Männer, mit Freundschaft und Aufrichtigkeit gewann er die Mütter, mit Güte die Jugend, mit Milde und Liebe die Kinder. Es fügte sich wie von selbst, daß Brauner, ohne daß übrigens deß-

halb eine besondere Uebereinkunft getroffen wurde, als der natürliche Wahrer und Beschützer der moralischen und sittlichen Entwicklung des Familienlebens auf dem Gute galt. Ueberall begrüßte man ihn als einen Patriarchen, der an die schönsten Zeiten des Patriarchalismus erinnerte.

Roman dagegen, welcher kräftig, mannhaft, rastlos, mit praktischer Welt- und Lebenskenntniß ausgestattet, stets entschlossen und gewöhnt war, das Volk von der rechten Seite zu nehmen, wurde bald ein unentbehrlicher Leiter in allen Communalfragen, bei deren Behandlung er auch ein Organisationstalent entwickelte, das nicht blos von einer Klugheit und Umsicht zeugte, die seinem Herzen und Verstand zur größten Ehre gereichte, sondern es auch möglich machte, die Pläne, die im Werke waren, sehr rasch und ohne alle größere Störungen durchzuführen.

Pauls für alles Gute offener und frischer Charakter, mit einem Herzen, das sich sehnte, moralisches und materielles Gedeihen um sich herum zu sehen, mit einem Gemüth, das in der Arbeit das herrlichste Kapital der Welt und im Kapital blos die Resultate der Arbeit, die eingeerndtete Winterfrucht derselben erblickte; mit einer Seele, die für nationale und patriotische Eindrücke empfänglich, für Recht und Wahrheit offen, für alle Inspirationen, welche auf das Wohl des Menschengeschlechtes abzielen, zugänglich war, zeigte sich hier in der That selbst als ein monarchisch leitendes Princip, beständig die Bahn zum Fortschritt erweiternd, unaufhörlich neue, der Erreichung würdige Ziele entwickelnd, stets alle Theile in seiner Hand zusammenhaltend, neue Pläne, je nach dem sie mit dem System im Ganzen übereinstimmten, gutheißend oder verwerfend.

Zur selben Zeit, wo alle soeben dargestellten bürgerlichen Interessen bearbeitet und mit ernster Energie ins Werk gesetzt wurden, gingen in gewisser Beziehung auch die Ereignisse vor sich, welche den Gegenstand dieser Erzählung gebildet haben.

Was den Auftrag betraf, den Paul von seinem in Amerika verstorbenen Pflegevater erhalten und an dessen Ausführung Roman so lebhaft Theil genommen hatte, so blieb immer noch zu ermitteln übrig, wer Baron Landers Mörder gewesen war. Paul zeigte sich auch jetzt noch ebenso eifrig dafür, wie früher, obschon der Schmerz über die kalte, ja sogar verächtliche Art, wie Jaquette ihn zurückstieß, auch einen nicht unwesentlichen Platz in seinen Gedanken einnahm.

Mehr als einmal sprach er in diesen Angelegenheiten mit Roman und auch mit dem alten Brauner, der nicht mehr als eine untergeordnete Person betrachtet wurde, sondern als ein bewährter Freund, dem man seine Bekümmernisse anvertrauen zu dürfen für ein Glück hielt, weil er immer einen beruhigenden Trost, immer einen von mannigfaltiger Erfahrung zeugenden Rath, immer eine aufmunternde Hoffnung zu spenden wußte.

Alle diese Gespräche führten indeß keine Resultate herbei, obschon Paul nichts desto weniger bemerkte, daß Roman sich jetzt sowohl über das eine, als über das andere mit weit größerer Zuversicht äußerte.

„Ich bin überzeugt," so schloß er gewöhnlich seine Raisonnements, „daß wir, wenn wir uns nur die nöthige Zeit zum Warten nehmen, all unsre Wünsche erfüllt sehen werden. Wenn Landers Mörder noch lebt, und das setze ich mit Bestimmtheit voraus, so wird sicherlich sein Gewissen einmal erwachen, und in demselben Augenblick wird auch das Geheimniß entdeckt werden. Was dagegen Fräulein Jaquette betrifft, so vermag ich zwar ihr Benehmen nicht zu erklären, aber ich wette hundert gegen eins, daß ein Mißverständniß die Ursache ist, und daß die Macht

des Weiberherzens früher oder später auch hier ihr Recht zur Geltung bringen wird. Ich glaube, daß eine große Macht gerecht leitend, zuweilen strafend, zuweilen beglückend, zuletzt aber immer versöhnend durch das Leben geht . . ."

„Und diese Macht ist die Vorsehung,' fügte Brauner gewöhnlich hinzu.

Inzwischen verstrich die Zeit und Pauls Ungeduld ließ sich nicht immer durch solche Sätze beherrschen.

„Warte bis zum nächsten Posttag," pflegte dann Roman ihn zu bitten, „nur bis zum nächsten Posttag."

„Ich begreife Dich nicht. Von wem erwartest Du denn Briefe? Und welche Hoffnung haben wir wohl, irgend einer Aufklärung über das, was uns interessirt, entgegenzusehen? Seit wir auf's Land gezogen sind, denkt kein Mensch in der Hauptstadt mehr an uns."

Roman beantwortete diese Bemerkungen nicht.

„Warte, bis die Post kommt," wiederholte er bloß, „warte nur."

Paul wartete, ohne zu wissen, auf was er wartete. Die Post kam, brachte aber nichts von dem, was Paul ersehnte.

Roman forderte ihn in solchen Augenblicken auf, sich bis zum nächstfolgenden zu gedulden.

So kam ein Posttag um den andern, ohne daß sich in ihrer Lage Etwas veränderte.

Ehe Paul sich nach Grossmestad begab, hatte Rasch ihm erzählt, daß er sich zu verheirathen gedenke, und als Grund dafür gab er an, daß er der Frauenzimmer, sowie all der Verlockungen und Verführungen, denen er von

ihrer Seite stets ausgesetzt gewesen, endlich müde sei. Indem er sich nach seiner gewöhnlichen Art einer Menge von Seemannsausdrücken bediente, pries er sein Glück, die Liebe des schönsten, edelsten und prächtigsten Mädchens von ganz Stockholm, wo nicht von der ganzen Welt gewonnen zu haben. Ein unwillkürliches Lächeln spielte indeß auf Pauls Lippen, als er, nachdem Rasch seiner Bewunderung für die Braut die Zügel frei hatte schießen lassen, erfuhr, daß es sich um die Königin der wilden Jagd handelte.

„Anna,“ fiel Paul ein, „ach, ich kenne sie.“

„Sie hat mir das erzählt und ich wollte, daß sie mit mir hieher kommen sollte, aber sie ist schüchtern und wollte nicht.“

„Sie hat auch ganz Recht,“ versetzte Paul, „denn die Frauenzimmer sollen nicht bei den Herrn Besuche machen, sondern umgekehrt. Wenn Du nichts dagegen hast, Rasch, so werde ich sogleich Deiner Braut eine Visite abstatten.“

„Sie sollten das wollen? Ach, Paul, Sie sind doch immer derselbe, immer das Herz in der Brust. Sagen Sie mir aufrichtig, glauben Sie, daß ich einen dummen Streich mache, wenn ich mich verheirathe?“

„Ganz und gar nicht. Anna ist ein gutes Mädchen, und, um aufrichtig zu sein, es herrscht auch zwischen euern Gemüthsarten und Lebensgewohnheiten einige Wahlverwandtschaft vor.“

„Das ist es gerade, was ich auch denke. Wir besitzen beide einige Welterfahrung, und diese kann uns jetzt, wo wir uns zusammendrehen lassen, zu Statten kommen.“

„Wenn Du einmal verheirathet bist, so nimmst Du wohl Deine Frau mit zur See?“

„Beim Teufel, das versteht sich von selbst. Der Großhändler Kellner hat mir jetzt den Delphin anvertraut, und ich habe Ordre erhalten, auf Ende Mai oder

die ersten Tage des Juni Alles klar zu halten. Anna sehnt sich noch mehr von hier fort als ich. O sie ist ein kluges Mädchen, Paul, und ich habe noch nie eine mit so viel Verstand gesehen. Sie werden sehen, daß sie unter den Chinesen und Japanesen, unter den Kalmucken und Hottentotten Furore machen wird. Sind Sie nicht derselben Ansicht, Paul?"

„Wann willst Du heirathen?"

„Je eher, je lieber. Ich und Anna, wir haben beide keine Ruhe, bis das Geschäft überstanden ist. Am Sonntag liefen wir zum dritten Mal von der Kanzel herab vom Stapel, und dann gedenken wir rasch voran zu machen. Hat man den Teufel an Bord genommen, so soll man ihn ans Land ziehen und zwar schnell.

Man sah indeß wohl, daß Rasch etwas auf dem Herzen hatte, womit er nicht recht herausrücken zu wollen schien.

Inzwischen gingen beide zu Anna. Sie empfing Paul mit verlegenem Erröthen, nichts desto weniger aber auch mit sichtlichem Vergnügen.

Ungeachtet Anna bis jetzt nicht das sittsamste Leben geführt hatte, fand sich doch noch etwas Unschuldsvolles an ihr.

Als Paul ihr freundlich die Hand drückte, schimmerte eine zurückgehaltene Thräne der Dankbarkeit in der Vertiefung ihres Auges.

„Nun, Anna," sagte Paul zu ihr, „ich hoffe, daß Sie Rasch glücklich machen werden; er ist leichtsinnig von Natur, aber wenn Sie seine wahre Liebe wecken, so wird er sich schon bessern."

Anna legte mit rührender Zärtlichkeit die Hand auf ihre Brust.

„Herr Paul," antwortete sie, „Rasch hat mich aus meinem Elend gerettet: ich werde deshalb mein ganzes Leben ihm weihen und Alles thun, um ihn glücklich zu machen."

„Millionen Teufel,“ rief Rasch, „ihr macht mich ja ganz melancholisch. Es ist ja, wie ich immer sage. Anna ist Goldes werth, sie ist ein Nonplusultra=Mädchen, eine helle Schiffslaterne, ganz nach meinem Humor geschaffen . . . zum Henker, sie auf der Straße zu treffen, wie ich that, das kann man wohl Glück nennen. Aber sehen Sie, Paul, das ist es doch nicht, was ich jetzt sagen wollte, sondern . . .“

Rasch pflegte nicht verlegen zu sein, aber dennoch stockte er hier in seiner Rede, während er einen Blick mit Anna wechselte.

Paul begriff sehr gut, daß beiden etwas auf dem Herzen lag, und er wünschte ihnen aus der Verlegenheit helfen zu können.

„Sage offen, Rasch, was Dich bekümmert. Du weißt, daß ich Dein Freund bin.“

„Ja, es muß heraus,“ versetzte Rasch, indem er wieder eine offene Seemannsmiene annahm. „Ich kann nicht länger hinterm Berge halten. Also klar, vorn und hinten. Wollen Sie uns die Ehre erweisen, Paul, und auf unsere Hochzeit kommen? Anna hat mir gesagt, daß Sie der einzige Mann aus ihrer Bekanntschaft seien, den sie zum Zeugen zu haben wünsche. Sehen Sie, Paul, es ist auch für das arme Mädchen nicht so leicht, Jemand zu bekommen, der bei dieser Gelegenheit Vaterstelle an ihr versieht. Aber damit nimmt man es nicht so genau, wenn nur Sie dabei sind. Versprechen Sie mir das, Paul?“

Paul drückte Rasch und Anna die Hand.

„Ich verspreche es,“ antwortete er, „aber unter einer Bedingung, die ich jedenfalls zu stellen gedachte.“

„Lassen Sie hören.“

„Unter der Bedingung, daß ich die Hochzeit veranstalten darf.“

„Immerhin,“ antwortete Rasch, „aber es darf nicht

gar zu fein werden, Paul. Anna will in aller Einfach-heit meine Frau werden."

„Wenn Du die Stadt auf ein paar Tage verlassen kannst," versetzte Paul, „so würde es mich am meisten freuen, eure Hochzeit in Grossmestad auf dem Lande zu feiern. Was sagst Du dazu?"

„Zum Teufel, ja, auf dem Lande. Das wäre herrlich. Wenn ich in aller ländlichen Unschuld Dein Mann würde, Anna, wie würde Dir das gefallen?"

Anna war mit dem Vorschlag zufrieden und man beschloß sobald als möglich einen Tag zu bestimmen.

Der Gedanke an diese Hochzeit machte Paul Freude. Er glaubte in Anna's und Rasch's Charakter geblickt zu haben, und war überzeugt, daß sie, wenn sie beide einander aufrichtig ihre Verirrungen eingeständen, sich am allerleichtesten gegenseitig bessern und zugleich wirklich einander glücklich machen würden.

Aber Paul hatte auch noch einen andern Wunsch, den er jetzt auszuführen beschloß.

Der Hochzeitstag kam.

Seine Untergebenen hatten einen Rasttag erhalten, nebst der Einladung in das Herrenhaus, um sich da lustig zu machen.

Von allen Seiten langten also die Bauern und die neuen Kolonisten festlich gekleidet an.

Am Vormittag ließ Paul Heinrich zu sich berufen, der die oberste Leitung der Bau- und Tischlerarbeiten für das Gut übernommen hatte.

Heinrich hatte noch immer dieselben strengen Grundsätze. Das Vertrauen auf eine höhere Vorsehung und

eine ehrliche Arbeit machte ihn zum Typus eines Mannes, der aus der arbeitenden Klasse hervorgegangen war. Eben so beharrlich in seinem Glauben, wie in seiner Arbeit, schonte er weder sich selbst, noch Andere, aber er war auch überzeugt, daß man sich auf diese Weise die Achtung Anderer und zu gleicher Zeit Segen für seine Unternehmungen verschaffe.

„Du bist düster, mein lieber Heinrich," redete Paul ihn an, als er eintrat; „es fehlt Dir etwas . . . vertraue Dich mir an . . . Du weißt, daß ich Dein aufrichtigster Freund bin."

Heinrich war in der letzten Zeit immer verschlossener und rückhaltsamer geworden.

Er arbeitete rastlos und mit einem Eifer, als gälte es sein Leben, aber ohne eine Freude in seinem Gesicht, ohne eine Befriedigung in seinem Blick, ohne ein freundliches Wort auf seinen Lippen.

„Du schweigst. Warum bist Du doch so zurückhaltend? Eröffne mir Deine Bekümmernisse. Was fehlt Dir?"

„Nichts, Herr Paul, nichts."

„Du willst Dein Inneres vor mir verbergen, Heinrich, ich muß wohl selbst den Schleier lüften, um Dir ein Bekenntniß abzulocken."

Heinrich blieb still und zurückgezogen.

„Du liebst, Heinrich."

Auf einmal rauschte das Blut in sein Gesicht.

„Dein Herz ist aufrichtiger, als Dein Mund, Heinrich, es verräth Dich."

„Nun, ja, Herr Paul," antwortete er endlich, „ich liebe, ich läugne es nicht."

Heinrich's Stimme zitterte, während er sprach.

„Und Fanny liebt Dich ja auch."

„Ach, nein, Herr."

„Hat sie Dir einen Korb gegeben?"

„Das nicht gerade, aber ich habe es gesehen."

„Du hast es gesehen; an was denn?“
„Sie lacht mich immer aus.“
„Fanny ist ein schalkhaftes, fröhliches und ausgelassenes Mädchen.“
„Ich habe ihr meine Liebe erklärt, und sie hat mich bloß ausgelacht.“
„Für sie ist die ganze Welt noch rosenfarbig.“
„Ich habe sie beschworen, mich nicht durch ihre Härte zu tödten, aber sie hat dennoch bloß gelacht.“
„Sage ihr, daß Du nur ihretwegen lebest . . . dann wird sie schon mit ihrem Lachen aufhören.“
„Ich habe auf den Knieen vor ihr gelegen, aber sie hat mich lachend von sich gestoßen.“
„Beuge kein Knie vor ihr, sondern verlange ihre Hand als ein Mann mit hochgehaltenem Kopf, und sie wird Dir in die Arme fallen.“
„O, Sie kennen sie nicht, Herr Paul, sie ist eigensinnig, starrköpfig, launisch, sie liebt mich nicht.“
„Was gedenkst Du zu thun, Heinrich?“
„Ich werde arbeiten, Herr, arbeiten.“
„Aber für die Zukrnft?“
„Arbeiten.“
„Aber für Dein Glück?“
„Arbeiten.“
„Du verstehst mich nicht; was willst Du für die Ruhe Deines Herzens thun?“
Arbeiten.“

Der für jedes liebende Herz so wohl thuende Ton einer einnehmenden, lieblichen Frauenstimme schlug eben jetzt an ihre Ohren.

Der Frühling unsrem Herzen schenket
Die Träume holder Seligkeit;
Was ist das Leben, wenn zuletzt man denket,
Man habe schlecht benützt die Zeit!

Der Gesang kam aus dem Zimmer vor demjenigen, wo Heinrich und Paul sich aufhielten. Es lag in dem

Ausdruck der klangvollen Stimme etwas so Hinreißendes, daß es unmittelbar zum Herzen drang.

In Blumen aus schlägt jeder Stengel,
  In Liebe aus schlägt jedes Herz,
So lang die Liebe wie ein Engel
  Im Herzen wohnt, blüht unser Herz.

Heinrich lauschte; er war ganz Aufmerksamkeit, ganz Ohr.

Ungeachtet man den Abstand zwischen der Erde und der Sonne berechnen kann, so kann man doch nicht erforschen, worin ihr Licht besteht. Man weiß bloß, daß ihre Wärme und Strahlen die Schönheit und Pracht der Natur entwickeln.

Ebenso verhält es sich mit derjenigen, die man liebt: man kann nicht erklären, worin ihr Liebreiz besteht, aber man fühlt ganz deutlich, wie unwiderstehlich er wonnige Gefühle in uns hervorzaubert.

Heinrich empfand es auch.

Genieß den Frühling, wie ein Traum er schwindet,
  Und Alles welket um und um,
Ist deines Herzens Lenz geendet,
  Stirbt deiner Seele schönste Blum'.

Paul hatte inzwischen weniger auf den Gesang geachtet, als auf Heinrich.

Der hohe Purpur, der einen Augenblick Heinrich's Wangen gefärbt hatte; verschwand allmählig und machte einer Todtenblässe Platz. Seine Wimpern schlossen sich, er überließ sich den unruhigen Träumen seines Herzens.

Paul ergriff seine Hand und schob die Thüre des Zimmers, aus welchem der Gesang kam, auf.

Fanny, die an einem Fenster saß, sprang bei ihrem Anblick verlegen auf.

Sie schien beinah erzürnt und herausfordernd, als sie so dastand.

„Ach, Herr Paul," sagte sie, „Sie haben mich ge-

täuscht. Das ist nicht schön. Sie baten mich Etwas zu singen, was für Ihre Melancholie paßte, und nun . . . und nun . . ."

„Und nun hast Du für Heinrich gesungen, Fanny, das ist allerdings ganz entsetzlich."

„Sie haben mich in einer Schlinge gefangen, Herr Paul."

„Willst Du damit sagen, daß Du ein Vogel seiest?"

„Warum nicht? Ein Vogel, der, wenn er auch jetzt gefangen ist, gleichwohl Flügel besitzt, um wieder weiter fliegen zu können.

Paul hörte ihre Antwort nicht; er hatte Beide bereits verlassen.

Heinrich war ein leidenschaftlicher junger Mann, warm und hitzig. Er verstand sich sehr gut auf sein eigenes Herz, aber nicht im Geringsten auf Frauenzimmer und ihre kleinen Eigenheiten.

Während Fanny sogleich einsah, warum Paul so gehandelt hatte, begriff Heinrich nicht das Mindeste davon.

Es dürfte uns nicht zustehen zu entscheiden, ob Fanny seine Handlungsweise bloß aus weiblicher Koketterie mißbilligte; aber was wir mit Gewißheit versichern können, ist, daß Heinrich von ganzer Seele und aufrichtig darüber mißvergnügt war.

In Folge des Ernstes in seinem Charakter hielt er es für ausgemacht, daß Fanny wirklich unzufrieden sei, zumal da sie sehr große Veranlassung dazu zu haben glaubte.

„Wenn Sie es wünschen, so will ich mich sogleich entfernen," sagte er. „Ich bin vollkommen unschuldig an dem Verdruß, den meine Gegenwart bei Ihnen hervorgerufen hat, denn ich kann durchaus nichts dafür, sondern Paul hat mich hierher geführt, ehe ich Zeit hatte, mich zu besinnen. Ich sehe, daß Sie sehr böse auf mich sind."

Fanny betrachtete ihn eine Weile schweigend.

„Es ist schön Wetter heute," bemerkte sie dann gleichgültig.

„Ja, recht schön; für mich könnte es indeß noch schöner sein."

„Ist der Himmel etwa nicht klar?"

„Für Sie, Fanny, ja! aber für mich? Befehlen Sie, daß ich meines Wegs gehen soll?"

„Leuchtet nicht die Sonne?"

„Die meinige nicht, Fanny. Aber ich belästige Sie bloß mit meiner Gegenwart."

„Hören Sie nicht, wie die Vögel singen?"

„Ich hörte so eben, wie ein Vogel sang; aber er sang nicht für mich. Leben Sie wohl, Fanny."

„Ich glaube wahrhaftig," dachte Fanny, „er ist vor lauter Liebe ein bischen einfältig geworden."

Fanny näherte sich ihm.

„Weißst Du, Heinrich, was mir jetzt eben einfällt?"

„Nein."

„Daß Du mir gesagt hast, Du habest mich sehr lieb. Du hast es ja doch gesagt?"

„Allerdings, Fanny, und Gott weiß, daß ich bloß Deinetwegen nicht einen einzigen ruhigen Augenblick habe."

„Was habe ich Dir damals geantwortet?"

„Du hast mich bloß ausgelacht."

„Habe ich gar nichts gesagt, sondern bloß gelacht?"

„Du hast allerdings viel geschwatzt, aber es war dennoch nichts Bestimmtes, nichts, auf was man sich verlassen konnte, es war weder ein Ja, noch ein Nein, und man konnte es nehmen, wie man wollte."

„Deine Bemerkungen sind vollkommen richtig. Dieß alles kommt daher, weil ich trotz Deiner Versicherungen, daß Du mich liebest, gleichwohl ganz deutlich sehe, daß Du es nicht thust."

„Mein Gott, was sagst Du? sollte ich Dich nicht lieben?"

„Ferner kommt es daher, daß, wenn ein Man

Narrheiten schwatzt, ein Mädchen ihn auch mit derselben Münze bezahlen muß.“

„Jedes Wort, das Du sagst, Fanny, ist ein Nagel in meinen Sarg.“

Und endlich kommt mein Benehmen gegen Dich daher, daß ich . . . versteh' mich recht wohl . . . daß ich Dich nicht liebe, nicht im Geringsten, nicht so viel . . .“

„Ich habe es wohl empfunden.“

„Und wie sollte ich Dich auch lieben können? Warst Du nicht einmal im Begriff, mich zu ertränken, damals als Paul uns rettete?“

„Du bist entsetzlich. Konnte denn ich dafür?“

„Wenn Du mich wirklich geliebt hättest, so würdest Du aufgeschaut haben, und dann hätte das Schiff uns nicht überfahren. O nein, Deine Absicht war offenbar mich umzubringen, und das kann ich doch wahrhaftig nicht Liebe nennen.“

„Schauderhaft.“

„Gingst Du nicht seitdem unaufhörlich an meinen Fenstern vorüber? Ist das vielleicht auch ein Beweis von Liebe, daß man ein Mädchen genirt?“

„Fanny, Fanny!“

„Benutztest Du nicht die Gelegenheit, wo wir so unerwartet bei dem General zusammentrafen, um mir eine Liebeserklärung beinah abzuzwingen? Ließest Du mich los, bevor ich diese Erklärung gegeben hatte?“

„Du tödtest mich, Fanny.“

„Sagst Du mir nicht unaufhörlich, ich tödte Dich, wie wenn ich Dein schlimmster Feind auf Erden wäre, und ich weiß doch, daß ich Dir nie das mindeste Leid gethan habe.“

„Ich will es nie mehr sagen, nie . . . nie . . .“

„Bist Du nicht in dieses Zimmer eingedrungen, ungeachtet Du weißt, daß ich, wie Du Dich kaum erst so artig ausdrücktest, kein einziges Wort sagen kann, das nicht ein Nagel in Deinen Sarg wäre, als ob ich Dir

wirklich das Leben nehmen wollte? Beweist dieß nicht eine ganz unerhörte Feindseligkeit von Deiner Seite? Hier herein zu dringen . . . ach, mein Gott . . . ich bin überzeugt, jedes Mädchen müßte sich beleidigt fühlen . . . empört . . . rasend . . . ergrimmt . . ."

„Aber Du vergissest, daß Paul . . ."

„Immer Paul und nichts als Paul! Es ist ja doch so wie ich sage. Wenn Du mich liebtest, so müßte Dich Paul nicht immer in den Rücken stoßen. Aber weil wir grade von Paul sprechen, ich weiß jetzt schon, was ich thun muß, denn diese Verfolgungen sowohl von Deiner, als seiner Seite müssen wahrlich einmal ein Ende nehmen; ich habe große Lust, mich an euch zu rächen, und zwar auf eine Art, die keinen von euch aufmuntern wird, ferner noch gegen meinen Willen zu handeln."

„Du bist grausam, Fanny, sehr grausam."

„Bei weitem nicht so grausam, als ich sein sollte."

„Du willst Dich an Paul rächen?"

„Und auch an Dir."

„An mir kannst Du Dich immerhin rächen, aber nur nicht an ihm."

„Dein Wille soll geschehen. Du siehst doch, daß ich zornig bin, Heinrich?"

„Ach, ja."

„Falle hier auf die Kniee vor mir."

Fanny hatte auf einem Sopha Platz genommen, und Heinrich, welcher zugeben mußte, daß er sich schrecklich gegen Sie vergangen habe, glaubte sich verpflichtet, ihren Befehlen nachzukommen. Wir lassen es übrigens dahingestellt sein, ob er es nicht sehr gerne that.

„Ich kann Dir gar nicht sagen, wie zornig ich über Paul bin. Nimm meine Hand, Heinrich."

„Sei nicht unzufrieden; ich bin überzeugt, daß er in guter Absicht handelte."

„Das glaube ich nicht und ich werde mich an ihm rächen. Küsse meine Hand, Heinrich."

„Gute Fanny!“

„Das gefällt mir nicht, daß Du mich gut nennst; am allerwenigsten jetzt, wo ich es nicht bin, sondern Dir bloß deßwegen eine Freiheit gestatte, um Paul zu beweisen, daß ich selbstständig handeln kann. Lehne Deinen Kopf an mein Knie, Heinrich. Glaube nicht, daß ich Paul mit mir scherzen lasse, wie es ihm einfällt. Ich möchte nur wünschen, er wäre hier, dann wollte ich sehen, wie beschämt er sein müßte. Glaubst Du nicht, daß er es sein müßte? Wende Deinen Kopf so, Heinrich, daß Du aufschauen, daß Du mir in die Augen blicken kannst. So ist's recht. Paul glaubt vielleicht, ich könne gar nicht beleidigt werden, ich könne mich nicht rächen, ich könne nicht alle ungebührlichen Einfälle zurückweisen. Wenn ich wüßte, daß Paul dastände und uns hörte, so weiß ich schon, was ich thun würde.

„Was würdest Du thun? Du bist so aufgeregt, daß ich Dich beinahe fürchte.“

„Lache ich vielleicht in diesem Augenblick auch?“

„Du bist jetzt weit schlimmer als wenn Du lachst. Aber was würdest Du thun, wenn Paul uns hörte?“

„Meine Rache ist grenzenlos, Heinrich. Jeder der mich beleidigt, muß sich vor mir in Acht nehmen. Ich könnte in diesem Augenblick sogar . . .“

„Was könntest Du?“

„Aus lauter Aerger . . .“

„Nun was?“

„Einen Kuß auf Deine Stirne drücken.“

Heinrich sprang von seinem Platze auf. Sein Gesicht war auf einmal bestrahlt von einem Widerschein der Seligkeit, die dieser Augenblick ihm schenkte.

„Man küßt denjenigen nicht, den man haßt,“ sagte er; „Fanny, Du bist ein böses Mädchen . . . und ich einfältig. Jetzt verstehe ich Dich.“

Fanny bewegte sich nicht vom Platz.

„Du hast bisher immer geklagt, daß ich Dich ausgelacht habe ... jetzt hast Du mich ernsthaft gesehen ... willst Du vielleicht, daß ich wieder anfangen soll, Dich auszulachen?“

Aber alle Nebel hatten sich jetzt vor Heinrichs Augen zerstreut.

„Es ist ja doch Dein Vorsatz, Dich an Paul zu rächen, ihm zu beweisen, daß Du selbstständig bist?“

„Ja gewiß.“

„Willst Du einen treuen Bundesgenossen dabei haben?“

„Warum nicht?“

„Ich will es werden, Fanny, und um uns recht rächen zu können, weißt Du wohl, was wir da thun müssen?“

„Nein.“

„Ich schlage den Arm um Deinen Leib und dann...“

„Und dann?“

„Stehle ich einen Kuß von Deinen Lippen und dann . . .“

„Und dann?“

„Stehle ich noch einen, und hernach . . .“

„Und hernach?“

Wir verlassen sie hier, während sie so miteinander plaudern.

Während das so eben mitgetheilte Gespräch oben im Hauptgebäude vor sich ging, fand in einem der Flügelgebäude ein anderes statt.

Paul hatte einige besondere Pensionäre, unter welchen wir Heinrichs Mutter, Madame Jonson, und die

Mutter der schwarzen Charlotte, die alte Martha, nennen wollen.

Frau Johnson war in das Flügelgebäude einquartirt worden.

Von dem Verlangen verlockt, die Königin der wilden Jagd mit eigenen Augen als Braut zu sehen, hatte die Wirthin des Caffe London sich zu einem Besuch in Großsmestad aufgemacht, wo sie mit Sicherheit auf eine gute Aufnahme bei ihrer alten Freundin Frau Johnson rechnen durfte.

Ob auch einige andere noch richtigere Ursachen sie dahin führten, ist schwer vorauszusagen. Sie erklärte gegen Frau Johnson, daß die Neugierde ihr einziges Motiv sei.

„Ich bedaure sehr," schwatzte Frau Johnson, „daß Heinrich das Haus in der Stadt verkauft hat, und hätte ich gewußt, wie es hier gehen würde, so wäre es nie geschehen."

Wir müssen erwähnen, daß die Wirthin des Caffe London, obschon sie dem Geplauder der Frau Johnson gebührende Aufmerksamkeit schenkte, gleichwohl eigene Pläne in ihrem Haupte wälzte.

Als Wirthin des genannten Caffes hatte sie auch, obschon für profane Augen so unsichtbar wie eine ägyptische Gottheit, die Fäden der meisten Intriguen, welche ihr Netz um die Hauptstadt spannen, in ihrer Hand gehalten, und man konnte sagen, daß sie selbst zu den Mysterien der Hauptstadt gehörte. Es war daher sehr wahrscheinlich, daß sie nicht blos aus Neugierde diese Reise unternommen hatte, sondern daß sie in besondern Absichten kam, welche sie noch sorgfältig verbarg.

„Wie geht es denn hier zu, liebe Freundin?" fragte sie inzwischen, „erzähle mir?"

„Ach du lieber Gott, ich habe ungeheuer viel Gründe zur Unzufriedenheit, ich kann gar nicht an alle

denken. Meinen Sohn nennt man freilich den Herrn Direktor, aber zu mir sagt man recht und schlecht nur Mutter Johnson, als ob ich nicht eben so gut wäre wie mein Sohn. Es geht mir jedesmal ein Stich durchs Herz, wenn ich das höre. Heißt das auch Vater und Mutter ehren? Und dann ist gar keine Moral hier, Niemand ist zu dem wahren Glauben erweckt als ich, alle andere sind gottlose Weltkinder. Würdest Du glauben, daß ich in meinen alten Tagen gerade so behandelt werde, wie wenn ich gar nicht da wäre? Obschon mein seliger Mann kein solcher Direktor war, so brauche ich doch darum nicht bloß die Mutter Johnson zu sein. Mußt Du das nicht zugeben? Habe ich vielleicht nicht Recht?"

Die Wirthin des Caffe London hatte sich an eines der Fenster gesetzt und richtete unaufhörlich ihre Aufmerksamkeit auswärts.

Jack, der viel zu besorgen hatte, kam zuweilen über den Hof gegangen.

Während Mutter Johnson plauderte, folgte die Wirthin mit gierigen Blicken dem guten Jack, so oft er sich sehen ließ.

Als er sich zum erstenmal zeigte, gerieth sie in sichtliche Verwunderung; je mehr sie ihn betrachtete, um so mehr staunte sie.

Augenscheinlich war es ein alter Bekannter, den sie hier nicht zu sehen erwartet hatte, und den sie gleichwohl jetzt entdeckt zu haben glaubte.

Wäre Mutter Johnson nicht blos von ihrem eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, so würde sie sicherlich das eigenthümliche Interesse bemerkt haben, das bei ihrem Gaste immer mehr hervortrat.

Aber Mutter Johnson ließ ihrem Aerger freien Lauf und achtete auf nichts, bis ihre Freundin nicht länger an sich zu halten vermochte und sie am Arm ergriff.

„Kennst Du den Mann dort?" fragte sie.

„Wen meinst Du? diesen da? Das ist Herr Pauls Kammerdiener und Vertrauter.“

„Wie heißt er?“

„Jack.“

Die Augen der Wirthin funkelten.

„Er ist's,“ rief sie, „er . . .“

Aber plötzlich unterbrach sie sich: sie schien nicht zu wissen, was sie that.

„Er . . . was für ein Er? . . . kennst Du Jack? Das ist ein großer Faullenzer, sage ich Dir. Ich bin überzeugt, daß er blos um Klatschereien willen immer da herum läuft . . . er ist blos ein Tellerlecker . . . sonst gar nichts . . . ein fauler Hund, ein Tagdieb, wie alle Bedienten.“

Die Wirthin vom Caffe hörte, antwortete aber nichts.

Die Entdeckung von Jacks Anwesenheit an Ort und Stelle schien all die Pläne, mit denen sie sich vorhergetragen hatte, über den Haufen geworfen oder ihr vielleicht Veranlassung zu neuen und möglicher Weise noch umfassendern Plänen gegeben zu haben.

„Herr Paul ist ja sehr reich?“ bemerkte sie endlich.

„Grundreich. Er kann sich auf lauter Dukaten wälzen, wenn er will, und gleichwohl gibt er keinem Menschen einen Schilling, ohne daß man ihn verdient.“

„Und Jack ist gut bei ihm angeschrieben?“

„Ganz unbarmherzig. Ich glaube, daß er ihn um keinen Preis in der Welt von sich ließe. Faule Hunde haben doch immer Glück.“

„Ich glaube, Dir ist die ganze Geschichte da recht sehr entleidet.“

„Wie kann es auch anders sein? Mich nennt man Mutter Johnson und meinen Sohn Herr Direktor. Das heißt Feuer und Schwefel zwischen uns werfen. Es ist eine Sünde und eine Schande. Was für Gedanken muß

wohl ein Sohn auf solche Art von seiner Mutter bekommen?"

„Und Du möchtest gerne wieder fortziehen?"

„Ja gewiß; aber wohin soll ich denn gehen, da Heinrich das Haus verkauft hat?"

„Wir wollen die Sache überlegen; willst Du mir einen Dienst erweisen?"

„Recht gern, wenn ich kann."

„Es handelt sich blos darum, daß Du es so einrichtest, daß ich zu Herrn Paul hineinkomme, nicht sogleich, aber doch später."

„Das ist keine Kunst. Er sperrt sich meiner Seel nicht ein, sondern man geht bei ihm aus und ein, wie wenn er ein gemeiner Käthner wäre; und er will jetzt, aber ich möchte bersten vor Aerger, wenn ich daran denke."

„Was will er denn?"

„Was weiß ich . . . um mich bekümmert man sich platterdings gar nichts . . . ich habe Dir das schon gesagt . . . aber ich glaube, was ich glaube . . . so viel ist gewiß, daß ich immer die Augen ebenso gut offen habe, wie ein anderer, trotz dem daß man mich hier für blind hält, aber ich sehe wohl, daß Eulen im Moose sind."

„Wie so?"

„Es ist ein schnippisches junges Mädchen da, in das sie Alle zusammen vernarrt sind."

„Nun?"

„Sie heißt Fanny."

„Fanny?"

„Die Pflegetochter des Jack, behauptet man, aber man begreift das wohl."

Die Wirthin vom Caffe wurde immer aufmerksamer.

„Die Pflegetochter von Jack, und sie heißt Fanny?" wiederholte sie.

„Man will sie jetzt verheirathen, das glaube ich wohl, und hat meinen Sohn zum Sündenbock ausersehen. Du begreifst doch . . ."

Die Wirthin faßte ihre Freundin Johnson von Neuem beim Arme.

„Du mußt Dich da widersetzen.“

„Das gedenke ich wohl zu thun, wenn es einmal wirklich zu meinen Ohren kommt.“

„Du sollst eine gute Stütze an mir haben, aber ich muß das Mädchen vorher sehen.“

„Ich verspreche, daß Du Gelegenheit haben sollst.“

Es war nicht leicht, die Absichten der Caffewirthin zu errathen, aber daß sie wirklich solche hatte, hörte man nur zu gut.

Die Trauung sollte im großen Saal stattfinden, und die Thüren in den Gang und Hof hinaus wurden geöffnet, so daß Jedermann, wer Lust hatte, hereintreten konnte, so lange der Raum es gestattete.

Unter einem sehr großen Zulauf von Gutsangehörigen ging die Einsegnung vor sich.

Obschon Anna blaß war, behauptete man doch, daß sie recht hübsch sei.

Rasch war außer sich vor Vergnügen, obschon er zu glauben meinte, daß er noch nie ein Verdeck betreten habe, das unter seinen Füßen so sehr auf der Seite gelegen, wie jetzt der Boden des Landes, als er auf den Brautstuhl zuging.

Sobald der Trauungsakt vorüber war, wurden den Gästen Erfrischungen aller Art verabreicht.

Paul zog sich mit den Neuvermählten und ihren nächsten Freunden in die innern Zimmer zurück, wo jetzt das Mahl begann.

Auf allen Gesichtern leuchtete Freude und Zufrieden-

heit. Man schwatzte und lachte, man scherzte und machte sich lustig. Ueberall zeigte sich Behagen und Vergnügen.

Paul war lange nicht so heiter und vergnügt gewesen, wie jetzt, aber man bemerkte sehr leicht, daß er auf etwas sinne, womit er seinen Freunden eine fröhliche Ueberraschung bereiten wollte. Um seine Freude nicht zu stören, thaten Alle, als ob sie Nichts merkten.

Ganz unerwartet bat er jedoch Roman und Brauner, das Brautpaar zu beschäftigen, während er sich auf einen Augenblick entfernte.

Roman und Brauner wechselten unbemerkt einen Blick; zwar kannte Keiner von ihnen Pauls eigentliche Absicht, aber Beide freuten sich aufrichtig über die Zufriedenheit, die so unzweideutig in seinem Gesichte zu lesen stand.

Während Paul noch fort war, trat Mutter Johnson aus den äußeren Zimmern ein. Da sie vergebens nach Paul sah, so wandte sie sich an Roman und Brauner.

„Ich möchte fragen," sagte sie, „ob die gnädigen Herrn mir erlauben wollten, eine alte Freundin und Bekannte einzuführen, die so unchristlich gern dem Brautpaar Glück wünschen möchte. Herr Paul wird wohl nichts dagegen haben, denke ich."

„Weit entfernt. Haben Sie die Güte, Ihre Freundin einzuführen, Mutter Johnson," bat Roman.

Die Alte rümpfte die Nase, als sie das Mutter Johnson hörte, das ihr so sehr mißfiel.

Mutter Johnson machte indessen sogleich von der Erlaubniß Gebrauch und führte ihre Freundin ein, die natürlich niemand anders war, als die Wirthin des Caffe London.

In demselben Augenblick öffneten sich die Flügelthüren der innern Zimmer und Paul kam wieder heraus, Fanny und Heinrich an der Hand führend.

Bei ihrem Anblick ahnten die Anwesenden sogleich, was bevorstand. Ein fröhliches Gemurmel ging durch das

Zimmer. Nie war Fanny einnehmender gewesen, als in diesem Augenblick, nie hatte Heinrich sich glücklicher gefühlt.

Beide hatten ihr Ziel erreicht; die erste nicht ohne viele kindische kleine Weiberlaunen, der letztere nicht ohne viele Unruhe und Qual; aber nichtsdestoweniger standen sie jetzt am Ziele. Inzwischen war es Fanny's Besitz nicht allein, was Heinrich so viel Freude gewährte. Anna hatte ihn geliebt, das wußte er, und manchmal flog durch seine Seele die düstere Vorstellung, daß die Nichtbeachtung ihres Gefühls von seiner Seite das Mädchen fortwährend unter Seufzern und Gewissensbissen auf der endlosen Bahn des Siechthums weiter jage; wie erhöhte es also nicht das Bewußtsein seines eigenen Glückes, daß er auch sie an der Brust eines allerdings ebenfalls leichtsinnigen, aber im Uebrigen doch redlichen Mannes gerettet sah.

Als Heinrich von der bevorstehenden Verbindung zwischen Rasch und Anna hörte, hatte er letztern aufgesucht.

„Du liebst doch Rasch?" fragte er.

„Sehr," antwortete sie, „noch mehr als Dich."

„Liebe ihn warm und innig," fügte Heinrich hinzu, „und Du wirst glücklich werden."

„Ich liebte Dich, Heinrich, aber meine Liebe war eine Qual, und ich warf mich in die Arme des Lasters; jetzt liebe ich Rasch und meine Liebe ist eine Seligkeit, welche mir die Kräfte verleihen wird, mich wieder empor zu heben."

Alle hatten von Heinrichs vieljähriger Liebe zu Fanny gewußt und bei ihrem Eintritt hörte man einen Ausruf der Zufriedenheit, weil Jedermann so gut die Seligkeit begriff, die er in diesem Augenblick genießen mußte. Mit einigen wenigen Worten unterrichtete inzwischen Paul die Anwesenden von Heinrichs und Fanny's Verlobung.

Aber die allgemeine Freude sollte bald durch einen unangenehmen Auftritt gestört werden.

„Wahrhaftig, Heinrich," begann Mutter Johnson,

indem sie vortrat; „ist es wirklich wahr, daß Du verlobt bist? Welch' ein Glück Du gemacht hast! Ich weiß nicht, wie ich meine Freude über all die Erfolge, die Du gewonnen hast, ausdrücken soll. Du bist ja ein wahres Schooßkind des Glückes. Dein Vater war ein einfacher Arbeiter, Heinrich, und einige Zeit lang warst Du auch nichts anderes, aber nichts desto weniger bist Du jetzt Direktor und verlobt, und in einigen Wochen bist Du ohne Zweifel verheirathet, und Deine Frau ist kein gewöhnliches Weib, wie Deine arme Mutter, sondern eine rechte Dame, eine Frau Direktorin. Du wirst sie wohl Frau Direktorin nennen lassen, das kann ich mir wohl denken. Ich kann mich von meiner Verwunderung nicht erholen. Direktor, ja, das will etwas heißen, und verlobt! Das eine und das andere, ohne daß Du Deiner Mutter ein einziges Wörtchen gesagt hast. Aber wie hätte Dir das auch einfallen können? sie ist ja blos ein armes Weib. Und eine solche feine Perlstickerei von einer Braut; aber die Frau Direktorin wird sich wohl nie an die Hobelbank stellen, kann ich mir wohl denken; es könnte vielleicht ein Hobelspahn ihr auf das Füßchen fallen und es zerquetschen. Gott bewahre uns vor einem solchen Unglück! Aber . . . ich meine . . . haben wir einander nicht schon früher gesehen, Mamsell?"

Während die Alte so freundlich als möglich sprach, wurde es ihr gleichwohl schwer, ihren Verdruß zu verbergen.

Die Anwesenden folgten ihren Worten nicht ohne Mißvergnügen, aber Niemand ahnte, daß sie einen noch beleidigenderen Angriff im Schilde führte, und man hielt es für's Beste, sie schwatzen zu lassen.

Die passendste Art, eine Schwätzerin zum Schweigen zu bringen, ist, daß man sie nicht unterbricht.

„Obschon Heinrich nicht die Aufmerksamkeit gehabt hat, da natürlich seine kostbare Zeit ihm es nicht gestatten konnte, mir meine künftige Schwiegertochter vorzustellen,

so kann es gleichwohl nicht fehlen, daß wir einander früher schon getroffen haben. Wie steht's, meine liebe schöne Mamsell? waren Sie nicht auch einmal angestellt in dem berühmten — die Alte legte eine Betonung auf dieses Wort — in dem in seiner Art so berühmten Caffe London?"

Der Angriff war unzweideutig. Alle kannten diesen Ort. Während das Blut in Heinrichs Gesicht rauschte, ließ er unwillkührlich Fanny's Hand los. Fanny stand einen Augenblick wie eine Sünderin blaß und zitternd da. In ihrer Ueberraschung blieben die Uebrigen alle auf ihren Plätzen sitzen und richteten ihre fragenden Blicke auf Mutter Johnson, über deren dünne Lippen ein schmunzelndes Lächeln glitt.

„Was schwatzt Ihr da für Dummheiten, Mutter?" sagte Heinrich zu ihr. „Ihr vergeßt, daß Fanny meine Braut ist."

Diese Worte waren die einzigen, die er über seine Lippen brachte.

Mutter Johnsons Freundin und Bekannte hatte sich hinter ihr verborgen; aber ob sie nun ihren Wunsch, sich zu zeigen, nicht länger zurückhalten konnte, oder ob sie dachte, der Augenblick dazu sei gekommen, genug, sie schob ihre Freundin auf die Seite und trat vor.

Wenn man bisher ihre Anwesenheit nicht beachtet hatte, so erregte sie jetzt um so größeres Aufsehen.

Brauners Stirne, die in den letztern Zeiten so freundlich und fröhlich geglänzt, als ob niemals Bekümmernisse sie gefurcht hätten, legte sich in düstere und tiefe Falten.

Der letzte Strahl auf Fanny's Gesicht erstarb.

Die Königin der wilden Jagd wurde nicht minder verwirrt. Ihre Hand zitterte in der Hand ihres Mannes, während sie sich erschrocken zurückzog.

Aber der unerwartete Auftritt griff sichtbarlich eine fünfte Person, welche zwar in diesem Werk keine sonderlich wichtige Rolle gespielt hat, aber dennoch auch ihr Blatt darin besitzt, noch heftiger an: wir meinen Jack, den

Pflegevater Fanny's. Er hatte soeben den Gästen Erfrischungen servirt und stand noch mit dem Teller in seiner Hand da, als die Freundin der Mutter Johnson hervortrat. Bei ihrem Anblick wechselte er die Farbe, und das Entsetzen des Todes hat keine stärkere Blässe, als diejenige war, die sich über seinem Gesicht verbreitete. Wäre ein Gespenst aus der Erde emporgestiegen, so hätten seine Augen nicht mit einem größeren Schreck so hohl und gläsern darauf haften können, wie sie jetzt unverwandt den Gegenstand betrachteten. Jack vergaß Alles um sich her. In eine Bildsäule verwandelt, ließ er den Teller nebst den Gläsern auf den Boden fallen, ohne daß er es sah oder hörte.

Die qualvolle Unruhe, welche das Auftreten der Wirthin des Caffe London bei allen ihren Bekannten hervorrief, theilte sich auch denjenigen mit, die sie nicht kannten, ohne daß sie jedoch selbst im Mindesten genirt schien.

„Gott steh' mir bei," begann sie also, sogar mit einer gewissen Zufriedenheit über das Aufsehen, das sie erregte, „ich glaube, ich komme wirklich wie die Posaune des jüngsten Gerichts über Alle, die hier versammelt sind. Herr Jemine, sehe ich denn so gefährlich aus? Gott tröste mich, wie kann eine einzige arme Sünderin solche Unruhe hervorrufen? Ist es denn so sehr zu verwundern, daß ich meine alten Freunde auch in ihrem Glück sehen will? Guten Tag, liebe Anna! Ich glaube, mein Kind, Du hast es ganz vergessen, Deine alte Tante zu grüßen. Herr Jesus, wie blaß Du aussiehst; nun ja, im Brautstuhl sehen alle Mädchen blaß aus, aber ich weiß nichts, über was Du zu erblassen brauchst. Inzwischen habe ich doch Ehre von Dir, denn Du bist fein und artig wie ein Kätzchen."

So schwatzend tätschelte sie Anna unter das Kinn. Anna vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen.

Das Blut gährte in Rasch's Adern.

„Zum Teufel," fluchte er, „wer sind Sie? Vergessen Sie nicht, daß dieses Mädchen jetzt meine Frau ist."

Er ballte seine Fäuste; aber da er dachte, daß er nur ein altes Weib vor sich hatte, so erlahmten sie wieder.

„Beim Henker," fuhr sie fort, ohne sich durch irgend Etwas stören zu lassen, „ich hätte nicht erwartet, Dich hier zu sehen, Jack. Wir haben einander schon lange nicht mehr gesehen. Es sind schon viele Jahre her. Wie elegant Du unterdessen geworden bist! Ich glaube mein Seel, Du trägst seidene Strümpfe und gewichste Schuhe. Willst Du mich nicht in Deine Arme schließen, Jack? Das müßte doch recht rührend sein, da wir einander so hier wiedersehen. Du kommst doch wohl jetzt mit mir nach Hause? Du darfst glauben, daß das Glück auch mir günstig gewesen ist, und daß ich es so gut habe, wie ein Prinz in einem Bäckerladen. Aber Du starrst mich blos an, Du kennst mich doch gewiß wieder. Du bist Dir gleich geblieben wie eine Beere der andern, und auch ich habe mich nicht viel verändert, denn Du weißt ja, Unkraut verdirbt nicht."

Sie lachte dabei zwischen den Zähnen. Jack blieb unbeweglich.

„Wer ist dieses Weib da?" fragte Roman.

„Ach du meine Güte," fuhr sie unerschütterlich in ihrem Geschwatze fort, „da habe ich ja mein Goldkörnchen, mein liebes Zuckerpüppchen, Fanny. Heute hat einmal ein guter Wind geweht, da ich auf einmal alle meine guten Freunde beisammen treffe. Gott segne Dich, liebe Fanny! So, Du denkst also auch daran, Braut zu werden? Du hast doch wohl mich und die Zärtlichkeit, die ich Dir weihte, nicht vergessen? Es war recht Schade, daß Du von mir durchgingst, mein Kind, denn sonst hättest Du ordentlich Dein Glück bei mir machen können. Mit Deinem feinen Gesichtchen bringt man es in der Welt immer zu Etwas. Gott steh' mir bei, wie schüchtern Du drein schaust! Ich weiß, daß Du mehr die Natur einer

lachenden Elster, als einer Taube hast; Du brauchst Dich vor mir nicht zu verstellen. Aber es ist wahr, ein Mädchen muß immer ein wenig zimperlich thun, sonst gefällt es den Herren nicht. Gib Dir jetzt immerhin ein vornehmes Aussehen, das steht Dir gar nicht schlecht. Ist dieser Herr da Dein Bräutigam? Du hast gar nicht so übel gewählt, meine liebe Fanny; Du hattest immer Geschmack, ich erinnere mich noch. Gratulire, gratulire! Glück zu, mein Herr, Glück zu, mein Herr!"

Sie schwatzte unaufhörlich, so daß Niemand sie unterbrechen konnte.

Heinrichs Augenbrauen hatten sich in düstere Runzeln gelegt.

„Wer sind Sie?" fragte er ganz kurz. „Ich verlange Antwort; wer sind Sie?"

„Wunder über Wunder," fuhr inzwischen die Alte fort, „auch Sie da, Herr Brauner! Es ist doch recht merkwürdig, in was für eine Gesellschaft ich gekommen bin. Unter lauter gute Freunde. Wissen Sie auch, Brauner, daß Sie viel fetter geworden sind, als zur Zeit, wo Sie mich zu besuchen pflegten. Gott tröste mich, haben Sie nicht gar jetzt einen ganzen Rock auf dem Leib? Ja, ja. Man muß sich's schon etwas kosten lassen, um unter vornehme Herrschaften zu kommen: vielleicht schämen Sie sich jetzt meiner; Sie haben gleichwohl manchen Bissen von mir bekommen. Aber ich will nicht davon sprechen, denn ich bin ganz und gar nicht hochmüthig. Sollten Sie gleichwohl mir einmal etwas bezahlen können, so hätte ich nichts dagegen. Man lebt hier in der Welt von nichts Anderem, als von dem, was man verdient. Apropos, wo sind denn jetzt Ihre Freunde, der Löwe, der Fuchs und der Stier? Man hat mir gesagt, sie seien in Ungelegenheiten gerathen. Die armen Bursche, ich habe ihnen auch gesagt, sie sollen ihre Pfoten ein Bischen einziehen, aber sie folgten mir nicht, und auch Sie, Brauner, hatten keine Macht über die Leute. Alte

Freunde vergißt man inzwischen nicht so leicht, oder was sagen Sie, Brauner? Sie sind ja still, wie eine Mauer . . . nun, nun . .“

Paul hörte mit dem tiefsten Mißfallen das rohe Geschwatze, das unaufhaltsam aus dem Munde des frechen Weibes floß, ohne daß er es wußte, woher sie gekommen war, was sie wollte, und wer sie überhaupt war. Als er mit Fanny und Heinrich in den Saal trat, war er von einer so innigen und wahren Freude belebt; über der warmen Welt seines Herzens wiegte sich ein Himmel so wolkenfrei und rein, und über den jugendlichen Vorstellungen seiner Seele leuchtete eine Sonne so strahlend und klar; da wurde der friedliche Sabbat in seinem Innern auf einmal durch diesen bizarren Schwall von surrenden Gedanken gestört, die klebrig und unfein nur die Absicht zu haben schienen, das wieder in den Morast hinabzudrücken, was er aus demselben emporgehoben zu haben glaubte.

Es sammelte sich jetzt ein Gewitter in ihm. Er bemerkte, daß hinter Allem, was die Alte sagte, etwas Schlechtes und Ehrenrühriges hervorschimmerte. Es entging ihm auch nicht, daß alle diejenigen, die sie anredete, sich voll Unwillen und Entsetzen zurückzogen, sei es nun aus Verdruß über das Kränkende in ihren Aeußerungen, oder weil sie sehr empfindliche Punkte in ihrem Leben berührte.

Paul hatte bisher hauptsächlich blos Verbrechen und Laster getroffen, die theils durch Mangel an guter Leitung, durch falsche Begriffe, durch augenblickliche Leidenschaften und unüberlegten Leichtsinn, theils auch durch äußere Umstände, durch Armuth und Elend, durch schlechte Gesellschaften oder durch gewisse Fehler in den Institutionen selbst hervorgerufen waren. Aber zum erstenmale glaubte er jetzt eine Person vor sich zu sehen, bei welcher die Schlechtigkeit unmittelbar aus einem lasterhaften und rohen Herzen, aus einer ihrem Gemüth innewohnenden Bos-

heit, aus einem infernalischen Element in ihrem Charakter kam.

Für Paul war dieß etwas ganz Neues. In jeder Brust, an die er bisher gepocht, hatte er irgend etwas Gutes, wenn auch mit viel Schlechtem und Unreinem vermischt, sich entgegentönen gehört; aber hier hörte er einen höhnischen Höllenlaut gellen.

Vom ersten Augenblick an hatte Paul sich erzürnt, und dennoch unterbrach er sie nicht, sondern hörte auf ihre Worte, weil er theils seinen eignen Ohren kaum glauben konnte, theils sich überzeugen wollte, ob er sich in seinem Urtheil getäuscht habe.

Das Gute zieht sich bei uns zurück, jemehr das Laster Gewalt über uns erhält. Wenn das Gute unsern Charakter und unsere Gedanken verlassen hat, so hat es oft noch ein Asyl in unsrem Herzen; aber wird es auch aus diesem verjagt, so sperrt es sich gleichwohl noch dagegen, uns in unsrem Gefühl gänzlich zu verlassen. Willst du den fliehenden Gott bei dem Verbrecher ermitteln, so mußt du es damit anfangen, ihn dort aufzusuchen.

Aber nicht blos als moralischer Mensch war Paul über die ungebührliche Einmischung erbittert, sondern auch als Wirth, und er fand, daß sowohl eine innere, als eine äußere Pflicht ihm gebot, das böse Weib nicht fortfahren zu lassen.

„Wer sind Sie?“ fragte er daher, indem er auf sie zutrat. „Was wollen Sie hier? Was ist Ihre Absicht mit all' der Unverschämtheit, von der Sie so bedeutende Proben ablegen?“

Das Weib starrte ihn lächelnd an.

„Sie sind gewiß Herr Paul Kellner?“ sagte sie. „Ich habe Ihnen etwas unter vier Augen zu sagen.“

Obschon ein Privatgespräch mit ihr für Paul unangenehm war, so glaubte er es doch nicht verweigern zu dürfen. Er entfernte sich inzwischen nicht weit, sondern begab sich blos ein Stück von den Uebrigen hinweg, et-

was weiter in den Saal hinauf, wo man sie nicht hören konnte.

„Wer sind Sie?“ wiederholte Paul, „und was wollen Sie?“

Die Wirthin des Caffe London war ein lebhafter Geist; in ihrem Kopf drängten sich beständig neue Pläne, ohne daß sie gleichwohl ihre Hauptabsicht vergaß.

Bei ihrem Auftreten bemerkte sie sogleich den Eindruck, den sie gemacht hatte, und sie glaubte, einigen Nutzen daraus ziehen zu müssen.

Ihr ganzes Leben war eine Kette von Umständen, und als alte Ränkeschmiedin war sie gewöhnt, jeden Umstand zu ihrem Vortheil zu wenden.

Um den Zweck ihres Besuches zu erreichen, hatte sie ursprünglich die Bekanntschaft mit Pauls damaliger Umgebung, zu welcher sie selbst in so manchem alten Verhältnisse gestanden, auszubeuten beabsichtigt, aber als sie die Wirkung sah, die sie hervorbrachte, hielt sie es für noch klüger, sich auf den Schrecken zu stützen, den sie hervorgerufen hatte. Um dabei auch Paul ein wenig im Schach zu halten, meinte sie ihm gegenüber so lange als möglich ihr Incognito bewahren zu müssen. Im Uebrigen folgte sie hierin blos ihrer Natur, obschon Verschmitztheit und Schlauheit sie nicht immer aus der Verlegenheit retteten, sondern manchmal noch tiefer verwickelte.

Sie that also, als überhörte sie Pauls Frage, wer sie sei.

„Sie sollen ein Ehrenmann sein, Herr Kellner,“ sagte sie statt dessen; „wenigstens behaupten es alle Leute, und es ist angenehm, auch einmal einen solchen zu treffen; denn sehen Sie, die Welt ist doch eher voll von Kanaillen, als von ehrlichen Menschen und solchen, wie die Geistlichen sie loben. Im Uebrigen sollen Sie auch ein steinreicher Mann sein, ein Mann, der über Millionen gebietet, sagen die Leute, und das ist noch besser. Man kann das Eine sein und gleichwohl als guter Christ ster-

ben; aber ohne Geld bringt man es meiner Seel nicht weit. Sehen Sie, Herr Kellner, jetzt ist die Sache die . . . aber Sie müssen mir versprechen, daß das unter uns bleibt . . . ich bin auch nicht so mager, wie ich aussehe. Ich habe mehr baares Geld und gute Papiere, als man mir ansieht; alles regal, denn ich bin immer ein regales Weib gewesen und habe mich nicht mit schlechtem Zeug abgegeben; meine Mädchen, mit denen ich einen guten Markt hatte, können mir's auch bezeugen, daß ich weder an ihnen, noch an mir selbst etwas gespart habe. Aber wenn ich mich herumgeschleppt habe, verstehen Sie, so habe ich auch etwas zusammengeschleppt, und ich möchte jetzt das Geschäft ganz aufgeben, nicht weil es nicht mehr so gut ist wie früher, aber der verdammte Abraham soll in seinen letzten Stunden eine Masse Dummheiten geschwatzt haben, weßhalb die Polizei jetzt beständig um meine Thüre herumstreift und zu mir hinaufguckt, wie wenn ich ein Observatorium wäre. Uebrigens sieht es jetzt in der Stadt so schlecht aus, daß ich glaube, die Menschen werden alle zusammen noch verrückt. Ich zerbreche mir wahrhaftig den Kopf nicht so leicht, es mag geschehen, was da wolle; aber sehen Sie, Revolutionen liebe ich nicht, weil das doch nichts anders ist, als einander plündern und bestehlen, und was man ehrlich verdient hat, das möchte man auch gern behalten. Seit es aus diesem Loch zu pfeifen angefangen hat, habe ich auch gedacht, es wäre gut für mich, wenn ich mich zurückzöge; aber ich weiß nicht recht, wohin ich mich mit meinem Geld wenden soll, um seiner sicher zu sein. Amerika, sagen die Leute, sei ein wahres gelobtes Land Gottes, und es muß auch so sein, da so viele Leute sich hinbegeben. Ich habe meinen Schädel mehr angestrengt, als Sie sich nur einbilden können, um jetzt keinen dummen Streich zu machen. Zufällig hörte ich, daß Anna, die ein braves Mädchen ist, sich verheirathen sollte, und noch obendrein mit einem Schiffscapitain, der just nach Amerika abgehen

soll. Seitdem habe ich keinen Schlaf mehr in meine Augen bekommen. Ich habe da und dorthin gedacht. Da fielen meine Gedanken auf Sie. Sie sind selbst aus Amerika, ein wahrer Goldklumpen aus diesem Lande, sagen die Leute; deßhalb habe ich mich jetzt an Sie gewandt. In Stockholm zu sein, wenn die Katastrophe, wie die Leute es nennen, eintrifft, das wage ich nicht. Ich weiß Alles, was meine Freunde im Sinn haben. Haben sie mich nicht vielleicht in den letzten Wochen angesehen, wie der Stier einen Fleischmäkler? O, ich bin nicht so dumm. Sagen Sie mir aufrichtig, was dieser Rasch für ein Kerl ist. Ist er wohl ein Ehrenmann, dem man sich anvertrauen kann? Aber ich wollte Sie nicht eigentlich darüber fragen. Sie sind selbst aus Amerika und haben gewiß noch Geschäftsverbindungen dort. Mein Wunsch wäre, meine Kapitalien bei Ihnen anzulegen, um dafür eine Anweisung auf ein Haus dort zu erhalten. Dann, dächte ich, hätte ich Alles sicher. Große Summen mitzunehmen, ist nicht klug. Ein Finger an jeder Menschenhand ist doch immer ein Diebsfinger, und setzt man sich der Gefahr aus, bestohlen zu werden, so ist man nicht viel besser, als der Dieb selbst, denn die Gelegenheit macht den Dieb. Im Uebrigen könnten auch die Behörden erfahren, daß ich etwas besitze, und ich habe den Behörden nie etwas Gutes zugetraut. Man würde da anfangen auszuspioniren, auf welche Art ich mein Geld bekommen habe; und Sie, der Sie selbst reich sind, wissen wohl, daß man nichts bekommt, ohne daß man sich umschaut. Ich bin nicht fehlerhafter als andere Leute, aber wenn einmal die Behörden Hand an einen legen, so gehen sie mit einem so um, daß der Teufel einen nicht mehr kennt. Sie verstehen mich, Herr Kellner, ich habe nichts dagegen, Ihnen einen ordentlichen Prozent für Ihre Mühe zu bezahlen, wenn ich nur meine Gelder bei Ihnen anlegen darf. Wer etwas hat, ist immer un-

ruhig, und ich bekomme keine Ruhe mehr, bis ich eine Anweisung von Ihnen habe, und diese Anweisung unter meiner Adresse nach Amerika abgeschickt ist. Sie können nicht glauben, wie es mich quält, bis die Sache abgemacht ist. Ich meine, daß überall Diebe mich umgeben. Jedes Auge, das mich ansieht, klagt mich an."

Paul hatte nicht einen einzigen Versuch gemacht, sie zu unterbrechen; aber je mehr sie sprach, um so mehr verabscheute er sie.

Es war nicht blos der Inhalt ihrer Worte, der ihn verletzte: sie hatte dieselben mit Geberden und Blicken begleitet, welche dem Unreinen in ihren Gedanken ein so eigenthümliches und wechselndes Colorit gaben, daß dieselben in ihrer wahren Farbe und Bedeutung vor ihm standen.

Sie selbst war von dem Gegenstand, der sie beschäftigte, zu sehr eingenommen, als daß sie darauf geachtet hätte, welchen Eindruck sie auf Paul machte.

Ihre eigene langjährige lasterhafte Laufbahn, auf welcher sie durch fortgesetzte Ausbeutung des Lasters Anderer das Vermögen zusammengescharrt hatte, das sie jetzt so sehr beunruhigte, hatte bei ihr jeden Funken von Glauben an Ehre und Tugend in ihr getödtet. Nach ihrer Anschauungsweise lebte ein Mensch vom andern in berechnendem Eigennutz, und es fiel ihr nicht einmal ein, daß Paul ihr Benehmen mißbilligen oder anders denken könnte, als sie selbst.

„Ich habe Sie gefragt, wer Sie sind," wiederholte er von Neuem. „Wollen Sie mir darauf antworten?"

Die erneuerte Frage beleidigte unsere Caffewirthin.

„Sie haben," meinte sie, „an der Art, wie meine Freunde mich empfingen, gesehen, daß ich nicht ganz ohne meinen geringen Werth bin, und wenn ich es auch selbst sagen muß, so bin ich doch immerhin so gut wie diese Anna da, und so viel werth, wie Fanny, diese Herumstreicherin, und so rechtschaffen, wie Jack, dieser

Lump, und so brav, wie Brauner, dieser Stümper. Darum brauche ich mich jetzt auch nicht zu schämen. Können Sie diese Leute lieben und ihnen einen Schmaus veranstalten, Herr Kellner, so darf ich wohl sagen, daß Sie über mich nicht die Nase zu rümpfen brauchen. Ach du lieber Gott, wenn ich nicht besser wäre, als diese Lumpenhunde da, dann müßte ich mich allerdings schämen, und könnte nicht ohne Erröthen mit ehrlichen Leuten sprechen. Man zuckt freilich die Achseln über mein Geschäft, aber ich habe meine Ehre darein gesetzt, und Niemand wird sagen, daß ich nicht alles Mögliche gethan habe, um die schönsten Lockvögel in der ganzen Stadt zu bekommen. Ihr Vetter, der Groshändler, hat sich auch mehr als einmal bei mir gütlich gethan und mancher vornehme Herr mit ihm. Wer ich sei? fragen Sie. Ich bin . . ."

Paul zog sich dabei allmählich zu der übrigen Gesellschaft zurück, welche schweigend das Ende ihres Gesprächs abwartete.

Mit den Augen blinzelnd ergriff sie jedoch hastig Pauls Arm und zog ihn wieder auf die Seite.

„Haben Sie bemerkt," fuhr sie fort, „daß man hier ein Bischen erschrack, als man mich erblickte? Ich konnte mich des Lachens kaum enthalten, als ich es sah."

Pauls Stirne wurde immer düsterer.

„Wissen Sie, über was man erschrickt? Ich möchte sagen, daß man seine eigenen Sünden sah, als man mich erblickte, und das ist immer eine unangenehme Erscheinung, kann ich mir wohl denken, wenn man anfangen soll, wieder einmal die Tugendhafte zu spielen. Ach du gütiger Gott, es geht doch sehr komisch in der Welt zu, wenn man nur die Augen öffnen will. Uebrigens mag vor mir erschrecken wer Lust hat. Ich bin nicht hochmüthig und meine es mit keinem Menschen böse. Versprechen Sie mir, mein Geld zur Hand zu nehmen, so will ich hier keinen Schnaufer mehr thun, obschon ich aller-

dings große Lust hätte, diesen Geschöpfen da zu zeigen, wer sie sind."

Sie schnappte nach Athem und Paul war ihrer jetzt müde geworden.

„Ich muß Ihnen erklären, Madame, daß ich nichts mit Ihnen zu thun haben will, und daß ich Sie ersuche, sich sogleich von hier zu entfernen."

Die Wirthin schaute verwundert auf: sie schien ihren Ohren kaum zu trauen.

„Wollen Sie mich zur Thüre hinaus werfen, Herr Kellner? Sie scherzen wohl? das kann nicht Ihre Absicht sein. Sie haben ja gehört, daß Sie ein gutes Geschäft machen können, wenn Sie mein Geld annehmen. Mich zur Thüre hinauswerfen? das wäre das erstemal, daß ich mich hinauswerfen ließe."

„Ich scherze nicht, Madame. Haben Sie die Güte, und entfernen Sie sich, sonst . . ."

Pauls Miene bekräftigte seine Worte.

„Sie drohen mir, glaube ich? Sie kennen vielleicht das alte Sprüchwort nicht: Sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, wer Du bist. Aus dem Volk, mit dem Sie umgehen, kann man allerlei schließen."

Paul gab etlichen Dienern einen Wink.

„Führt diese Frau fort!" befahl er.

Nichts schien sie jedoch erschüttern zu können. Als die Bedienten herankamen, stemmte sie ihre Arme in die Seiten und schien sich zur Wehre setzen zu wollen.

„So, so . . . man will mich wirklich hinauswerfen . . . das möchte doch nicht so leicht gehen. Da Sie solches Gesindel wie dieses hier in Schutz nehmen und bei sich sehen, so muß es wirklich wahr sein, was man von Ihnen sagt."

„Was sagt man von mir?"

„Daß Sie sich zum Schutzpatron der Diebe aufgeworfen haben, und daß alle Hallunken, die Schutz und Vertheidigung bedürfen, zu Ihnen kommen können."

Es gibt in jedem edlen Menschen ein mächtiges Gefühl, das alle zu scharfen Ecken in uns abrundet und abschleift, unsre Leidenschaften ausgleicht, uns mit verschiedenen Ueberzeugungen versöhnt und uns auch in unsern heftigsten Augenblicken zu unsrem Herzen zurückführt, so daß es verzeiht und nachsichtig wird, statt in Erbitterung aufzubrausen, es ist dieß das Gefühl der Humanität.

Die Humanität ist der schönste Sonnenaufgang der Civilisation in uns, und nur unter dem Einfluß ihrer wohlthätigen Wärme und ihres milden Lichtes erhält der Werth des Menschen seine wahre und rechte Höhe. Ohne daß sie uns lehrt, das Laster zu ertragen, lehrt sie uns nicht gegen dasselbe zu vergehen; ohne die heiligen Interessen der Gerechtigkeit zu übersehen, mildert sie das Bittere und Abschreckende in ihrem Wesen, ohne die strengen Lehren der Wahrheit zu erkennen, verleiht sie der Wahrheit eine Macht, unsre Herzen zu erobern, statt uns sklavisch derselben zu unterwerfen.

Aber auch die Humanität hat eine Grenze. Diese ist dann vorhanden, wenn man nicht mit Ungerechtigkeit, sondern mit Gemeinheiten, nicht blos persönlich, sondern an seiner Ehre, nicht blos in seinen Meinungen, sondern in allem, was man aufrichtig liebt, angegriffen wird.

Wenn Paul einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt für seine Handlungen und Denkungsart hatte, so bestand derselbe in einem wahren und lebendigen Gefühl der Humanität.

Aber bei den letzten Worten der Caffewirthin vermochte er gleichwohl sich nicht länger zu beherrschen.

„Werft sie hinaus!“ befahl er seinen Dienern.

Der Befehl war unzweideutig. Die Wirthin konnte nicht länger an der Verachtung zweifeln, die er gegen sie hegte.

Diese Verachtung gründete sich indessen nach ihrer Meinung nicht auf den Abscheu vor etwas Lasterhaftem

an ihr, denn sie glaubte in der That, es könne nichts Reineres geben als sie selbst war, sondern auf Hochmuth und Eitelkeit.

„So, so, es ist also Ihre Absicht, mich zur Thüre hinauszuwerfen?“ rief sie. „Ehe das geschieht, sollen Sie jedoch wenigstens die Wahrheit zu hören bekommen. Ich habe gesagt, daß Sie sich zum Schutzpatron der Diebe zu machen suchen, und was sind Sie wohl anders, da Sie alles Gesindel, das auf den Straßen der Hauptstadt umherstreicht, aufnehmen und verbergen? Ungefähr dasselbe habe auch ich gethan, nur mit mehr Unterscheidung als Sie. Als ich hieher kam, glaubte ich zu einem Gleichgesinnten zu kommen; so kann man sich durch einen schönen Schein täuschen lassen. Solche Personen . . . sie deutete auf Anna, Fanny, Jack und Brauner . . . die muß man freilich von Kopf bis zu Fuß kleiden lassen, damit das Volk sagen kann: Ei der tausend, was mag das für ein braver und artiger Herr sein! Aber mich will man, weil ich nicht zu betteln brauche, zur Thüre hinauswerfen.“

Der aufgeregte Zustand der Wirthin war bei ihr nichts Ungewöhnliches, und gleichwohl übersah sie nicht, in wessen Person sie die Anwesenden am tiefsten verletzen konnte.

Sie wandte sich also jetzt auf einmal gegen Fanny.

„Man hat mich gefragt, wer ich sei? Vielleicht glaubt man, daß ich mich meines Namens schäme? Gott bewahre, es sind keine so vornehme Namen hier, daß ich über den meinigen zu erröthen brauchte. Wenn Du Lust hast, mein liebes Zuckerpüppchen, so kannst Du ihnen meinen Namen sagen. Ich glaube, daß er ihren Ohren aus Deinem Munde immer noch schöner klingen wird, als aus dem meinigen.“

Fanny zog sich blos schüchtern zurück.

„Da alle zusammen aussehen, als ob sie die Wasserscheu bekommen hätten, so kann ich ja meinen Namen

selbst sagen. Ich, Ihre gehorsamste Dienerin, meine Herrschaften, ..." sie verneigte sich dabei ganz zierlich ... „ich bin die Vorsteherin und Besitzerin des Hauses, welches meine Freundin Frau Johnson das berühmte Caffe London in Stockholm zu nennen beliebte."

Man hatte schon viel zu viel von ihr gehört, um durch diese Nachricht überrascht zu werden.

„Und kannst Du wohl läugnen, Fanny," fuhr sie, ohne eine Pause zu machen, fort, „daß Du bei mir gewesen bist?"

Fannys mildes und liebliches Wesen hatte Alle eingenommen. Bei dieser so unerwarteten Frage fürchtete man sich vor ihrer Antwort. Jedermann beugte sich vor, um zu hören, was sie sagen würde.

Unschuld, schöne jungfräuliche Unschuld! Du Stern, der alle andern überstrahlt, weil Du Gottes Thron am nächsten stehst. Was sind wir ohne dich? Was sind wir nicht mit dir? Der erste Morgen des Paradieses ruht im Blick der Unschuld noch über der Erde; Adam und Eva brauchten sich noch nicht vor einander zu verhüllen: der Schatten eines Engelflügels ist für sie noch Kleidung genug. Gottes rufende Stimme: Adam, wo bist Du? hat das Herz noch nicht zu einem Sündenbekenntniß vor sich selbst aufgeregt. Es ist Friede in der Tiefe, es ist Licht in der Höhe. Die Unschuld ist die Heiligkeit der Kindheit, so lange die Unschuld währt, währt auch die Heiligkeit. Selbst in einem vorgeschrittenen Alter, mit welch tiefen Eindrücken sind wir ihr nicht ergeben? Was ist es, das das Mädchen so schön und einnehmend macht mit ihrem Brautkranz? Die Gewißheit, daß sie sich mit demselben noch in der höchsten Blüthe wahrer Unschuld vor uns zeigt.

Die Frage der Wirthin verletzte Fanny auf's Tiefste in ihrem Herzen; sie verletzte den Engel im innersten Heiligthume ihrer Brust, und ein heftiges Zittern der Scham und des Entsetzens, so ein jedes tugend-

haftes Weib in einem solchen Fall empfinden mußte, eilte durch ihre Glieder. Der Purpur auf ihren Wangen zog sich zurück, ihre Brust hörte einen Augenblick auf zu wogen, und gleich als wäre ihr Herz von einem giftigen Pfeile zerfleischt, legte sie ihre Hand darauf, um den Schmerz zu stillen.

Die Anwesenden litten mit ihr; sie zweifelten an ihrer Unschuld nicht, und doch bedurfte es einer Vertheidigung derselben.

„Du schweigst," begann die Wirthin wieder. „Willst Du vielleicht läugnen, daß Du bei mir gewesen bist?"

Ihre Worte klangen höhnisch, während das tiefste Schweigen im Zimmer vorherrschte.

Alle beugten sich vor, um Fanny's Antwort zu hören.

„Nun, bist Du nicht bei mir gewesen?"

„Ich bin," flüsterte Fanny, „ich bin bei Ihnen gewesen."

Sie stand da, als hätte sie ein Verbrechen bekannt. Ein leiser Ausruf, wie von Schmerz ausgepreßt, ging durch das Zimmer.

Aber kaum hatte sie ihr Geständniß ausgesprochen, so erhob sie auch ihr Haupt wieder und blickte ruhig um sich.

„Aber, Madame," sagte sie, „ich war damals ein Kind, und wenn Sie mir etwas vorwerfen können, so haben Sie die Güte und sagen Sie es jetzt."

Die Wirthin wollte wieder das Wort ergreifen, aber Heinrich verhinderte sie.

„Seien Sie so gut, Madame, und schweigen Sie. Jede Anklage von Ihrer Seite prallt an dem Ausdruck in Fanny's offenem und reinem Gesicht ab. Ich kenne ihre Kinderjahre nicht, aber ich weiß, daß sie noch jetzt ein Kind ist. Fanny," sagte er dann vom ganzen Feuer seiner Liebe ergriffen, ich bin Dein . . . ewig Dein . . .

ich bedarf keine andern Zeugnisse für Deine Unschuld als nur Deine eigene Aussage."

Und Heinrich schlang die Arme um ihren Leib und drückte sie an seine Brust.

Seine Mutter wollte jedoch zeigen, daß auch sie ein Wort darein zu reden habe.

„Warte ein wenig, Heinrich," fiel sie jetzt ein. „Ich weiß, daß Du Deinen Vater ehrtest, mein Junge, und er verdiente es auch, denn so gering er war, so war er doch ein ehrlicher Mann."

Die Mutter hatte Recht. Heinrich ehrte seinen Vater und dessen Gedächtniß hoch.

„Glaubst Du," fuhr sie fort, „daß er es billigen würde, daß Du eine Person heirathest . . . eine Person . . ." sie begann zu stammeln, weil sie sich dennoch schämte, ihre Ansicht unverblümt auszusprechen . . . „eine Person, der sich ein ehrlicher Kerl nicht einmal nähern sollte, weil sie . . . das kann die Frau hier am allerbesten bezeugen . . . weder Vater noch Mutter hat . . . mit einem Wort, weil sie ein uneheliches Kind ist."

Ein unnatürlicheres Vorurtheil als das gegen uneheliche Geburt kann es nicht geben, und gleichwohl gründet es sich auf die schönsten Motive, auf den Werth, den man der weiblichen Jugend, der Reinheit in dem Schmuck des jungfräulichen Diadems, dem fleckenfrei bewahrten Venusgürtel beilegt.

Die Rohheit, womit Mutter Johnson sich ausdrückte, stellte das Verhältniß, das sie andeuten wollte, in demjenigen Lichte dar, wie man es am gewöhnlichsten erblickt.

Fanny senkte ihre Augen nieder. Sie schämte sich nicht mehr für sich selbst, sondern für eine Person, welche ihr mehr war: für ihre Mutter. Die Erniedrigung des Geschlechtes warf, so dänchte es ihr, ihren Schatten auf sie, und der Schatten erweiterte sich um sie her, und es wurde dunkel vor ihren Augen.

Aber sie war nicht die einzige Person, die durch

diese Beschuldigung aufgeregt wurde. Auch Paul war aufgeregt.

Er war bisher vorurtheilsfrei genug gewesen, um auch nur in Betracht zu ziehen, daß irgend Jemand das Recht haben könnte, ihm vorzuwerfen, daß auch seine Geburt unbekannt sei.

Aber die Beschuldigung gegen Fanny war auch eine Beschuldigung gegen ihn und öffnete auf einmal einen ganzen Abgrund vor seinen Blicken.

Hätte Mutter Johnson sich nicht mit solch unverschleierter Rohheit ausgesprochen, so wäre die zweideutige Stellung, in welche er sich zu dem allgemeinen Urtheil gesetzt sah, ihm vielleicht noch einigermaßen verborgen geblieben, aber ihre rohen, nackt hingeworfenen Worte hatten auf einmal alle seine Illusionen verscheucht.

Verwirrt sah Paul um sich. Der Argwohn sieht immer gut, er sieht wenigstens immer viel, er sieht sogar zuweilen mehr als vorhanden ist. Paul glaubte ein für Fanny erniedrigendes Urtheil, das jetzt auch ihm selbst galt, deutlich in allen Gesichtern geschrieben zu lesen.

Während seiner ganzen Jugend hatte er in seinen Pflegeeltern wahre Eltern besessen. Erst am Todtenbette seines Pflegevaters erfuhr er, daß er ein Findelkind war. Dieser Umstand war allerdings mehrere Male vor seine Augen getreten und hatte ihn aufgefordert, nach seinen wahren Eltern zu forschen, aber seine vielen Geschäfte hatten diese Frage in seinen Gedanken so ziemlich verdrängt.

Erst jetzt erweckte sie wieder seine ganze Elastizität, seine ganze Kraft.

Er sah Fanny's Schmerz und dies vermehrte seine eigenen Qualen. Er sah die Theilnahme der Uebrigen und ein fieberhafter Schweiß perlte von seiner Stirne.

Je mehr er sich in seine Gedanken vertiefte, um so mehr entdeckte er Dinge, die ihn erschreckten.

Erst jetzt glaubte er die wahre Ursache zu begreifen,

warum der General sich von ihm zurückgezogen hatte. Erst jetzt meinte er Jaquettens Benehmen zu verstehen.

Der Angriff auf Fanny war für Paul ein entsetzlicher Schlag gewesen.

Jaquette hatte ihn, so sagte ihm jetzt sein Gefühl, darum abgewiesen, weil sie vielleicht vermuthete, er sei ein uneheliches Kind, ein Sohn des Verbrechens.

Was hätte er in diesem Augenblicke nicht dafür geben mögen, eine Mutter und einen Vater zu besitzen, die er der Welt hätte vorführen dürfen, um mit Stolz sagen zu können: Seht, das sind diejenigen, deren Namen ich trage.

Es handelte sich nicht um hohe Geburt, um Ahnen und alte Namen; für ihn galt es blos, von Eltern abzustammen, über deren Liebe der Segen verlesen w..rden.

Er würde sogar vor jedem seiner Diener, der in diesem Augenblick aufgestanden wäre und gesagt hätte: Du bist von meinem Blut, mein Sohn, seine Knie gebeugt haben.

Was waren für ihn alle die schönen Träume von Liebe für die Menschheit, während er jetzt selbst in seinen eigenen Gedanken gebrandmarkt dazustehen meinte? was waren alle seine Bestrebungen für Andere, während er sich in seinen Bestrebungen für sich selbst gefesselt fand?

Er fühlte sich in seinem Werk der Liebe für Alle gelähmt, da er in seiner eigenen Liebe hoffnungslos dastand.

Jaquette erschien ihm ewig unerreichbar. Er meinte, daß er jetzt sogar nicht einmal mehr das Recht habe, an sie zu denken.

Sobald Mutter Johnson verstummte, hatte ihre vertraute Freundin, die Kaffeewirthin, sich beeilt, zu bezeugen, sie habe niemals sagen gehört, daß Fanny Eltern gehabt, und sie habe sie blos aus Gnade und Barmherzigkeit von der Straße aufgehoben.

Wir haben bemerkt, mit welchem ungewöhnlichen Interesse Paul diesen Erklärungen folgte.

Fanny hatte Heinrichs Hand losgelassen.

Alle Blumen auf ihren Wangen waren verwelkt, aller Scherz war aus den Grübchen derselben geflohen.

Sie schämte sich für ihre Mutter, für eine Mutter, die sie niemals gekannt hatte; aber sie empfand auch noch etwas mehr.

Wie Paul, hatte auch sie vorher sehr wenig darüber nachgegrübelt, wer ihre Mutter wäre.

Die Welt hatte dem heiteren Mädchen fröhlich geschienen und sie hatte an nichts ernsthaft gedacht.

Aber in diesem Augenblick öffnete sich gleichsam eine neue Ader in ihr und ein warmes Blut strömte von ihrem Herzen aus und erwärmte sie auf eine so wunderbare Weise Die Scham, die ihre Wange bleichte, hatte ihr Herz belebt, und es schlug jetzt zum ersten Mal von rein kindlichem Gefühl. Sie fragte nicht, wer und was ihre Mutter war. Sie schämte sich wegen der gemachten Bemerkung, und dennoch wollte sie ihre Mutter vertheidigen. Es war ein Weib, das für ein anderes Weib erröthete und zugleich verzieh.

Heinrich bemerkte den Kampf, der in ihrem Innern vorging.

„Du bist frei," sagte sie, ehe Heinrich seine Gedanken aussprechen konnte, „Du bist frei."

„Fanny!" rief er und schloß sie noch einmal in seine Arme, „warum mich beleidigen? wir haben ja mit nichts Anderem zu schaffen als mit uns selbst."

Aber Fanny schob ihn sanft von sich.

„Liebe ohne Achtung, Heinrich, ist ein Kartenhaus schön und prächtig, aber der erste Wind bläst es um."

Fanny hatte Pauls eigenen Gedanken Worte gegeben. Aber mehr als je fühlte er jetzt, daß es ein Siroccowind war, welcher blies. Zorn mischte sich in seinen Verdruß. Er dachte, er habe die Bosheit gar zu weit gehen lassen, er wollte nun auf einmal ihrem weiteren Einfluß ein Ende machen. Heftig und stolz von Natur,

konnte er sich zwar durch gewisse Bedenklichkeiten einen Augenblick zurückhalten lassen, aber sich nicht fortwährend dem Einfluß derselben hingeben.

„Madame," sagte er zu der Wirthin, „ich bitte Sie, entfernen Sie sich. Wenn Sie es nicht gutwillig thun, so dürfte ich andere Maßregeln ergreifen. Nachdem Sie mir mitgetheilt haben, wer Sie sind, kennen wir Sie alle zusammen, und ich besonders kenne Sie jetzt genau. Sie sind eine Schande Ihres Geschlechtes, weil Sie mit der Schande Ihres eigenen Geschlechtes Wucher treiben. Das ist noch nicht genug. Ihre Handlungen bilden ein ganzes Sündenregister in den Protocollen der Polizei. Noch einmal, entfernen Sie sich; sonst lasse ich Sie augenblicklich festnehmen und an den Ort führen, wohin Sie gehören."

Die Entschlossenheit in Pauls Worten und Bewegungen zeigten, daß alle Schonung jetzt von ihm gewichen war.

Aber die Alte zögerte fortwährend, gleich als hätte sie die Sache noch nicht von dem Standpunkt aus auffassen können, den Paul ihr gab

„Haben Sie meinen Befehl nicht gehört?" begann Paul wieder; „benützen Sie schleunigst meine Erlaubniß, mich freien Fußes zu verlassen, noch einen Augenblick und es ist zu spät."

Die Wirthin hatte jedoch noch viel zu sagen und machte sich dazu bereit; aber Paul, der ihre Absicht merkte, gedachte ihr keine Zeit zu lassen.

„Ergreift sie," befahl er daher seinen Bedienten, „und schickt sie zum Amtmann."

Die Dienerschaft war über ihre Unverschämtheit ebenso aufgebracht wie die übrigen, und mehrere derselben legten sogleich Hand an sie.

Jack war auf einem und demselben Flecke stehen geblieben, als hätte ein böser Geist ihn festgenagelt.

Obschon die Wirthin so viel als möglich Widerstand zu leisten suchte, so wurde sie doch an die Thüre geführt.

Jack zitterte an allen Gliedern.

„Ach, Herr Paul,“ stammelte er endlich, „darf ich Sie um etwas bitten?“

Niemand hatte sich seinen Schreck erklären können, und die Bitte, die er jetzt vorbrachte, kam ganz unerwartet.

„Sprich, Jack, was willst Du?“

„Lassen Sie sie nicht verhaften,“ bat er.

„Verdient sie etwa nicht der strafenden Hand der Gerechtigkeit überantwortet zu werden?“

„Allerdings.“

„Warum bittest Du mich also?“

„Darum, weil . . .“

Jack konnte kaum ein Wort hervorbringen, so aufgeregt war er.

„Weil?“ wiederholte Paul.

„Weil sie mein Weib ist,“ fügte Jack hinzu.

Die Ueberraschung der Anwesenden läßt sich nur mit der Verlegenheit vergleichen, womit Jack seine Neuigkeit mittheilte.

Wir haben Brauner einen Augenblick bei Seite gelassen.

Seit die erste Verwunderung über das Auftreten der Wirthin in ihm verschwunden war, hatte er mit der größten Ruhe Alles, was sich zutrug, beobachtet.

Die Aeußerungen des Weibes fielen gleichwohl nicht wie stachellose Pfeile an seinen Ohren nieder, sondern bahnten sich den Weg in sein Inneres. Aber sie schienen dennoch auf ihn ganz anders einzuwirken, als auf die Uebrigen, obschon es wahrscheinlich ist, daß weniger das Gerede der Wirthin, als irgend ein dadurch hervorgerufener eigener Gedanke die Ursache davon war. So viel stand fest, daß sein Gesicht sich immer mehr verklärte, daß die von den Jahren gezogenen Furchen auf seiner Stirne

eine um die andere verschwanden, daß die Augen immer freundlicher wurden, und daß ein herzliches, beinahe träumerisches Lächeln sich um seinen Mund legte.

Der Einzige, der mit wirklicher Aufmerksamkeit den Veränderungen an ihm folgte, war Roman.

Roman und Brauner drückten auf einmal unbemerkt einander die Hand, als ob sie sich vollkommen verständen.

Jacks Mittheilung, daß die Wirthin seine Frau sei, schloß ein so unerwartetes Geheimniß in sich, daß selbst die Diener, welche das Weib fortführen sollten, stehen blieben.

Die Wirthin schien sogar ihrerseits sich nicht mehr daran erinnert zu haben, wenigstens nicht in den letzten Augenblicken.

Während alle neugierig einander anstaunten, um zum Voraus den Ausgang des Ereignisses errathen zu können, trat Brauner mitten unter sie, mit der offenbaren Absicht, Etwas mitzutheilen, das gehört zu werden verdiene.

Brauner hatte vielleicht nie achtungswürdiger und ehrfurchtgebietender geschienen, als in diesem Augenblicke.

Indem er sich seiner ganzen Länge nach aufrichtete, stand er noch in seinem hohen Alter kraftvoll und mannhaft da, wie ein verehrter Patriarch mitten in seiner Familie.

„Ich muß sprechen,“ sagte er, „mein Herz gebietet es mir.“

Brauner schaute sich um, nicht weil er sehen wollte, welchen Eindruck er hervorrief, sondern in Folge einer unwillkürlichen natürlichen Bewegung.

„Ich hatte eine Erzählung noch einige Zeit zurückzuhalten gedacht, auf die ich um meiner selbst willen einiges Gewicht lege. Aber ich kann nicht gleichgültig zusehen, wie die Bosheit hier auf eine widerliche Weise Unschuld und Tugend mit Füßen tritt.“

Von neuem machte Brauner eine kurze Pause, wobei

er langsam seine Augenlieder schloß, als wolle er mit sich selbst in seinem Innern zu Rathe gehen.

„Noch ruht für meine Freunde ein geheimnißvolles Dunkel über meinem Leben. Auch mich können meine intimsten Bekannten mit Recht fragen, wer ich sei, und diese Ungewißheit in Betreff meiner Schicksale hat zu verschiedenen Urtheilen über meinen Character Anlaß gegeben, ohne daß man mich bestimmen konnte, aus meinem Incognito hervorzutreten."

Brauner sprach mit einer Zuversicht und Ruhe, die wiederum Zuversicht und Ruhe einflößte.

„Ohne die eigenen Ereignisse meines Lebens zu berühren, könnte ich zwar das eine und andere erklären, was hier Gegenstand einiger Aufmerksamkeit geworden ist; aber man würde es vielleicht nicht verstehen, und ich würde mich dadurch blosstellen. Früher oder später muß es ja doch geschehen."

Eine kurze Pause trat wieder ein. Der Greis wandte sich dabei gegen Roman.

„Nimm mich unter Deinen Arm, mein Freund," bat er ihn, „damit ich mich auf Dich stützen kann, im Fall ich mich schwach fühlen sollte."

Roman kam seinem Verlangen nach.

„Auch ich," begann der Greis wieder, „habe eine ökonomisch unabhängige Stellung gehabt, auch ich bin glücklich gewesen, auch ich habe mit jugendlicher Hoffnung ins Leben hineingeblickt und mich am Sonnenschein und Gesang der Vögel erfreut; auch ich habe geliebt.

„Jedermann hat vielleicht die Obstbude gesehen, die seit Menschengedenken in der Friedrichsstraße sich befand. Vor etlichen und zwanzig Jahren stand darin ein Mädchen, einnehmend, unschuldsvoll und einfach.

„Ihre Schönheit zog die Aufmerksamkeit all der vielen Vorbeigehenden auf sich; aber es war auch keine von den Früchten, die sie verkaufte, so frisch, so klar und rein, wie sie selbst.

„Unter den vielen Hunderten, die sich ihr mit feurigen Blicken und zärtlichen Neigungen näherten, befand auch ich mich. Vielleicht war meine Neigung ursprünglich auch nicht reiner als die der Uebrigen; aber so viel ist gewiß, daß sie beharrlicher war.

„‚Im Vertrauen darauf, daß Sie ein Ehrenmann sind,“ sagte sie eines Tags zu mir, „bitte ich Sie, mit Ihren Artigkeiten aufzuhören.‘

„Ich fragte um die Ursache.

„‚Aus zwei Gründen,‘ antwortete sie mir. ‚Erstens weil dieselben mich beleidigen, und zweitens weil ich einen Andern liebe, der sich dadurch noch mehr beleidigt fühlen könnte.‘

„Ohne mir den Namen dessen sagen zu wollen, der ihr Herz gewonnen hatte, erzählte sie mir, daß er um sie gefreit habe und daß sie sich mit ihm zu verheirathen gedenke, obschon die Sache noch geheim gehalten werden müsse.

„Es war mir noch nie eingefallen, an eine Heirath mit dem Mädchen zu denken, aber ich fand dies jetzt ganz und gar nicht auffallend; weil ihr Herz und ihr Character beide gleich ausgezeichnet und ihr einnehmendes Wesen und Aussehen nur eine verklärte Offenbarung derselben waren.

„Ich versprach ihren Wunsch zu erfüllen und von der Obstbude wegzubleiben.

„Aber als ich mich entfernen wollte, rief sie mich zurück.

„‚Dürfte ich eine Bitte an Sie wagen?‘ fragte sie.

„Ich ermunterte sie dazu.

„‚Sie kennen wohl den Baron Lander?‘ fragte sie.

Ein früheres großes Unglück, von welchem Brauner nie hatte sprechen wollen, hatte ihn immer mit einem gewissen wunderbaren Schleier umgeben.

Paul sah mit Interesse einer Lösung entgegen; aber

dieses Interesse erhöhte sich noch, als Brauner den Namen Lander nannte.

„Ich kannte damals Baron Lander noch nicht," fuhr der Greis fort, „ich sagte es dem Mädchen.

„Nichts desto weniger erzählte sie mir, daß sie auch von diesem durch seine Artigkeiten belästigt werde, und daß sie wünsche, es möchte Jemand mit ihm sprechen, damit er dies künftig unterlasse.

„Obschon mit dem Baron unbekannt, gab ich ihr die Versicherung, daß ich den Auftrag übernehmen wolle.

„‚Ach, mein Gott,' rief sie, ‚wie glücklich machen Sie mich!'

„Es lag eine solche unschuldsvolle Naivetät in ihrer Freude, daß ich sie, wenn ich sie nicht schon vorher geliebt hätte, von diesem Augenblick an geliebt haben würde.

„Einige Tage später suchte ich Baron Lander auf.

„Er war damals noch nicht verheirathet. Ich trug mein Anliegen vor. Er lachte darüber. Ich erneuerte indeß meine Aufforderung, daß er meinem Wunsch nachkommen möge; allein er fuhr fort zu lachen. Dies Benehmen reizte mich. Ich erklärte ihm jetzt, daß ich dem Mädchen bei meiner Ehre versprochen habe, sie solle künftig von Landers Complimenten befreit werden, und sagte ihm ganz aufrichtig, es bleibe ihm keine andere Wahl, als entweder meinem Verlangen nachzukommen, oder sich mit mir zu schlagen, denn ich sei entschlossen, mein Versprechen gegen das Mädchen nöthigenfalls mit den Waffen einzulösen. Bei dieser Erklärung änderte er sein Benehmen gänzlich. Er gestand, daß er, da ich das Mädchen einer solchen Vertheidigung würdig glaube, sie fortan auch respektiren müsse. Zugleich versicherte er mich offen seiner Freundschaft und Achtung für den ritterlichen Schutz, den ich einem armen und wehrlosen Mädchen angedeihen lasse.

„Wir trennten uns mit einem warmen und aufrichtigen Handschlag, und von Stund an waren wir, ich kann

wohl sagen, unzertrennbare Freunde bis zu seinem letzten Augenblick."

„Wie so? bis zu seinem letzten Augenblick?" fiel Paul ein, der sich an diesem Ausdruck festhielt, weil er für ihn selbst so große Wichtigkeit hatte.

„Ich habe zwei Brüder gehabt," fuhr indeß Brauner fort, ohne Paul zu antworten, „beide allgemein geachtete und angesehene Männer.

„Eines Tags besuchte ich den einen. Als ich zu ihm hineinkam, fand ich ein fremdes Frauenzimmer vor mir. Aus den zweideutigen Mienen meines Bruders schloß ich, daß es ein schlechtes Geschöpf sei, und da sie sich bald darauf entfernte, fragte ich ihn darüber.

„Es ist im Gegentheil eine verdammt gute Person, antwortete er. Sie hat mir schon manche Dienste geleistet, und gelingt es ihr auch mit dem Unternehmen, das ich jetzt im Schild führe, so ist sie wirklich unbezahlbar.

„Um was handelt es sich zunächst?„

„Kennst Du die schöne Marie in dem Obststand auf der Friedrichsstraße?

„Ich kann nicht sagen, wie sehr ich bei dieser Frage erschrak; inzwischen ließ ich mir nichts anmerken, sondern suchte ihn auszuforschen. Ich erfuhr jetzt, daß Marie lange Zeit ein Gegenstand der Huldigung meines Bruders gewesen war, und daß er die Neigung des Mädchens durch die Vorspiegelung gewonnen hatte, er wolle sie heirathen. Ich muß gestehen, daß ich meinem Bruder kaum eine solche Schlechtigkeit zugetraut hätte, und zu seiner Ehre muß ich auch erwähnen, daß der teuflische Plan von dem Weib ausgegangen war, das ich soeben bei ihm getroffen. Dieses Weib glaubte jetzt auch so weit gekommen zu sein, daß sie meinem Bruder in ein paar Tagen den schutz- und arglosen Raub in die Hände liefern könnte.

„Ich machte meinem Bruder Vorstellungen über das

Gemeine in seiner Handlungsweise, aber er ließ sich nicht bestimmen, von seinen Absichten zurückzutreten.

„Inzwischen war mein Entschluß, das Mädchen zu retten, gefaßt. Von meinem Bruder hinweg begab ich mich zu ihr.

„Ich sagte ihr jetzt, daß der Mann, den sie liebe, mein Bruder sei. Sie erröthete. Ich erzählte ihr von dem tückischen Anschlag, den ich entdeckt hatte, und bat sie, auf ihrer Hut zu sein.

„Die Frage betraf meinen Bruder und ich konnte nicht weiter gehen. Ein paar Tage später ging ich wieder an dem Obststand vorbei. Ich bemerkte in den Augen des Mädchens Spuren von Thränen und empfand einige Theilnahme.

„Nun," fragte ich sie, „hat er Sie betrogen?"

„Nein," antwortete sie.

Es war rührend, den Schmerz zu sehen, der schon seit einigen Tagen an ihr zehrte.

„Sie erzählte mir jetzt, sie habe es nicht über sich bringen können, meiner Angabe zu glauben, und sie habe sich nur mit Mühe vor dem schändlichen Betrug, den man gegen sie vorgehabt, gerettet.

„Das Weib, das ich bei meinem Bruder traf, hatte sich schon längere Zeit bei Marie einzuschmeicheln gewußt und sie ersucht, mit ihr nach Hause zu kommen. Marie versprach es. Am Abend desselben Tages war sie also abgeholt worden. Man führte sie in ein hübsches Zimmerchen und lud sie zum Thee ein. Marie aber, die in Folge meiner Warnung auf ihrer Hut war, bemerkte, als sie ihn kostete, daß er einen ungewöhnlichen Geschmack hatte, und in einem Augenblick, wo die Frau ihr den Rücken kehrte, verwechselte sie schnell die Tassen. Sie sah auch bald, daß sie nicht ohne Grund vorsichtig gewesen war, denn die Wirthin bekam einen schweren Kopf, so daß sie immer schläfriger wurde und zuletzt wirklich einschlief. Marie beschloß, sich jetzt zu entfernen, aber zu

ihrem Schreck fand sie, daß die Thüre verschlossen war. In diesem Augenblick hörte sie Tritte von außen und daß ein Schlüssel ins Schloß gesteckt wurde. Wo sollte sie sich verbergen? In der Angst nahm sie ihre Zuflucht in einen Schrank. Von da aus sah sie meinen Bruder hereintreten und hörte, wie er erbittert über die schlafende Frau loszog und unter Flüchen sie des Betrugs beschuldigte. In seinem Zorn verließ er bald darauf das Zimmer, ohne die Thüre zu verschließen. Marie glaubte, jetzt sei der Augenblick gekommen, aus dem Nest zu fliehen. Es war bereits dunkel. Vorsichtig schlich sie sich die Treppen hinab und kam an die Thüre. Aber in demselben Augenblick, wo sie auf die Straße hinauseilen wollte, ergriff ein Arm sie um den Leib.

„Listige Marie," hörte sie sich anreden, „Du glaubtest wohl, daß Du mir entgehen würdest? aber ich war klüger als Du."

„Mein Bruder hatte, als er die Treppe hinab kam, geahnt, daß sie möglicher Weise noch da sein könnte, und war an der Thüre stehen geblieben.

„Marie suchte sich loszumachen, aber er faßte sie um den Leib, um sie wieder hinaufzutragen.

„Sie wollte um Hülfe rufen, aber er hielt ihr den Mund zu.

„Sie konnte nicht länger bezweifeln, daß er eine Gewaltthat gegen sie vorhatte.

„Bereits war er auch mit seiner Last eine Treppe hinaufgekommen, als sie einem Bedienten begegneten.

„Retten Sie mich," rief Marie, „retten Sie mich!"

„Der Mann ergriff meinen Bruder sogleich beim Kragen, und um sich zu vertheidigen, mußte er seinen Raub loslassen. Es entstand ein Kampf, worin mein Bruder jedoch den Kürzern zog.

Nachdem der Bediente ihn abgefertigt hatte, begleitete er mit zuvorkommender Aufmerksamkeit Marie in ihre Wohnung.

„Wenn sie später manchmal von diesem Ereigniß sprach, konnte sie nie stark genug ihre Dankbarkeit für den Dienst ausdrücken, den er ihr so wohlwollend geleistet hatte, ohne daß er dabei etwas anders als seine Pflicht zu thun glaubte."

Brauner verstummte hier.

„Wollt ihr wissen, wer dieses schon damals so lasterhafte Weib war? Es war keine andere als diese hier," und er deutete dabei auf die Wirthin.

„Und solltet ihr auch wissen wollen, wer der Bediente war, der Marie so uneigennützig rettete, so seht ihr ihn hier." Es war Jack.

Die Wirthin drückte ihren Verdruß mit Grimassen aus. Jack senkte seinen Blick zur Erde.

„Laßt uns nicht hier stehen bleiben," fuhr Brauner fort, als er sah, wie die Aufmerksamkeit sich diesen beiden Personen zuwandte. „In Folge des erzählten Ereignisses war es mir jetzt unbenommen, Marie all die Ergebenheit zu zeigen, die ich für sie hegte. Der Verdruß über die Handlungsweise meines Bruders hatte alle Neigung von Seiten des Mädchens erstickt. Dagegen entging mir das unbedingte Vertrauen nicht, das sie mir bewies, und mein Gefühl wurde immer mehr und mehr zu ihr hingezogen.

„Die Zeit verging. Ich hatte inzwischen unendlich viele Gelegenheiten, Mariens gutes Gemüth, ihren reinen Charakter, ihre zunehmende Herzlichkeit gegen mich zu beobachten. Eines Tages fand ich den Obststand verschlossen, und am folgenden Tag bemerkte ich, daß ein mir unbekanntes Frauenzimmer Mariens Platz darin eingenommen hatte. Ich fragte nach der Ursache und erfuhr, daß Marie verschwunden sei; Niemand wußte wohin. Im ersten Schmerz darüber dachte ich daran, mit dem Polizeimeister zu sprechen; aber ich verwarf diesen Plan, weil ich fürchtete, auf irgend eine Art das Mädchen zu verletzen, im Fall sie mit eigenem Willen ent-

wichen wäre. So verfloß eine Woche, als eines Tags ein junger Mensch bei mir eintrat.

„Es war Mariens Bruder und etwa drei Jahre jünger als sie. Nachdem er sie mehrere Tage zu Hause vermißt, hatte er keinen Augenblick Ruhe gehabt, bis er sie wieder gefunden, und er wurde in seinen Forschungen durch einige Aeußerungen geleitet, welche Marie über die Gefahr, der sie neuerdings blosgestellt gewesen, hatte fallen lassen. Ohne von Jemand verhindert zu werden, hatte er sich Tag und Nacht in der Nähe der Wohnung dieses Weibes aufgehalten, und er bemerkte bald, daß mein Bruder sich vorsichtig hinein und wieder heraus schlich. Einmal folgte er ihm dicht auf den Fersen in die Treppen hinein und sah, wie er sich in eine Dachkammer begab. Er wartete, bis mein Bruder sich entfernte, und eilte dann an die Thüre. Er klopfte an. Marie antwortete ihm. Streng bewacht und eingesperrt, bat sie ihn zu mir zu gehen und um meine Vermittlung zu bitten.

„Sobald der Jüngling mir alles mitgetheilt, was er mir zu sagen hatte, eilte ich Marie zu Hülfe.

„Das gute Herz hat seine eigene Beredtsamkeit, seine eigene Schönheit. Die ungekünstelte Natur hat die Sprache der Engel noch nicht vergessen.

Was ist die Civilisation? Ist sie etwas anderes als das Bemühen der Wissenschaft und Kunst, die im Verlauf der Jahrhunderten verloren gegangenen einfachsten Wahrheiten der Natur wieder aufzusuchen, und wie man sie aufsuchen mag, sie finden sich doch blos in unsrer eignen Brust, in unserem Herzen in der paradiesisch reinen Unschuld in uns selbst wieder. Mancher möchte vielleicht sagen, Marie habe keine Bildung besessen, aber es wäre schwer zu bestimmen, welche Art von Bildung ihr mangelte, um eine Zierde ihres Geschlechtes zu werden. In ihrer rührenden Dankbarkeit offenbarte sie den ganzen Reichthum jungfräulicher Schönheit und Reinheit, der in

ihrer Brust wohnte; in der zitternden und melodischen Stimme ergriff mich die Musik, die so bewußtlos in ihrem Herzen ruhte.

„Das Benehmen meines Bruders hatte mich tief empört; ich ging zu ihm, sagte ihm meine Meinung und forderte ihn auf, sich in Acht zu nehmen, indem Marie jetzt unter meinem Schutz stehe.

„Ich liebte das Mädchen.

„Mir zu Liebe kehrte sie nicht mehr in den Obststand zurück. Ich bezahlte für sie bei einer geachteten Familie, bei welcher sie noch mehr Gelegenheit erhielt, alle ihre guten und liebenswürdigen Eigenschaften zu entwickeln. Nach einem halben Jahr heirathete ich sie.

„Niemand konnte glücklicher sein als ich. Wie ein klares und offenes Auge wandte sich Mariens Liebe immer gegen mich; gleich dem Eindruck eines warmen und treuen Handschlags, erfüllte sie mein Herz mit wonnigem Behagen.

„Sie hatte keine andern Verwandten als ihren minderjährigen Bruder . . . Vielleicht . . . Brauner sah sich dabei um, bis sein Blick endlich auf Roman haften blieb . . . vielleicht möchtet ihr gerne wissen, was er geworden ist und wo er sich jetzt befindet?

„Was er geworden ist? Er ist ein ehrlicher Mann geworden.

„Wo er sich befindet? Er befindet sich hier, hier an meiner Seite.

„Roman ist mein Schwager.

„Aber ich hatte selbst zwei Brüder, diese wurden jetzt ganz anders gegen mich.

„Keiner von Beiden kam zu meiner Hochzeit. Beide sprachen laut ihre Mißbilligung über meine Ehe aus. Sie betrachteten dieselbe als eine Mesalliance, und meine übrigen Freunde und Bekannten vereinigten sich mit ihnen in derselben Ansicht. Aber was bedeuteten

wohl diese Verluste? Mariens reiches und zärtliches Herz schenkte mir vollen Ersatz.

„Unter allen meinen Freunden blieb nur Baron Lander mir ebenso treu ergeben wie vorher.

„Bisher hatte ich im Norden gewohnt; aber einige Geschäftsangelegenheiten, auf die ich mich einließ, nahmen unvermuthet einen großen Theil meines Vermögens weg, und ich begann die Erfahrung zu machen, was Kummer hieß.

„Ein Jahr oder etwas darüber war inzwischen verflossen.

„Es entging mir nicht, daß Marie um diese Zeit auszugehen anfing, ich wußte nicht wohin, und daß sie zuletzt sogar ganze Tage ausblieb. Ich fragte sie zwar um die Ursache, aber sie scherzte und bat mich, nicht eifersüchtig zu sein.

„Daran hatte ich wirklich auch noch nie gedacht, aber eines Tags, als sie wieder abwesend war, fand ich ein Billetchen im Schlüsselloch meiner Thüre. Es war an mich adressirt und versiegelt. Man schrieb mir, Marie habe eine Neigung für einen jungen Mann gefaßt und sich durch seine Artigkeiten besiegen lassen. Ich möge nur ihrer Spur folgen, so werde es an weitern Aufschlüssen nicht fehlen. Ich überdachte jetzt meine und meiner Frau Verhältnisse genau, und ich mußte mir selbst gestehen, daß ihre vielen Wanderungen aus dem Hause allerdings etwas Auffallendes hatten. Dabei erinnerte ich mich, daß sie wirklich von Zeit zu Zeit Kleinigkeiten, die wir bedurften, oder auch Geld nach Hause gebracht hatte. Ich litt unbeschreiblich durch die Zweifel, die in mir auftauchten, beschloß aber ganz einfach, Marie den Brief zu zeigen, wenn sie nach Hause käme. Sie las ihn, indem sie bald erröthete, bald erblaßte, und sie gab unter Thränen und Lachen eine Erklärung über Beides ab. Ich sah das Unbefriedigende dieser Erklärung wohl ein, ließ es aber gleichwohl dabei bewenden.

Am folgenden Morgen ging sie nichtsdestoweniger wieder aus und so fuhr sie fort. In diesen Tagen traf ein neues, anonymes Schreiben ein, und zwar auf demselben Weg wie das vorhergehende. Es wäre mir unmöglich, zu beschreiben, wie sehr es mich aufregte. Ich beschloß jetzt, sie aufs Genaueste zu beobachten.

„Als Marie das nächstemal ausging, folgte ich ihr in einiger Entfernung. Worte können nicht wiedergeben, was ich dabei litt. Das Herz, dieser Thautropfen im Kelch unserer Brust, der in seinem Miniaturspiegel den ganzen Himmel auffassen kann, wenn er voll von Sternen steht, faßt ihn auch auf, wenn er voll von Gewittern und Blitzen einer Hölle über unseren Häuptern gleicht. Jeder Schritt, den ich that, marterte mich, als führte er auf einen Richtplatz. Ich glaubte auch wirklich, der Weg gehe zum Richtplatz meines Glückes. Diejenige zu beargwöhnen, welche man liebt, ach, es gibt keinen größern Schmerz, und dieser Schmerz reißt auch zwei Herzen auseinander und zerfleischt sie dabei.

„Mariens Weg führte sie in einen abgelegenen Theil des Südens.

„Ich folgte ihr wie ein Verbrecher.

„Auf einmal verschwand sie in einer Thüre, die in ein gelb angestrichenes Häuschen mit grünen Pfeilern führte.

„Ich schlug den Mantelkragen hinauf und drückte den Hut tief ins Gesicht.

„Es war mir unmöglich, ihr sogleich hinein zu folgen; meine ganze Seele war im Aufruhr.

„Ich ging also ein Paar Mal auf und ab; als ich endlich meine Blicke hineinwarf, sah ich Marie an einem Fenster vorbeischweben, und einen Augenblick nachher gewahrte ich einen hübschen Mann.

„Ueberwältigt von Qualen ging oder stürzte ich vielmehr ins Haus.

„Die Thüre ging auf.

„Im Zimmer fand ich ein Frauenzimmer bei meiner Frau, und alle beide waren mit Nähen beschäftigt.

„Ein Herr ging auf und ab. Es war derselbe Mann, den ich im Fenster gesehen hatte.

„Von beunruhigenden Gefühlen gequält, vermochte ich nicht ein einziges Wort zu sprechen.

„Meine Frau bemerkte meine Anwesenheit nicht sogleich, weil sie von der Arbeit gänzlich in Anspruch genommen war. Als sie ihre Augen aufschlug, warf sie die Arbeit von sich und eilte erröthend und mit offenen Armen auf mich zu. Ich schob sie zurück und erinnerte sie an den Brief, den ich ihr gezeigt; zugleich verlangte ich eine vollständigere Erklärung. Während sie sprach, bemerkte sie meinen Argwohn und eine Thräne kam in ihre Augen.

„Viele Jahre lang hat mich diese Thräne wie eine feurige Kohle auf meinem Herzen gebrannt.

„Aber die Thräne machte bald einem Lächeln Platz und Marie ersuchte mich, ihr in ein anderes Zimmer zu folgen.

„Hier setzte sie mir auseinander, daß sie, obschon ich ihr nicht mitgetheilt, daß meine Angelegenheiten sich verschlimmerten, gleichwohl es bemerkt und deßhalb beschlossen habe, die Putzmacherei zu lernen, um auch Etwas verdienen zu können. Sie habe deßhalb eine Bekannte aufgesucht, die mit einem Schiffskapitän verheirathet sei und sich nebenbei mit solchen Arbeiten beschäftige. Sie gab zwar zu, daß es ihre Pflicht gewesen wäre, mir ihr Vorhaben mitzutheilen; aber sie habe gefürchtet, ich möchte mich ihrem Beschlusse widersetzen, und deßhalb habe sie ihn noch vor mir geheim halten wollen. Das Geld, das sie mit nach Hause gebracht, sei der Ertrag ihrer eigenen Arbeit gewesen.

„Sie machte mir nun den Vorschlag, unsere bisherige Wohnung zu verlassen und statt dessen einige von den Zimmern zu miethen, die der Schiffskapitän be-

wohnte, und die seine Frau als für überflüssig abtreten wolle, weil ihr Mann in der folgenden Woche wieder zur See ginge.

„Marie hatte auch an ihren Bruder gedacht, und der Kapitän hatte ihr versprochen, ihn auf seiner nächsten Fahrt mitzunehmen.

„Wie mild war nicht die Züchtigung, die ich für meine erwachte Eifersucht erhielt! So wird diese Untugend von jedem braven Weibe bestraft. An Mariens Brust schwur ich meinen Fehler ab.

„Einige Wochen später wohnten wir bereits in diesen Zimmern, der Kapitän . . . er hieß Blommert . . . war abgereist und hatte Mariens Bruder mitgenommen.

„Unsere neue Wohnung war klein, aber wir befanden uns nichts desto weniger glücklich darin.

„Eines Tages, als ich gerade ausgehen wollte, stand ein Soldat im Gange.

„Er grüßte mich militärisch und sagte, daß er mich suche.

„Ich fragte, wie er heiße.

„‚Jack,‘ antwortete er.

„Ich hatte von Marie gehört, daß er sie einmal aus der Gewalt meines Bruders befreit habe, aber ich hatte ihn noch nie gesehen.

„Ich bat ihn, einzutreten.

„Als er ins Zimmer kam, spielte ein kleines Mädchen, die zweijährige Tochter der Frau Blommert, zu den Füßen meiner Frau.

„Beim Anblick der Kleinen blieb Jack ganz ernsthaft stehen und betrachtete sie.

„Ein Seufzer hob dabei seine Brust.

„Du liebst die Kinder?“ bemerkte ich.

„Es ist wahr, Herr,“ antwortete er; „ach, wer immer ein Kind bleiben dürfte!“

„Marie fragte ihn, warum er sich jetzt in Uniform zeige, und nicht wie früher in Civilkleidern.

„Er erzählte darauf, daß sein Herr ihn geschlagen, und daß er im Aerger darüber Handgeld genommen habe. Er gab zwar zu, daß er es bereits bereue, zumal, da er bei ruhiger Ueberlegung eingesehen, daß er die Strafe verdient habe, allein die Sache lasse sich jetzt nicht mehr ändern.

„Ich komme inzwischen hieher," fügte er nach einem sichtbaren Bedenken hinzu, „um Auskunft über Dinge zu ertheilen, welche Sie beunruhigt haben dürften."

„Ich forderte ihn auf, fortzufahren.

„Sie haben doch zwei anonyme Briefe erhalten?" fragte er mich jetzt. „Beide steckten im Schlüsselloch Ihrer früheren Wohnung im Norden?"

Ich gab es zu."

„Zufällig habe ich Kenntniß davon erhalten," fuhr er fort, „und ich eilte sogleich hieher, um Ihnen zu sagen, daß sie von einer Person geschrieben sind, die keinen sehnlicheren Wunsch hat, als Ihnen zu schaden."

„Ich bat ihn, mir diese Person zu nennen, damit ich mich in Zukunft in Acht nehmen könne, allein er erklärte, er könne mir den Namen nicht mittheilen, dagegen wolle er sich verpflichten, alle Schritte der unbekannten Person genau zu überwachen.

„Marie sprang dabei von ihrem Platze auf, schlang ihre Arme um meinen Hals und drückte einen Kuß auf meine Lippen.

„Du kannst," sagte ich zu Jack, „der unbekannten Person melden, was Du hier siehst, und daß ihr Plan, Unfrieden zwischen uns zu stiften, nicht gelungen sei."

„So muß es sein," sagte Jack; „aber es ist nicht überall so."

„Während dieser Zeit war das kleine Mädchen, das auf dem Boden spielte, aufgestanden und betrachtete Jack.

„Papa!" sagte sie jetzt.

„Sie nannte alle Männer Papa.

„Dieß war das einzige Wort, das sie bis jetzt aussprechen konnte.

„Und während sie Jack so anredete, reichte sie ihm ein Blümchen.

„Jack hob gerührt die Kleine auf und küßte sie.

„Sie können nicht glauben, Herr," sagte er, „wie wunderbar es einem Manne zu Muthe ist, wenn er sich zum erstenmal mit dem Namen Papa anreden hört."

„Als er ging, steckte er die Blume zu sich.

„Jack war ein guter Mensch."

Hier verstummte Brauner wieder.

„Wollt Ihr wissen," fuhr er jedoch nach einer kurzen Pause fort, „wer die anonymen Briefe geschrieben hatte? Es war niemand anders, als dieses Weib hier."

Brauner deutete von Neuem auf die Wirthin des Caffe London.

„Und wollt Ihr wissen, wer das kleine Mädchen war, das Jack als Papa anredete? Ich habe gesagt, daß sie die Tochter des Kapitäns Blommert war, und ich sage jetzt, daß es Fanny war."

Brauners Mittheilung erregte bei den Anwesenden eine lebhafte, freudige Theilnahme für Fanny.

Nur auf Pauls Stirne glätteten sich die Runzeln nicht.

Selbst vater- und mutterlos glaubte er sich gleichsam von der Freude der Andern ausgeschlossen.

Fanny's Augen gewannen auf einmal ihren Glanz wieder, und sie sank still an Heinrichs Brust.

„Du hast mich soeben nicht verschmäht," flüsterte sie, so, daß er allein es hören konnte, „jetzt bin ich auch Dein."

„Ich habe," fuhr Brauner, ohne sich in seinen Gedanken ganz stören zu lassen, fort, „bereits gesagt, daß Baron Lander stets mein Freund blieb.

„Auch er hatte sich verheirathet, aber Geschäfte im Süden Schwedens zwangen ihn, wegzureisen, und sein

Aufenthalt daselbst verlängerte sich einen Monat um den andern.

„Vor seiner Abreise hatte er bereits einen Lieblingswunsch erfüllt gesehen, d. h. seine Frau hatte ihn mit einem Sohn beschenkt.

„Die meisten der Anwesenden kennen ihn: dieser Sohn ist kein Anderer als Fritz.

„Nach längerer Abwesenheit erhielt ich indessen einen Brief von Lander, worin er mir seine Rückkehr auf einen bestimmten Tag ankündigte und mich ersuchte, ihm mit frischen Pferden bis an einen gewissen Ort entgegen zu kommen, weil er in meiner Begleitung sogleich auf das damals dem Baron Krook gehörige Gut Großsmestad zu gehen wünsche, wo seine Frau sich eben aufhielt.

„Lander war ein unerschrockener, etwas brutaler, vielleicht gar zu kurz angebundener Mann, und sein Brief lautete mehr wie ein Befehl, denn wie ein Wunsch. Ich fand leicht, daß er in einem heftigen Augenblick geschrieben war. Es kam mir vor, als wäre entweder seine Frau von einem Blitz gejagt worden, oder als triebe sich in seinen eignen Gedanken ein Blitz herum.

„Lander wußte, daß er sich auf mich verlassen konnte, und ich erfüllte auch pünktlich seinen Wunsch.

„Ich erblickte in dem Inhalt seines Schreibens nur sein brennendes Verlangen, bald wieder mit seiner Frau zusammenzutreffen, von der er so lange Zeit getrennt gewesen war. Es stand auch nicht lange an, so kam er; aber er kam nicht, wie ich erwartet hatte, mit einem freundlichen und fröhlichen Lächeln, sondern aufgeregt, heftig, ungeduldig, wortkarg, bitter.

„Ich fragte ihn, was er habe.

„Nichts," antwortete er blos; „fahr nur zu, fahr zu."

„Ich läugne nicht, daß ich mich dadurch verletzt fühlte, und ich machte auch beim Gasthaus kein Hehl aus meinem Verdruß. Es entstand ein kurzer Wortwechsel. Da aber

Lander mir zuletzt nicht mehr antwortete, so hörte alles Gespräch zwischen uns auf. Das Schweigen hatte unläugbar ein feindseliges Aussehen.

„Wir kamen jetzt nach Smestad.“

Brauner hatte ohne längere Pausen gesprochen und er schöpfte Athem, gleichsam, als wolle er seine Kräfte sammeln.

Während des letzten Theils seiner Erzählung war Paul immer aufmerksamer geworden.

Fragend und verwundert heftete er seine Blicke auf den Greis.

Paul ahnte, was kommen würde.

„Fahr fort, Brauner,“ bat er, sich seiner Ungeduld überlassend, „um Alles in der Welt, fahr fort!“

„Baron Lander,“ fuhr auch der Greis fort, „hüpfte aus dem Wagen und sprang ins Haus.

„Ich für meinen Theil wartete ein wenig, weil ich ihm und seiner Gemahlin Gelegenheit lassen wollte, sich ohne fremde Zeugen zu begrüßen. O mein Gott! hätte ich das nicht gethan!

„Als ich hinauf kam . . . ach, es beginnt noch jetzt vor meinen Augen zu dunkeln, wenn ich daran denke, da fand ich blos Landers Leiche im Salon.

„Es war in demselben Salon, wo wir uns jetzt befinden. Hier, wo ich stehe, fand ich ihn ermordet.

Ein tiefer Messerstich von hinten war in sein Herz gedrungen und hatte ihn augenblicklich getödtet.

Ich eilte vor, zog das Messer aus dem Rücken, und mit gefalteten Händen erhob ich die Mordwaffe anklagend gen Himmel.“

Brauner konnte vor Rührung seine Erzählung nicht fortsetzen.

Von seinen Gedanken hingerissen, sank er auf seine Kniee, gleich als läge er noch jetzt neben der Leiche seines Freundes.

Aber bald erhob er sich wieder und beherrschte sich.

„Ich kann mich,“ sagte er, „nicht erinnern, wie lange ich in dieser Stellung liegen blieb, aber ich wurde bald aus meiner Betäubung erweckt, als ich hörte, daß die Thüre hinter mir geöffnet wurde, und mehrere Personen hereinstürzten, die mich des Mordes bezüchtigten.

„Ich vermochte kaum die Stimme zu meiner Vertheidigung zu erheben, und es hätte auch wenig geholfen.

„Diejenigen, die mich anklagten, waren meine alten Freunde, General Rosenpalm, Graf Kurt, Baron Krook, der Jude Abraham, meine zwei Brüder, und hinter ihnen stand eine Reihe von ihren und Landers Bedienten.

„Im nächsten Augenblick stürzte die Frau meines dahingeschiedenen Freundes herein. Ihr Kummer war entsetzlich; beinah ohnmächtig wankte sie hinaus, um ihren Schmerz in der Einsamkeit zu verbergen.

„Mich übergab man gefesselt den Händen der Justiz.“

Brauner stützte sich auf Romans Arm und seine Blicke irrten umher. Er schien von der bloßen Erinnerung, die seine Erzählung hervorrief, noch zu erbeben.

Von Paul konnte man sagen, sein Herz habe sich lauschend geöffnet, um nicht ein einziges Wort zu verlieren.

„Am folgenden Tag,“ fuhr Brauner endlich fort, „las man in allen Zeitungen die Erzählung von Baron Landers Ermordung und der auf mir lastenden Anklage.

„Im Gefängniß bat ich um die Erlaubniß, mit meiner Frau sprechen zu dürfen, aber man verweigerte mir's.

„Als die Zeit der Aburtheilung herannahte, stellten sich ganze Schaaren von Neugierigen im Gerichtssaale ein.

„Ich führte alle Gründe, welche die Umstände mir boten, zu meiner Vertheidigung an.

„Dagegen bemerkte man:

„Der Kutscher habe auf dem Weg nach Großsmestad

einen heftigen Streit zwischen Lander und mir gehört, ohne übrigens den Gegenstand desselben angeben zu können. Hierauf sei ein feindseliges Schweigen zwischen uns entstanden; ich hätte mehrmals ungeduldig den Kutscher aufgefordert, zuzufahren, gleich als triebe mich ein heftiges Verlangen, bald an Ort und Stelle zu kommen. Lander sei noch in seinem Zorn aus dem Wagen gesprungen; außer Lander und mir habe sich im ganzen Hause kein Mensch vorgefunden, als der Mord begangen worden sei, denn die Baronin sei im Park draußen gewesen, wo sie von den Leuten gesehen worden, und endlich sei ich mit der Mordwaffe in den Händen an der Seite des Todten überrascht worden.

„Die Untersuchung währte lange.

„Ich bat von Neuem um Erlaubniß, meine Frau im Gefängniß sehen zu dürfen, aber man verweigerte sie mir abermals.

„Endlich wurde das Urtheil gefällt.

„Manche Gründe sprachen gegen mich, aber positive Beweise fanden sich gleichwohl nicht vor.

„Ich wurde freigesprochen, aber unter das Gericht der Zukunft, unter das Gericht Gottes gestellt, mit andern Worten, von der Instanz entbunden.

„Mit diesem Fluch der Gesellschaft über meinem Haupte, verließ ich das Gefängniß.

„Mehrere Monate hatte ich meine Frau nicht gesehen und nicht die mindeste Nachricht von ihr erhalten.

„Angegriffen, geschwächt, gebrochen in meiner Seele, näherte ich mich mit schwankenden Tritten meiner Wohnnng wieder.

„Derjenige, der längere Zeit von seiner Heimath entfernt war, weiß erst, wie theuer sie ihm ist; wer sie aber schuldlos und rein verlassen hat, und nun mit Verbrechen, wenn auch nur mit dem Schatten eines solchen, belastet zurückkehrt, der wird bald erfahren, daß

man in seiner höchsten Liebe auch seine höchste Verzweiflung finden kann.

„Meine Kräfte waren erschöpft. Die Gefängnißluft und der Kummer hatten mich sehr angegriffen. Meine Gedanken waren nicht so frisch, wie früher. Mehr als einmal war ich genöthigt, auszuruhen.

„Im Uebrigen kam es mir so wunderbar vor, frei zu sein. Der Abstand zwischen der Dämmerung im Gefängniß und dem hellen Tag draußen, zwischen dem Schweigen des Kerkers und dem Getöse und Menschengetümmel auf den Straßen — genug, ich wußte kaum, wo ich war.

„Die Glocken hallten dumpf und langsam vor meinen Ohren. Die Trommeln ertönten. Die Leute sprangen hin und her. Truppen marschirten im Sturmschritt vorwärts. Ich begriff nicht, was ich sah. Alles erschien mir wie ein sonderbarer Traum.

„Je weiter ich kam, um so mehr vergrößerte sich die Menschenmenge. Man rief und schrie um einander her, aber ich hörte den Inhalt nicht, sondern nur das Getöse. Als ich ans Ende der Glaskramerstraße kam, schlug mir auf einmal der Schein einer Feuersäule, die sich hoch gen Himmel erhob, in die Augen. Unwillkürlich blieb ich stehen. Schreck und Unruhe bemächtigten sich meiner. Ich starrte vor mich hin. Welcher entsetzliche Gedanke flog nicht durch meine Seele! Der Gedanke, daß in meiner eigenen Wohnung Feuer ausgebrochen sei! Die Verzweiflung gab mir augenblicklich alle meine Kräfte wieder. Ich eilte vorwärts, stürzte unter den Volkshaufen hinein und befand mich grade vor meiner Wohnung, die in hellen Flammen stand. Von dem Dach rasselten die Ziegel herab; Niemand wagte hinein zu dringen. Ich sah indeß keine Gefahr, sondern stürzte zur Hausthüre hinein. Als ich hinaufkam, eilte ich ins Schlafzimmer meiner Frau. Das Feuer war bereits darin ausgebrochen; eine Magd war beschäftigt, ein Kind aus der Wiege zu nehmen. Ich

fragte nach Marie, nach meiner Frau. Die Magd gaffte mich wie einen Wahnsinnigen an, erklärte aber endlich, daß sie todt sei."

„Todt?"

„Bei der Nachricht von meinem vermeintlichen Verbrechen hatte sie einem Sohn das Leben gegeben und war gestorben.

„Das Kind, mit welchem die Magd sich beschäftigte, war mein Sohn.

„Ich nahm den Jungen und eilte wieder hinaus, erinnerte mich aber in diesem Augenblick an Frau Blommert. Sogleich setzte ich mein Kind nieder und eilte wieder hinauf.

„Kapitän Blommert hatte bei einem heftigen Sturm Schiffbruch gelitten und war selbst dabei umgekommen. Nur mein Schwager Roman und einige andere von der Mannschaft hatten sich auf ein fremdes Schiff retten können, das sie aufnahm. Bei dieser Nachricht war seine Frau erkrankt — jetzt war noch das Feuer ausgebrochen, und als ich hinauf kam, fand ich sie im Rauch erstickt. Ihr kleines Mädchen, Fanny, lag auf der Thürschwelle und gab noch Lebenszeichen von sich; vielleicht war sie durch den Luftzug, der durch eine Thürspalte kam, gerettet worden. Ich hob sie auf und eilte wieder hinab.

Als ich an den Platz kam, wo ich meinen Sohn niedergesetzt hatte, fand ich ihn nicht mehr. Ich suchte ihn überall, aber vergebens. Ohne Zweifel würde ich selbst verbrannt sein, wenn nicht Einer von der Löschmannschaft mich an den Schultern gepackt und hinausgetrieben hätte. Als ich das Haus verließ, stürzte es hinter mir zusammen. Inzwischen war ein Ordnungscordon um den Platz gezogen worden, und unter der Mannschaft erkannte ich Jack. Ohne zu wissen, was ich that, übergab ich ihm Fanny. Nach meinem Sohn rufend, fiel ich bewußtlos in einiger Entfernung zu Boden."

Während Brauner diese herzzerreißenden Scenen

erzählte, hatte seine Rührung immer mehr überhand genommen. Mehr als einmal schien er unter seiner Pflicht als treuer Berichterstatter zu erliegen, aber Roman unterstützte ihn getreu und suchte ihm mit seinen Blicken den Muth zur Fortsetzung einzuflößen. In kurzen Sprüngen eilten seine Gedanken, wie von Dämonen verfolgt, über diese Augenblicke des Unglücks hinweg.

Es wäre vergebens, die Empfindungen der andern Anwesenden schildern zu wollen.

Wir wollen bloß erwähnen, daß Pauls Brust immer höher wogte, während seine Gefühle unaufhörlich sein Herz erweiterten.

Einen Augenblick schmeichelte er sich mit dem Gedanken, der Sohn des Greises zu sein, aber dieser matte Lichtstrahl der Hoffnung erstarb.

„Sie haben uns, fiel er, außer Stands, die Stimme seines Herzens zurückzuhalten, ein, „Sie haben uns nicht gesagt, ob Ihr Sohn verbrannt ist oder ob Sie ihn wiedergesehen haben."

Brauner wandte sich heftig gegen Paul, aber nachdem er einen langen Blick auf ihn geheftet, schauderte er zurück und wandte sich von ihm ab.

Paul glaubte zu verstehen, daß Brauner von dem so aufregenden Gegenstand nicht mehr sprechen wolle.

„Ich habe," fuhr indeß der Greis fort, „nicht erwähnt, daß mein rechter Namen eigentlich Kellner ist, aber da Jedermann die Geschichte von der Lander'schen Ermordung kennt, so hielt ich das nicht für nöthig.

„Als ich nach der schrecklichen Katastrophe wieder zur Besinnung kam, sah ich bald die entsetzliche Tiefe des Unglücks ein, worin ich mich befand; mein Vermögen war draufgegangen, meine Familie war zerstört, und der Verdacht eines abscheulichen Mordes lastete in Folge des gerichtlichen Spruches auf mir.

„Ich beschloß, mich von der Welt zurückzuziehen und mich in mich selbst zu verschließen. Ich nahm den Namen

Brauner an und ergriff den Bettlerstab; aber ich will den Kelch des Leidens für Andere nicht dadurch voll machen, daß ich unnöthiger Weise mein Leben während dieser Zeit erzähle. Gegen meinen Willen — in Folge von Armuth und Krankheit mehr todt, als lebendig, wurde ich in die Hauptstadt zurückgeführt. Die harten Schläge, die mich getroffen, hatten mein Aussehen verändert. Ich war nicht mehr ein gesunder, kräftiger Mann; ich war bereits ein Greis. Meine Stirne war durchfurcht, meine Wangen waren erblaßt, mein Haar ergraut, mein Rücken hatte sich gebeugt. Keiner von meinen früheren Bekannten konnte mich jetzt wieder erkennen.

„Nur ich kannte die Leute.

„Vom Hungertod in einer elenden Hütte hatten zwei entflohene Diebe mich gerettet, und als ich wieder zu Kräften kam, befand ich mich im Caffe London.

„Der Zufall hatte mich in den Mittelpunkt aller Laster geworfen.

„Einen Augenblick gedachte ich mich zu entfernen, ich ging jedoch davon ab, weil ich überlegte, daß mein Leben doch nun einmal gebrochen, und daß ich vielleicht von der Vorsehung in diesen Abgrund gestürzt worden sei, um gleichwohl noch einigen Nutzen in der Welt stiften zu können.

„Hierzu trugen auch noch zwei andere Umstände bei.

„In der Wirthin des Caffe entdeckte ich dasselbe Weib, dessen Verfolgungen meine Frau ausgesetzt gewesen war, und bei ihr traf ich auch Fanny.

„Obschon ich lange keine Erklärung über diesen unbegreiflichen Umstand erhalten konnte, so gelang es mir doch zuletzt, und ich will den Gang der Ereignisse so erzählen, wie ich ihn kenne.

„Ich habe gesagt, daß Jack in einem Augenblick der Uebereilung sich hatte anwerben lassen. Bald darauf machte er Bekanntschaft mit einem Frauenzimmer, das eine Schenkwirthschaft auf dem Ladugardsfeld eröffnet

hatte. Jack war ein galanter junger Soldat, dabei aber beständig hungrig und durstig, und sie war eine wohl bestellte Wirthin, die ihr Haus voll von Eß- und Trinkwaaren hatte, und dabei äußerst heirathslustig.

„Ein Gardist darf keine andere Person heirathen, als eine solche, von der man glaubt, daß sie ihn ernähren und versorgen könne.

„Dieß konnte nun die Wirthin, und nach einiger Zeit heiratheten sie einander.

„Seine Kameraden betrachteten dieß als eine gute Parthie.

„Dieses Weib war keine andere Person, als diejenige, die meiner Frau so viel Leid angethan hatte.

„Jack lernte als ihr Mann ihren Charakter bald kennen. Unter Andern entdeckte er die anonymen Briefe, die sie schreiben ließ, um zwischen mir und Marie Mißtrauen und Haß zu säen, und obschon er seine Frau nicht des Verbrechens anklagen wollte, folgte er doch dem Gebot seines Gefühls, indem er uns mittheilte, daß die Briefe Nichts als Lügen enthielten. Bei diesem Besuch ... dem einzigen, den er uns machte ... faßte er Liebe für Fanny, und da ich bei der Feuersbrunst das Kind in seine Arme legte und nicht zurückforderte, so nahm er es mit nach Hause. Bei dem Verhältniß, in dem er zu seiner Frau stand, wagte er ihr nicht zu entdecken, wem das Kind gehörte. Er behauptete, er habe es in einem Thorgang gefunden, und bat seine Frau, es aufzunehmen. Jack besaß jetzt nichts Theureres, als dieses Kind. Er liebte es, wie wenn es ihm selbst gehörte, er liebte es mehr, als sich selbst. Den einzigen Frieden, den er auf Erden zu besitzen meinte, fand er in Fanny's Blick; die einzige Liebe, die er in seinem Leben zu finden glaubte, war die Tochterliebe, die mit dem elternlosen Kinde aufwuchs. Aber die Verhältnisse sollten sich bald ändern. Eines Tags wurde Wache requirirt, um einen Dieb zu verhaften, und Jack war unter der Patrouille. Als er

an Ort und Stelle kam, fand er zu seinem Entsetzen, daß es seine eigene Frau war, die er wegen eines Diebstahls ins Gefängniß abführen sollte. Er verweigerte den Gehorsam. Man wiederholte ihm den Befehl. Er zerschlug sein Gewehr und warf die Stücke dem Korporal ins Gesicht. Er wurde sogleich wegen Insubordination verhaftet und bald darauf vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Die königliche Gnade verwandelte die Todesstrafe in lebenslängliche Festungsarbeit, aber auch diese Strafe wurde später noch gemildert, und nach wenigen Jahren erhielt er seine vollkommene Freiheit wieder. Während seiner Gefangenschaft hatte er durch Umgang mit den übrigen Gefangenen viele von ihren Grundsätzen eingesogen. Das einzige Band, das ihn noch immer an die Gesellschaft festhielt, war seine Liebe zu Fanny. Aber da er sich selbst als erniedrigt betrachtete, so wollte er sie nicht aufsuchen, wenn er sich nicht unter vortheilhafteren Umständen zeigen könnte. Er beschloß also Matrose zu werden und kam nach einigen Jahren unter das Kommando Roman's, der inzwischen in seiner Laufbahn vorgerückt war und jetzt das dem Großhändler Kellner gehörige Schiff Delphin befehligte.

„Roman hatte Jack früher nicht gesehen und kannte das Verhältniß nicht, worin er zu mir gestanden.

„Das Ereigniß, durch welches Jack mit Paul bekannt wurde, übergehe ich. Als Arrestant war er verwildert, und verlockt durch Versprechungen von einer gewissen Seite her, so wie durch seinen Wunsch, Fanny reich, sehr reich zu machen, ließ er sich zu einer That verleiten, die ihm indeß bereits verziehen worden ist. Seine Frau konnte des Verbrechens, weßhalb man sie verhaftete, nicht überwiesen werden. Von ihrer schlechten Natur verleitet, gab sie bald ihr Schenkgeschäft auf und eröffnete das Caffe London. Schon früher hatte sie die Fäden von mehr als einem Verbrechen in der Hand gehalten; von jetzt an bekam sie ihrer noch viele.

„Seit meiner Genesung wohnte ich niemals dort, aber ich besuchte das Haus oft.

„Fanny wurde mit Milde erzogen.

„Inzwischen hatte ihre Pflegemutter . . . man sah dieß nur zu gut . . . gleichwohl ihre Spekulationen mit ihr.

„Ich würde jetzt," unterbrach sich Brauner hier, „am allerliebsten übergehen, was ich noch hinzuzufügen habe; aber damit alle einzelnen Personen vollkommen in ihr wahres Licht treten, darf ich es nicht thun.

„Eines Abends war ich gewöhnlich im Caffe, als eines der Mädchen mich fragte, ob sie sich mir anvertrauen dürfe.

„Ich versicherte sie dessen.

Jetzt erzählte sie mir, daß Fanny von einem großen Unglück bedroht sei.

Erschrocken fuhr ich auf und fragte, worin dieß bestände.

„Fanny ist verkauft," antwortete sie.

„Sie ist ja noch nicht einmal zu ihrer ersten Communion vorbereitet," wandte ich ein.

„Freilich, und dieß ist nur um so schrecklicher."

„Wer hat sie verkauft?"

„Ihre Mutter."

Fanny wurde allgemein für die Tochter der Wirthin gehalten.

„An wen ist sie verkauft?"

„An den Großhändler Kellner."

„Es ist unmöglich."

„Es ist aber dennoch wahr."

Das Mädchen vertraute mir jetzt, aus zärtlicher Theilnahme für Fanny an, es sei beschlossen worden, daß Kellner am folgenden Tag in aller Heimlichkeit in das Caffe oder vielmehr in die Dachstube oben kommen solle, um das von der Pflegemutter angebotene Opfer

näher in Betracht zu ziehen und da den Handel abzuschließen.

„Das ist so schauerlich.“ sagte das Mädchen, „daß ich Fanny gar nichts davon sagen will, weil ich fürchte, sie könnte sich vor Schreck ein Uebel zuziehen.“

Sie hatte Recht, und ich bestärkte sie in ihrem Beschluß, Fanny nichts zu sagen.

„Aber was soll man thun? Man hat mir Geld gegeben, damit ich sie vorbereiten soll. Mein Gott, wie unglücklich bin ich doch!“

Das Mädchen litt tief.

„Wenn man erfährt, daß ich das Geheimniß verrathen habe, so wird man mich für meine ganze Lebenszeit verfolgen; aber nichtsdestoweniger, und es mag mir gehen, wie es will, möchte ich sie doch gerne retten, wenn ich nur wüßte, wohin man Fanny bringen sollte.“

„Natürlich wußte ich dieß ebensowenig wie sie, aber dennoch übernahm ich es, einen Platz anzuschaffen.

„Nachdem wir unsern Plan verabredet, begab ich mich fort, um einen solchen zu suchen.

„Die Vorsehung war mir auch gnädig.

„Als ich am folgenden Tag über die Schiffbrücke ging, begegnete ich einem Mann in seinen besten Jahren, der meine ganze Aufmerksamkeit anzog. Ich betrachtete ihn . . . ich erkannte ihn . . . es war Roman.

„Nach einer kurzen Erklärung von meiner Seite, schloß er mich in seine Arme. Ich vertraute ihm meinen Kummer und er übernahm es, einen passenden Platz für Fanny zu schaffen. Inzwischen bezweifelte er, wie ich, daß Fanny wirklich von einer Gefahr bedroht sei, weil wir beide nicht glauben konnten, daß Kellner . . . aber ich will keine Bemerkungen machen, er ist ja immerhin mein Neffe.

„Ich hatte beschlossen, das Ereigniß sich so weit als möglich entwickeln zu lassen, um zu sehen, ob ich mich täusche oder nicht.

„Am folgenden Abend kam dasselbe Mädchen zu mir, das mich von Fannys Gefahr unterrichtet hatte.

„Jetzt," sagte sie, „jetzt."

„Was meinst Du?"

„Er ist hier."

„Kellner?"

„Ja."

„Hast Du den Schlüssel zur Dachstube?"

„Er ist hier."

„Wir begaben uns die Treppe hinauf.

„Als wir an Fanny's Thüre kamen, war sie verschlossen. Ich begann zu verzagen, aber das Mädchen verlor seine Besonnenheit nicht.

„Das Zimmer hier neben ist mein," sagte sie, „zwischen Fanny's und meinem Zimmer befindet sich eine Tapetenthüre. Wenn Sie anklopfen, so kommt gewiß Kellner und öffnet. Halten Sie ihn dann mit Gespräch hin, so daß ich inzwischen Fanny durch die Tapetenthüre entführen kann. Wenn er sie vermißt, so wird er glauben, sie sei wie durch einen Zauber verschwunden."

„Ich befolgte ihren Vorschlag und brauchte nicht lange zu klopfen, bis Kellner öffnete.

„Bei meinem Anblick stutzte er.

„Es lag nicht in meiner Gemüthsart, ihn zu schonen. Mit scharfen Ausdrücken strafte ich seine unwürdige Handlungsweise und erinnerte ihn an das Gebot der Ehre.

„Bleich vor Wuth wollte er mich hinauswerfen; aber obschon kränklich und schwach, behauptete ich mich gleichwohl auf dem Platze.

„Ich hatte die Schwelle nicht verlassen und er stand mit dem Rücken gegen das Innere des Zimmers gekehrt. Als er sich endlich umwandte und bemerkte, daß Fanny verschwunden war, da wußte er sich vor Zorn kaum mehr zu fassen. Ich schlug die Thüre zu und verließ ihn. Roman wartete unten mit dem Wagen. Fanny wurde dahin geführt und dem Kapitän übergeben.

„Um das wahrhaft uneigennützige und schöne Benehmen des Mädchens zu beweisen, das mit eigener Gefahr Fanny rettete, muß ich noch erwähnen, daß sie dieselbe nur sehr wenig oder gar nicht kannte, weil die Wirthin niemals einen Umgang zwischen ihnen gestattete.

„Als das Mädchen und ich Fanny an Roman übergaben, überreichte die erstere der letzteren etwas.

„Was ist es?“ fragte ich.

„Es ist Fanny's Gebetbuch, antwortete sie. „Fanny,“ fügte sie hinzu, „wird vielleicht viel traurige Schicksale durchzumachen haben, und dann kann dieses Buch immer ein Nothanker sein.“

„Ich drückte dem Mädchen die Hand und wir kehrten zurück.

„Kellner hatte inzwischen die Wirthin von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, und gleich einer rasenden Furie fiel sie über mich her.

„Verwundert hörte das brave Mädchen die Flüche und Drohungen an, welche das Weib gegen mich ausstieß, das immer wüthender wurde und gleich einer gereizten Hyäne endlich mich angreifen wollte, aber in diesem Augenblick trat wieder das Mädchen auf, geleitet von der reinen Eingebung eines guten Herzens.

„Berühren Sie den Herrn nicht, Madame,“ sagte sie. „Nicht er ist es, der Fanny befreit hat, sondern ich. Mich können Sie immerhin schlagen, aber ihn nicht. Sie haben mir Geld gegeben, damit ich Fanny zu einem Verbrechen vorbereiten soll; sehen Sie, da gebe ich es Ihnen zurück. Ich habe es nicht verdient. Machen Sie jetzt mit mir, was Sie wollen.“

„Ich hatte erwartet, daß die Wirthin blindlings über das Mädchen herfahren würde, aber das Gegentheil traf ein. Sie war mit ihren eigenen Waffen geschlagen worden.

„Sobald sie sich beruhigt hatte, bat ich sie um

eine Unterredung unter vier Augen, und ohne mich zu entdecken, sagte ich ihr, daß sie kein Recht auf Fanny habe, und daß sie, wenn sie sich nicht blosstellen wolle, am Besten daran thue, die Sache ganz zu verschweigen.

Das that sie auch.

Brauner hielt hier einen Augenblick an.

„Vielleicht," fuhr er jedoch nach einer Weile fort, „möchte man hier . . . und er sah dabei um sich . . . gerne wissen, wer dieses Mädchen war . . . es war Anna."

Rasch blickte freundlich seiner Braut in die Augen.

„Ich habe jetzt," fuhr Brauner hernach fort, „die wesentlichsten Ereignisse meines wechselreichen Lebens dargestellt, und es bleibt mir nur noch übrig, einige wenige Worte hinzuzufügen.

„Während meiner Besuche im Caffe London hatte ich Gelegenheit, manche Verbrechen abzuwehren, mitunter ein warnendes Wort hineinzuwerfen, zuweilen Nachdenken zu erwecken, auf die Folgen eines sittenlosen Lebens hinzuweisen, und ich glaube genützt zu haben, obschon ich allerdings auch viele Mühe umsonst verschwendete.

„Es ist wahr, daß ich oft zum Voraus manche Frevelthat wußte, die dort beschlossen und hernach ausgeführt wurde; manchmal gelang es mir indeß, auch solche abzuwenden, aber niemals fühlte ich mich fähig, Jemand zu verrathen, weil ich dadurch mir selbst die Befriedigung geraubt hätte, noch in meiner Erniedrigung etwas Gutes thun zu können.

„So wußte ich auch um den Einbruch bei dem Großhändler Kellner, vermochte ihn aber nicht zu verhindern.

„Als ich Roman wiedergefunden hatte, verlangte er, ich solle mein bisheriges Leben aufgeben; aber ich war für jedes andere fremd geworden und konnte nie dazu

bestimmt werden; obschon ich unter Verbrechern war, fühlte ich mich dennoch nicht allein.

„Roman setzte mich indeß nicht bloß in den Stand, meinen bescheidenen Ansprüchen zu genügen, ohne Jemand zur Last zu liegen; er übernahm es auch, meinen Bruder in Amerika zu besuchen und seine Gedanken auf die Ereignisse zurückzulenken, die sich vor seiner Auswanderung hier zugetragen hatten.

„Ich gestehe gern, daß Fanny während ihres Aufenthals im Caffe London mich nicht kennen lernen konnte, theils weil ihre Pflegemutter sie mit neidischen Blicken beständig eingesperrt hielt, theils auch weil ich erst spät am Abend hinkam, wenn sie bereits zu Bette gegangen war, um die Orgien nicht mit ansehen zu müssen, die hier gefeiert wurden. Sie wuchs mitten unter den Lastern auf, aber ohne alle Ahnung derselben. Und ihre Pflegemutter würde jedenfalls für die Art, womit sie für das Mädchen sorgte, ehrende Anerkennung verdient haben, wenn sie nicht mit ihr spekulirt und Wechsel auf eine nahe Zukunft gezogen hätte. Ich gebe auch zu, daß Fanny nicht wissen konnte, welchen Antheil ich an ihrer Rettung hatte, um so weniger, als sie wahrscheinlich nicht einmal erfahren hat, daß sie aus einer Gefahr gerettet worden ist; aber ungeachtet ich, wie auch Anna, ihr also unbekannt war, so schmerzte es mich dennoch sehr, als sie aus Veranlassung des Einbruches bei Paul anklagend gegen mich auftrat.

„Fanny ist mir immer wie ein klarer und reiner Bach vorgekommen, der durch einen Morast hervorsickerte, und in dessen klarer Fläche der Himmel sich abspiegelte.

„Es that mir so weh, von irgend einer Person, die ich für gut hielt, beargwöhnt zu werden, daß ich all das Unerklärliche, was mich umgab, darüber vergaß."

„Verzeihen Sie mir," flüsterte Fanny.

Der Greis nickte ihr freundlich zu.

„Die Ursache der unermüdlichen Hartnäckigkeit, wo-

mit Roman und ich alle Bemühungen, um den wahrscheinlichen Mörder des Barons Lander zu entdecken, unterstützten, liegt jetzt Jedermann deutlich vor Augen. So lange ich noch unter dem Gericht der Zukunft stand, konnte und wollte ich meinen wirklichen Namen nicht wieder annehmen.

„Man kann sagen, daß das Geheimniß noch nicht geoffenbart sei, und daß ich also jetzt noch nicht aus meinem Dunkel hätte hervortreten sollen; inzwischen ist mir während der Zeit vieles klar geworden, und ich zweifle nicht daran, daß Gottes Stimme, welche durch das Gewissen spricht, bald meine Unschuld verkünden wird.

„Zwei gute Engel," fügte er hinzu, „wandern immer an der Seite des unschuldig Beargwöhnten: Hoffnung und Glaube."

Damit schloß Brauner, und auf seine Erzählung folgte eine Ruhe und Stille, wie die Natur sie manchmal nach einem stürmischen Tage besitzt, wenn die Sonne im Westen in ihr Bett niedersinkt.

Paul war der Erste, der das Schweigen brach.

„Erlaube mir eine Frage," sagte er, „weil ich finde, daß Du sie zu berühren vergessen hast. Warum gab der Polizeiminister Dich frei, als wir gleichwohl alle zusammen als Ankläger gegen Dich auftraten?"

Brauner wandte sich lächelnd gegen Paul:

„Dieß ist das einzige Geheimniß, das mir noch übrig bleibt," antwortete Brauner; „aber Eines kann ich wohl sagen. Ich wurde befreit von . . ."

„Von wem?"

„Vom dritten Engel des Lebens, Paul."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Von der Liebe."

„Paul verstand ihn noch nicht, aber aus der ausweichenden Antwort des Greises zog er den Schluß, daß er sich nicht näher erklären wolle, und er legte also seiner Neugierde Stillschweigen auf.

Die Wirthin des Caffe London und Mutter Johnson entfernten sich am Schluß der Erzählung in aller Stille, so unbemerkt wie möglich.

Gemüthlichkeit und Freude stellten sich wieder ein. Alle drückten herzlich Brauner die Hand. Seit vielen Jahren war er nicht so glücklich gewesen wie jetzt.

Paul allein zog sich düster von den Uebrigen zurück.

„Mein Gott," dachte er, „bin ich ein Sohn des Verbrechens?"

Neunzehntes Kapitel.

Ein verantwortlicher Zeitungsredakteur.

Der trübe Schatten, der sich über Pauls Stirne ausbreitete bei dem Gedanken, daß er nicht erfahren sollte, wessen Blut in seinen Adern floß, verschwand nicht.

Je länger dieser Schatten liegen blieb, um so verschlossener, aber auch um so ungeduldiger wurde er.

Brauner und Roman bemerkten die Veränderung, konnten aber die Ursache nicht ergründen.

„Laßt anspannen," sagte er am Tag nach den eben erwähnten Ereignissen. Ich will in die Hauptstadt zurückkehren, ihr müßt mich begleiten."

Als Paul wieder in sein Hotel in der Königinstraße kam, warf er sich auf einen Sopha.

„Was ist es, das Dich beunruhigt, Paul?" fragten die Freunde.

„Ich will handeln, ich will etwas thun," antwortete

er. Ich sterbe, wenn ich nicht bald Etwas bekomme, das mich beschäftigt."

Roman und Brauner sahen bestürzt einander an.

„Ich ahne, was in seiner Seele vorgeht," sagte Brauner zu Roman; „wir sind es, die jetzt handeln müssen."

„Du hast Recht:- wir müssen.

Man übergab Paul ein Billet, das auf ihn gewartet hatte. Es enthielt eine Einladung, auf den Abend bei Franz Kellner zu soupiren.

Während die Freunde noch beisammen waren, wurde die Thorglocke heftig gezogen; einen Augenblick darauf öffnete sich die Thüre und Johann Asch trat ein.

Obschon sein Anzug jetzt ordentlicher und sauberer war, so ruhte doch noch immer dieselbe Düsterkeit auf seinem Gesichte.

„Herr Kellner," begann Asch, „Sie sind ein Mann, auf dessen Ehre und Rath man sich verlassen kann. Ich bin in einer wichtigen Frage mit mir selbst uneins. Kann ich unter vier Augen mit Ihnen sprechen? Ich habe nicht viel Zeit."

Paul hatte Asch niemals recht verstanden. Ohne indeß ein Wort zu sagen, kreuzte er die Arme über seine Brust und erklärte sich bereit, zu hören, was er ihm vorzutragen habe.

„Als mein Elend seinen höchsten Gipfel erreicht hatte," sprach Asch, sobald er mit Paul allein war, „da verkaufte ich, um die Meinigen aus der Hungersnoth zu retten, für einige Reichsthaler meinen Namen."

„Ihren Namen?"

„Sie können sich allerdings darüber wundern, aber mein Name war das Einzige, was ich noch besaß, und mit ihm verkaufte ich meine Ehre, meine Ueberzeugung, mein Gewissen."

„Erklären Sie sich näher."

„Um die Regierung oder Privatpersonen auf dem Wege der Presse so schonungslos, als man nur will, anzugreifen und selbst unantastbar zu bleiben, braucht man unserer Verfassung gemäß nur einen sogenannten Verantwortlichen zu kaufen. Hinter dem Rücken desselben kann man jedem, wenn man nur will, die Ehre abschneiden, ohne daß man selbst etwas riskirt, weil der Verantwortliche es ist, der vor den Gerichten zu erscheinen, die öffentlichen Abbitten zu leisten, auf der Festung zu sitzen, sich der Landesverweisung auszusetzen oder im schlimmsten Fall auch seinen Kopf unter das Beil zu legen hat. Die Noth meiner Kinder, eine Noth, welche mich so weit brachte, daß ich die armen Geschöpfe verfluchte, während ich sie gleichwohl liebte, zwang mich auf diese erniedrigende Bedingungen einzugehen. Ich bin es, Herr, der die Verantwortlichkeit für die Zeitung der Herren Brundell und Weidner zu tragen hat. Aber Sie kennen diese Leute vielleicht nicht, und das thut auch nichts. Einmal auf diese Bahn hineingetrieben, that ich am Ende alles, was man nur von mir verlangt, und so übernahm ich auch die Verantwortung für eine politische Broschüre, von der man nicht ohne Grund vieles hoffte. Die Regierung biß auch in die Angel und confiscirte die Arbeit, führte Klage dagegen, und heute hat die Jury mich schuldig erklärt. Es ist mir soeben mitgetheilt worden, daß ich heute Abend verhaftet werden soll."

„Verhaftet?"

„Wegen Hochverraths. Mein Urtheil kann nicht zweifelhaft sein, denn das Gesetz spricht deutlich. Man muß mich, gleichviel, ob man will oder nicht, zum Tode verurtheilen."

„Ha!“

„Ich fürchte den Tod nicht, Herr. Ich habe ihm in einer weit schrecklichern Gestalt ins Auge geschaut, weil ich ihn als Hunger, als Elend an mein Lager kommen sah. Aber es ist da Etwas, was meine Seele bedrückt, und worin ich um Ihren Rath bitten möchte.“

„So seien Sie nur aufrichtig, Asch.“

„Meine politischen Freunde jubeln über das Ereigniß, weil man es für ausgemacht annimmt, daß meine Verhaftung eine ungeheure Aufregung bei dem Publikum hervorbringen werde. Sie haben recht, ich glaube das auch. Man beabsichtigt folglich diesen Augenblick zu benützen; aber ich muß gleichwohl noch etwas vorausschicken. Sie wissen, daß eine junge Dame mich und meine Kinder in unsrem Elend aufsuchte, und Sie thaten dieß ja selbst auch. Es war eine schöne Handlung, die mich sehr rührte. Diese Dame kam überdieß im Auftrag der Königin, und ich kann nicht läugnen, daß es mir im Herzen brannte, als ich das hörte. So viel ist auch gewiß, daß ich weder die eine noch die andere Gunst angenommen haben würde, wenn die Lage meiner Kinder nicht so herzbrechend gewesen wäre. Von diesem Augenblick an bekam ich jedoch eine zweideutige Stellung zu mir selbst; mein Gewissen begann mich zu beunruhigen. Die Ereignisse gingen indessen ihren Gang fort, und jetzt weiß ich nicht . . .“

Asch überlegte einen Augenblick, bevor er fortfuhr:

„Was ist es, das Sie nicht wissen?“

„Hören Sie mich an. Ich könnte viele Widerwärtigkeiten abwenden, wenn ich entflöhe.“

„Sie fürchten den Tod . . . Ha, und ich, ich hätte Lust, ihn herauszufordern.“

„Sie?“

„Beim Himmel, ja.“

Asch betrachtete ihn aufmerksam. Das Düstere in seinem Gesichte klärte sich dabei immer mehr auf.

„Herr Kellner,“ sagte er, „ich glaube Ihnen. Geben Sie mir einen Rath, und ich will Ihnen Gelegenheit verschaffen, in eine große Handlung einzugreifen.“

„Sprechen Sie, sprechen Sie.“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich meinen Namen an die Publizität verkaufte. Mein Lohn dafür war gering: Sie haben jetzt gesehen, in welches Elend ich versetzt war. Da kamen Sie und jene Dame mit wahrer Hülfe, mit einer Hülfe, gespendet von wohlwollender Menschenliebe.“

„Nun weiter.“

„Lasse ich mich einsperren, so ist beschlossen, daß man dieß als das Signal zu einem Aufruhr betrachten soll.“

„Zu einem Aufruhr?“

„Entfliehe ich dagegen, so erstirbt sicherlich die Sache ganz einfach und wird vergessen.“

„Ein Aufruhr?“ wiederholte Paul noch einmal seine Frage, ohne sich von seiner Verwunderung zu erholen. „Bist Du dessen sicher?“

„Ich bin das Signal selbst, Herr. Sollte ich meiner Sache nicht sicher sein? Antworten Sie mir, Herr Kellner. Wollen Sie an dem Aufruhr Theil nehmen, so gehe ich meinem Schicksal gerne entgegen, denn Sie sind ein braver Mann, und ich werde thun, was Sie wollen. Um ein tüchtiger Mann zu sein, Herr, muß man sowohl Kopf, als Herz besitzen. Sie haben beides; den meisten aber fehlt das eine wie das andere. Sagen Sie mir Ihre Ansicht. Nach Ihren Gründen frage ich nicht. Befehlen Sie nur, und ich gehorche. Mit demjenigen, an dessen Ehre ich glaube, zieht auch mein Herz. Wollen Sie Revolution?“

„Nein, Asch, nein, nein.“

„Dann entfliehe ich . . . und die Sache wird in Rauch aufgehen.“

Paul ging heftig im Zimmer auf und ab.

„Entfliehen?“ sagte er. „Nein, Sie dürfen nicht entfliehen. Kennen Sie den Plan der Verschworenen?“

„Vollkommen.“

„Theilen Sie ihn mir mit.“

„Sobald ich verhaftet bin, wird vom Thiergartenberg eine Rakete aufsteigen. Unmittelbar darauf in demselben Augenblick, wo die Dämmerung eintritt, werden die Gefangenen vom südlichen Zuchthaus entfliehen, zu welchem Behuf ein Theil des Aufseherpersonals bereits erkauft ist. Ihre Absicht ist, von Longholm aus nach Helenenburg zu ziehen, von wo der Verkehr mit der südlichen Vorstadt sicher und offen ist. Wenn sie über den Sund gekommen sind, werden sie ihre Freiheit von dem Berge herab mit einer neuen Rakete telegraphiren. Als Antwort wird vom Deutschbüterberg eine andere aufsteigen. In Folge dieser Signale werden die Chefs vieler Gaunerschaaren in der Hauptstadt sich nach allen Seiten verbreiten, um ihre Freunde zu sammeln; in der Finsterniß kann man sie nicht so leicht unterscheiden, und man ist überzeugt, daß das Volk im Allgemeinen herbeiströmen wird. Mit einer Abtheilung gedenkt man hierauf den Arsenalhof zu überrumpeln, während man mit einer andern sich des Schiffsholms bemächtigt, die Brücke niederreißt und sich da einen festen Punkt macht. Um die Stadt von der südlichen Vorstadt abzuschneiden, werden zu gleicher Zeit die Schleußen zerstört, und wenn die Sonne aufgeht, wird die ganze Stadt in vollem Aufruhr stehen.“

Während Asch dieß erzählte, war Paul hin- und hergegangen, und sein Schritt war mit jedem Augenblick heftiger geworden.

„Der Erfolg des Planes läßt sich kaum bezweifeln,“ fuhr Asch fort; große Summen sind ausgetheilt worden; Viele von den vornehmeren Classen der Gesellschaft warten nur auf den ersten Schritt, um sich sodann mit dem Volk zu vereinigen.“

Paul hatte sich erinnert, daß die Wirthin des Caffe London von einem Aufruhr gesprochen; und er konnte an den ausgedehnten Verzweigungen desselben nicht zweifeln.

Während er heftig auf- und abschritt, schossen seine Augen einen Blitz um den andern.

Die Stirne hob sich, die Brust erweiterte sich.

Er blieb eben jetzt vor Asch stehen.

„Wer hat die Verschwörung angezettelt?" fragte er. „Wer ist der Rädelsführer? Kennst Du ihn, Asch?"

„Ich kenne ihn."

„Wer ist es also? Du mußt es mir sagen."

„Nein, Herr; das wäre . . ."

„Was wäre es?"

„Ein Verrath."

„Höre mich, Asch. Ist es das Volk selbst, das diesen Aufruhr will? Ist der Gedanke daran aus seinem eigenen Innern entsprungen? Ist der Druck in Schweden von der Art, daß es zu einer patriotischen Pflicht wird, das Banner der Revolution zu entfalten? Fordert unsere Nationalität das? Verlangt die Civilisation es als ein nothwendiges Opfer auf ihren Altar? Geht die Revolution als eine unabwendbare Folge aus einem tieferen Verfall in unserem sittlichen oder politischen Leben hervor?"

„Nein, nein!"

„Wenn dieß der Fall wäre, so würde ich mein Haupt vor dem Willen der Nation beugen, weil ich etwas Verehrungswürdiges darin erblicke, dem nach meinem Dafürhalten Niemand ungestraft Hohn spricht."

„Lassen Sie mich Ihre Hand drücken, mein Herr."

„Ist es dagegen eine Privatperson oder eine vereinzelte Partei, die in ihren eigenen Interessen, . . . diese mögen im Uebrigen persönlich oder allgemein sein . . . die Unmündigkeit des Volks dazu benützen, um die Staatsordnung auf eine gewaltsame Art zu stören, dann sind diese in der That selbst nichts anderes als Verräther an

der Nation, Verräther an der friedlich reifenden Entwicklung derselben, und auf ihre Seite treten weder Männer von Verstand, noch solche, die einen klaren Begriff von Vaterlandsliebe haben. Du sagst selbst, daß Geld ausgetheilt worden sei. Eine erkaufte oder auf unnatürliche Art erzwungene Revolution ist ein politischer Embryo, aus dem sich niemals Glück für das Volk entwickelt. Nur in solchen Fällen, wo die Revolution als ein unmittelbares Resultat des unnatürlichen Druckes der Regierung hervortritt, erscheint sie mit der Majestät der Volkssouveränetät, mit der Majestät der Humanität auf ihrer Stirne, und da muß aller Widerstand weichen oder zermalmt werden."

„Hören Sie auf, mein Herr; ich will Ihnen sagen, wer es ist; ich bin überzeugt, daß Sie ihn dennoch nicht verrathen wollen oder verrathen können."

„Nun wer?"

„Ihr Vetter, Herr, der Großhändler Kellner."

Keine Nachricht hätte Paul mehr erschrecken können. Vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an war allerdings bereits ein feindseliges Element zwischen ihnen hervorgetreten, aber er hatte sich lange vorher daran gewöhnt, in ihm einen Verwandten zu achten, und obschon er bei ihrem persönlichen Zusammentreffen nicht, wie er hoffte, einen offenen Freund, sondern vielmehr einen offenen Feind gefunden, so hatte er ihn doch immer als einen Mann von politischer Redlichkeit respektirt.

„Kellner? Franz Kellner?" stammelte er. Wer kann thöricht genug sein, zu glauben, daß dieser Mann erfolgreich mit Thors Hammer werde spielen können? welchen Maßstab legt man wohl hier an einen Revolutionsmann? Amerika hatte einen Washington, Frankreich einen Lafayette, Italien einen Mazzini, Ungarn einen Kossuth; Namen, die einen Wendepunkt in der Geschichte bezeichnen, unsterbliche Helden für die Feder eines Shakespear, Männer, die gleich den Spitzen der Alpen einen

ewigen Schein um ihre Stirne haben, Naturen, die zu einem Epos für eine neue Zeit geboren sind, aus dem Willen des Volkes vollkommen herausgewachsen und gewappnet hervorgesprungen, wie Pallas aus dem Haupte des Zeus hervorsprang, um mit Wort und Schwert den hohen Kothurn der Revolution zu betreten. Und wir haben — einen Kellner. Mein Gott! will man eine Farce aufführen, dann ist der Mann vollkommen tüchtig, aber glaubst Du an Erfolg, Asch, so bist Du blind, und glaubst Du, daß die Interessen der Nation seine einzigen Triebfedern seien, so bist Du einfältig. Wenn irgend Jemand vor Gott und den Menschen rein dastehen muß, so ist es der Revolutionsmann; denn direkt nach Gottes Rath muß er unter den Völkern auftreten, und die Völker werden ihm folgen, hingerissen von seiner Weisheit und seiner Kraft, wie von einem großen Wunder, reich an Versprechungen von Liebe und Freiheit, welche er selbst mit seinem Blut und seinem Tod zu besiegeln vor allen Andern bereit ist. Kellner? Ein Mann ohne Herz, ein zweideutiger Charakter? Er wird ohne alles höhere Ziel das Volk nur zur Schlachtbank führen."

„Hören Sie auf, Herr Paul, Sie haben Recht! Aber was soll ich thun? Sagen Sie mir Ihre Meinung und ich richte mich danach."

Noch ging Paul einige Mal im Zimmer auf und ab; dann blieb er von Neuem vor Asch stehen.

„Du kannst blos eine Sache thun, Asch. Geh' nach Hause und erwarte ruhig, was geschehen wird. Kommt man, um Dich zu verhaften, so laß Dich fortführen. Du hast unklug gehandelt; aber das Geschehene läßt sich nicht rückgängig machen, und Du mußt es verantworten, wie es einem Manne zusteht."

„Aber der Aufruhr?"

„Fürchte nichts, ich stehe gut dafür."

„Und Sie versprechen, daß Sie weder Kellner noch

irgend einen Andern dem Schwert des Gesetzes überliefern wollen?"

„Ich verspreche es; aber verlaß mich jetzt."

Asch that einige Schritte, blieb aber wieder stehen.

„Ich fühle mich so unruhig, wie wenn ich etwas Böses begangen hätte."

„Du kannst ruhig sein, Asch, weil Du Deinen Landsleuten ein nutzloses Blutbad, Leiden und Opfer, die nichts als Unglück herbeiführen könnten, erspart hast."

„Aber wenn . . ."

„Schlage Dir alle Zweifel aus dem Sinn, denn darin liegt auch ein Zweifel an meiner Ehre. Alles, was Du gethan hast, ist, daß Du Dich mir übergeben hast. Sei überzeugt, daß ich Dein Vertrauen nicht hintergehen werde."

Sobald Asch Paul verlassen hatte, wurden Brauner und Roman wieder hereingerufen. Eine Viertelstunde verging unter Berathungen. Darauf wurden Boten nach mehreren Seiten ausgesandt. Die Thätigkeit, die Paul entwickelte, verjagte alle düsteren Schatten aus seinem Gesicht, und männlicher Muth, gepaart mit jugendlicher Lebendigkeit, stellte sich wieder ein.

Zwanzigstes Kapitel.

Stellungen und Verhältnisse in Kellners Haus.

Wir kehren zu Franz Kellner zurück und finden ihn bei einem lukullisch üppigen Mahl, wo er als Wirth präsidirt. Die Anzahl der Gäste war nicht groß; es waren nur einige nähere, in seine Pläne eingeweihte Freunde. Man sah hier einige höhere Militärs und Civilbeamten, so wie etliche Personen, die den bürgerlichen Klassen angehörten. Obschon sowohl die Speisen als die Weine nichts zu wünschen übrig ließen, so waren die Freunde doch ungewöhnlich still. Kein Scherz kam von ihren Lippen, kein Lachen erscholl unter ihnen. Man aß und trank. Als etwas Bemerkenswerthes mag hier erwähnt werden, daß die Aufwartung nur aus einer einzigen Person bestand, einem alten getreuen Diener, vor welchem Kellner keine Geheimnisse hatte.

„Ehe Sie Ihre Ansicht vortrugen, meine Herren," sagte Kellner, „war ich bereits entschlossen, derselben gemäß zu handeln. Schon vor längerer Zeit erklärte ich auch Einem von Ihnen, daß ich auf eine überzeugende Art die Beschuldigung zurückweisen würde, als ließe ich mich in meinen Operationen von einem verurtheilten und gefangenen Spitzbuben, wie dieser angebliche Chevalier Gourville ist, leiten. Es ist wahr, ich kann es nicht läugnen, daß ich, so lange ich ihn nicht kannte, mich einige Male mit ihm zusammen zeigte; aber ich war nicht der Einzige, den er zu betrügen wußte. Lassen Sie uns anstoßen, meine Herren!"

„Das ist gut, Kellner," antwortete Einer der An-

wesenden, „denn in Gourville's Gesellschaft hätten wir keine Lust, der Nachwelt gegenüber die Verantwortung für die Handlungen zu übernehmen, die wir jetzt vorhaben. Trotz Deiner Bemerkungen ist es unzweifelhaft, daß man, wenn es bekannt wird, daß er heute Abend aus seinem Gefängnisse ausbricht und sich mit uns vereinigt, einen Bund zwischen uns vermuthen wird, der uns in den Augen der Mit- und Nachwelt herabsetzen müßte. Wir kennen seinen kühnen Charakter, und bieten wir ihm die Hand, so wird er den Arm ergreifen; bieten wir ihm den Arm, so wird er sich unsrer ganzen Person bemächtigen. Wir müssen ihn auf eine unzweideutige, recht in die Augen fallende Art zurückweisen und dadurch allen Argwohn abwenden. Ich für meinen Theil folge Dir nur unter dieser einzigen Bedingung zum Ziele."

Kellner lächelte.

„Sie vergessen das Trinken ganz, meine Herren!" sagte er blos.

„Alles muß klar sein," antwortete der Sprecher, „damit wir entschlossen handeln können. Du mußt uns beweisen, daß Gourville seinen Finger nicht mit im Spiel hat. Mit einem verurtheilten Verbrecher an unserer Seite wird man uns Alle als Verbrecher beurtheilen. Was antwortest Du?"

Die Uebrigen stimmten darin ein.

Das Lächeln lag noch auf Kellners Lippen; aber ohne zu antworten, erhob er sich vom Tische.

„Ich werde Ihnen," sagte er dann, „einen genügenden Beweis geben, daß ich zu Gourville nicht in solchen Verhältnissen stehe, wie Sie vermuthen, und daß ich weiß, was unsere Ehre erheischt."

Kellner flüsterte dem alten Diener ein Wort zu; dieser entfernte sich sogleich und kam nach einer Weile mit einem Manne von düsterem und unheimlichem Aussehen zurück.

Der Mann war der Stier.

„Wer ist dieser hier?“ fragten Kellners Freunde einander, beinahe erschrocken vor dem düstern Feuer, das aus seinen Augen glänzte.

Kellner achtete nicht auf ihre Frage.

„Gibt es einen Menschen, den Du hassest?“ fragte er den Stier.

„Ich hasse,“ antwortete dieser, „einen Menschen, der mich in den letzten Zeiten wie ein wildes Thier hat jagen lassen. Hätte ich nicht bei Ihnen Schutz gefunden, Herr Groshändler, so hätte man mich schon lange getödtet.“

„Und wie heißt der Mann, den Du hassest?“

„Gourville.“

„Warum habe ich Dich heute hieher kommen lassen?“

„Um ihn festzunehmen.“

„Wie viel Mann hast Du bei Dir?“

„Vier handfeste Bursche; ich selbst bin der fünfte.“

„Was habe ich Euch zu thun befohlen?“

„Sie haben uns befohlen, daß wir uns heute Abend in Ihrem inneren Zimmer aufhalten und Ihres Winks gewärtig sein sollen, um ihn dann sogleich anzugreifen und zu binden.“

„Bedenke wohl, daß ich Dir dieß Alles jetzt noch einmal auf's Bestimmteste anbefehle. Jetzt kannst Du gehen.“

Der Stier verließ das Zimmer.

„Nun, meine Herren,“ sagte Kellner, sich an seine Freunde wendend, „Sie sehen, daß ich gehandelt habe, noch ehe Sie sprachen.“

„Du bist ein großer Mann, Kellner! versetzten die Freunde, „mit Dir ist Cäsar und sein Glück.“

„Lassen Sie uns jetzt in ein anderes Zimmer gehen,“ unterbrach er sie.

Als die Freunde in das Zimmer daneben traten, fanden sie in der Mitte einen Tisch, auf welchem ein

mit reichen und prächtigen Silberverzierungen versehenes Büffelhorn stand.

Die versilberten Sicherheitsbande, welche gewöhnlich die Champagnerflaschen schmücken, wurden jetzt gelöst, und der moussirende Wein schleuderte die Pfröpfe hoch gegen die Decke, die Freunde mit einer lebhaften, krachenden Salve begrüßend, worauf er perlend und schäumend aus den Flaschenhälsen in das tiefe Horn hinabstürzte, wo er sich gähnend hob wie brausende Wellen.

Kellner ergriff das Horn.

„In großen Augenblicken," sagte er, „sind keine Worte die besten Worte; einen Toast, meine Herren, auf den Erfolg unsres Unternehmens!"

Das Horn kreiste von Mann zu Mann, und die Freunde leerten es, indem sie Kellner ihren lebhaften Beifall schenkten; sodann machten sie sich bereit, aufzubrechen.

„Willkommen heute Abend!" sagte Kellner noch; „Sie wissen," fügte er mit einem bedeutsamen Lächeln hinzu, „daß ich und meine Frau einige Gäste eingeladen haben, um uns Spaß zu machen. Willkommen heute Abend!"

Als Kellner allein war, blickte er seinen Freunden eine Weile nach; dann aber sank er in einem Lehnstuhl nieder.

„Am Ziele also," sagte er abgebrochen zu sich selbst; „in einigen Stunden am Ziele! Die gesetzliche Ordnung kann allerdings mit Pompejus sagen, daß sie blos mit dem Fuß auf die Erde zu stampfen brauche, um ihre

Armeen hervorzurufen; aber ich antworte mit Cäsar: der Würfel ist gefallen!"

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thüre, und sonderbar genug zitterte der Mann, der so eben noch an nichts weniger als an den Umsturz eines ganzen Staates gedacht hatte.

Die Thüre öffnete sich langsam und er fuhr erschrocken auf.

„Was willst Du hier?" fragte er, noch auf seinem Platze stehend, als die hereintretende Person Niemand anders war als Gabriele.

Gabriele näherte sich Kellner aufgeregt und zaghaft.

„Ich will Dich erinnern, daß wir heute den letzten Mai haben."

„Ich habe es nicht vergessen, aber was weiter?"

„Verzeih' mir, Kellner; aber eine Mutter ist unruhig. Heute Abend gedenkt Gourville zu entfliehen."

„Und morgen gedenken Sie mich zu verlassen Madame?"

„Diese Frage ist ja abgemacht, Sie werden glücklicher werden, wenn ich einmal fort bin; aber ich möchte . . ."

„Und Sie werden glücklicher werden, wenn Sie nur einmal von mir befreit sind."

„Ich möchte Sie fragen, ob Sie wirklich glauben, daß es Gourville gelingen werde, sein Gefängniß zu verlassen? Mein Herz zweifelt."

„In dieser Beziehung können Sie vollkommen ruhig sein, Madame. Gourville wird ungefähr um zehn Uhr hieher kommen. Ich setze inzwischen voraus, daß keine Unvorsichtigkeit begangen wird, sondern daß man genau meinen Plan befolgt. Wenn Alles an Bord segelfertig ist, so habe ich, wie Sie wissen, befohlen, vom Thiergartenberg aus eine Rakete aufsteigen zu lassen. Man wird sie nothwendig auf der Helenenburg sehen, und wenn Graf Frank die seinige nicht früher steigen läßt zum Zeichen für Gourville, daß er entfliehen soll, so

kann er nach einem kürzern Besuch hier sogleich an Bord gehen und in einer Stunde außer aller Gefahr sein. Wo ist der Graf jetzt?"

„Bei meinen Eltern. Ich erwarte ihn bald zurück; er hat mich gebeten, ihm inzwischen die Dokumente zu verschaffen, kraft deren das Schiff Delphin ihm überlassen wird."

„Sie liegen da auf dem Tisch, Madame. Haben Sie die Güte, sie zu nehmen."

„Dieses Packet enthält doch auch alle Schiffs-Dokumente, so daß das Schiff das Recht hat, die Anker zu lichten und unter Segel zu gehen, wann es will?"

„Alle Papiere sind ausgefertigt; der Graf kann sie selbst controliren, wenn er Lust hat."

„Ich glaube Ihnen, mein Herr."

„Frank wird doch wohl meine Vorschriften mit den Signalen genau beobachten? Ich lege Gewicht darauf. Es ist ja auch leicht einzusehen, daß man Gourville, wenn er entflieht, bevor das Schiff segelfertig ist, vielleicht dort erwischen könnte."

„Seien Sie überzeugt, Kellner, daß er Ihre Rathschläge nicht vergessen wird, wodurch Sie zeigen, daß Sie dennoch Theilnahme für unser Unglück haben."

„Zweifeln Sie nicht daran . . ."

„Unsre Dankbarkeit . . ."

„Sprechen Sie nicht davon, Madame. Sie vergessen doch nicht, daß ich Gourville treffen muß?"

„Er wird nicht ermangeln, sich einzustellen."

„Versprechen Sie mir noch Etwas, Gabriele . . . und Kellners Stimme wurde dabei milder als gewöhnlich . . . versprechen Sie mir eine Sache, es ist vielleicht die letzte Bitte, die ich an Sie richte . . . versprechen Sie mir, ihm diese Schiffsdokumente nicht zu übergeben, bevor er mich besucht hat."

„Ich verspreche es."

„Versprechen Sie mir auch, heute Abend heiter und

freundlich gegen unsere Gäste zu sein. Ich möchte nicht, daß irgend Jemand unsere inneren Verhältnisse vor dem letzten Augenblick durchschauen könnte. Wenn Sie einmal fort sind, so mag man schwatzen, was man will. Sie versprechen doch, meinen letzten Wunsch zu erfüllen?"

„Auch das verspreche ich."

„Unsere Ehe ist unglücklich gewesen, sie mag also aufgelöst werden; aber lassen Sie uns das so viel als möglich mit gegenseitiger Schonung thun. Wir sind beide nicht ohne unsere Fehler gewesen. Aber es macht uns gegenseitig Ehre, daß wir einander wenigstens im Augenblick der Trennung verzeihen können. Ich habe auf heute Abend einige Personen eingeladen, damit Sie nicht Ihre Zeit mit mir allein zubringen müssen. Sie müssen durch Freundlichkeit gegen die Gäste sich für diese Aufmerksamkeit dankbar zeigen."

„Sie werden keinen Grund haben, über mich zu klagen, das verspreche ich."

Wir müssen in der Kürze hier über die Veränderung berichten, die in der Kellner'schen Familie vor sich gegangen ist, und von welcher das so eben mitgetheilte Gespräch zeugt.

Die politischen Operationen, in die Kellner sich eingelassen, verursachten ungeheure Kosten. Nur sehr wenige wollten in der Richtung, die er wünschte, einen Schritt thun, ohne daß er ihnen klingende Beweise von Erkenntlichkeit gab, außer den verheißungsreichen Anweisungen auf die Zukunft, mit denen er ebenfalls nicht sparsam umging.

Unläugbar besaß er in dem Gesandten einen sehr

ausgezeichneten Patron mit bedeutenden Capitalien; aber der Mann drehte gleichwohl jeden Schilling in der Hand herum, ehe er ihn von sich gab, und Kellner war genöthigt, aus eignen Mitteln die Lücken auszufüllen, wobei er keinen Augenblick daran zweifelte, daß er, falls seine Pläne glückten, seine Vorschüsse hundertfach zurückerhalten würde.

Bei dieser Stellung unterließ er es auch nicht, alle möglichen Hülfsquellen aufzubieten. Er hatte nicht nur auf alle ausländischen Comptoirs, die ihm offenstanden, gezogen, sondern sich auch an die Kapitalisten der Hauptstadt selbst gewendet, und so war es ihm gelungen, sich bis zum gegenwärtigen Augenblick durchzuarbeiten, wo er jetzt nur noch einer Nacht, dieser einzigen Nacht zu bedürfen glaubte, um dann über alle seine alten Bekümmernisse lachen zu können; er war nehmlich überzeugt, daß ihm dann sämmtliche Mittel des Reichs mehr oder weniger offen stehen würden, um die tiefen Wunden zu heilen, welche die Vorbereitung des Aufruhrs in erster Linie ihm selbst geschlagen hatte.

Unter andern Mitteln, sich Geld zu verschaffen, hatte er auch an Abrahams Rath gedacht, seine Frau zur Liebe oder im andern Fall zur Unterzeichnung der Schuldscheine, deren er bedurfte, zu zwingen. Dieß war auch die Ursache, warum er ihr nicht erlaubte, bei ihren Eltern zu bleiben, sondern sie nöthigte, sich nach Hause zu begeben.

Kellner hatte Mathilde bei der Baronin Lander gelassen, wie er selbst behauptete, um bei dieser das Muttergefühl für ihr Kind zu erwecken, vielleicht aber noch mehr, um ihrer los zu werden.

Gegen Mitternacht, nachdem Gabriele wieder heim gekommen war und alle Bewohner des Hauses sich bereits gelegt hatten, nahm Kellner ein Licht und begab sich ins Zimmer seiner Frau.

In der andern Hand hielt er die Reverse, zu deren Unterschreibung er sie zu nöthigen beabsichtigte. Sachte öffnete er die Thüre. Er sah jetzt, daß noch ein Paar Lichter drinnen brannten, und er hörte Gabrielens Athemzug vom Bett her, weßhalb er vermuthete, sie sei eingeschlafen, ohne die Lichter zu löschen. Schweigsam und still schlich er an das Bett. Es war das erstemal, daß er sich demselben näherte. Wäre Gabriele nicht seine Frau gewesen, so würde ihm dieser Besuch vielleicht weniger verbrecherisch geschienen haben, als jetzt. Er blieb am Bette stehen und beugte sich hinab, um Gabriele zu betrachten; aber sie hatte die Decke über ihren Kopf heraufgezogen, und er entdeckte blos den gleichmäßigen und leichten Gang ihres Athems. Lange stand er da. Eines Weibes Bett besitzt Etwas Heiliges. Niemand nähert sich ihm, ohne daß zwei Mächte um uns streiten. Es ist noch heute der Kampf zwischen Michael und Satan. Kellner sog ihren Athemzug ein; er sah, wie das schneeweiße Leintuch sich hob, das auf beiden Seiten um ihre weichen Formen hinab fiel. Dabei veränderte sich allmählig sein eigener Athemzug; er wurde kürzer, hastiger und heißer. Einen Augenblick fiel es ihm ein, daß er sich gegen dieses Weib sehr versündigt habe, weil er sie nicht geliebt, und in diesem Augenblick, wo eine Art von Liebe wirklich bei ihm erwachte, erschien er sich noch verbrecherischer als zur Zeit, wo er sie nicht geliebt hatte. Sein unnatürliches Verhältniß führte ihn jetzt in einen Kreislauf von Vorwürfen, die kein Ende nahmen. Noch einmal beugte er sich über sie hinab und er streckte seine Hand aus, um sie zu wecken, zog sie aber schnell zurück. Er konnte sich nicht erklären, was es war, das ihn so erschreckte. Er machte einen Schritt von ihr und stellte sein Licht weg.

Wer ihn in diesem Augenblick betrachtet hätte, der würde ihn für einen Verbrecher angesehen haben. Aber

er blieb nicht lange in dieser Stellung; bald richtete er sich von Neuem auf und kehrte ans Bett zurück. Dieselbe Bewegung wie vorher wurde wiederholt: er beugte sich nieder, er lauschte auf ihren Athem und ein natürliches Zittern eilte durch seinen Körper. Vor seinen Gedanken schwebten so manche reizende Vorstellungen: er sah Flora mit ihrem Füllhorn in der einen Hand, während sie ihm mit der andern winkte. Leise sank er beim Bett auf die Knie nieder. Ein ganzes Leben von versäumter Liebe lag in diesem Augenblick hinter ihm, aber vor ihm flatterte gleichsam eine Flamme, die immer zunahm und ein zweites Paphos mit Aphrodite am Strand beleuchtete. In seiner Phantasie lustwandelte er unter Orangen und Oliven, und die glühende Sonne der heißen Zone entzündete sein Blut. Alle Feindschaft gegen Gabriele war in diesem Augenblick verschwunden. Die Pulse schlugen immer heftiger und gewaltsamer; die Adern schwollen immer stärker; das Herz klopfte belebt von jugendlichen Gefühlen. Kein Nektar berauscht uns so lieblich, und kein Cyperwein moussirt so stark, wie derjenige, welcher in dem Becher schäumt, den unsere Phantasie uns reicht. Jugend und Frühling entfliehen, aber sie verweilen dennoch immer am längsten in unsrer Phantasie. Eine von Gabrielens Händen lag unbedeckt. Kellner ergriff sie. Er hatte früher nie darauf geachtet, wie weiß und zierlich sie war: jetzt erst sah er das und er konnte sich's nicht erwehren, einen leichten Kuß darauf zu drücken. Die Leidenschaft bedurfte nicht mehr: der Funken war elektrisch genug, um die letzte bereits überwundene Ruhe in seinem Innern zu erschüttern, und er erhob sich plötzlich aus seiner gebeugten Stellung.

Kellner trug einen weiten Nachtrock, und auf einmal warf er ihn von sich.

„Beim Himmel,“ flüsterte er vor sich hin, „jetzt muß sie mein werden oder . . . oder,“ fügte er mit

schwächerer Stimme hinzu . . . „oder diese Scheine unterschreiben.“

In diesem Augenblick ließ sich eine leise Bewegung hinter ihm vernehmen; aber er war nicht in der Stimmung, darauf zu achten.

Die Lichter standen so, daß die Vorhänge des Bettes einen Schatten über das Innere desselben warfen.

Er hatte bereits die Decke ergriffen und etwas zurückgeworfen, als die Bewegung hinter ihm sich erneuerte.

Unwillkührlich sah er sich jetzt um; aber es erfordert eine andere Feder als die unsrige, um mit Wahrheit den Ausdruck in seinem Gesichte zu malen, als er Gabriele sah, welche angekleidet und wach mit starren Augen ihn betrachtete.

Gabriele saß auf einem Sopha, still, unbeweglich; blaß; ihren Blick fest auf ihn geheftet.

Die Sache war folgende: Waldhahnenfuß, die bis den späten Abend bei der Baronin Lander geblieben war, erhielt von ihr keine Einladung, noch länger zu verweilen. Sie kehrte daher ins Kellner'sche Haus zurück, ermüdet und erschöpft von den herzzerreißenden Scenen bei ihrer Mutter.

Gabriele war nicht in der Stimmung, Ruhe suchen zu wollen, aber sie wünschte nichtsdestoweniger, Jemand bei sich zu haben, und veranlaßte daher Waldhahnenfuß, ihr Bett einzunehmen. Gabriele selbst kauerte sich in einem Sopha zusammen und überließ sich ihren Gedanken. Kellner war bereits eine Weile im Zimmer gewesen, ehe Gabriele ihn bemerkte, und obschon das Entsetzen, das bei seinem Anblick ihr Herz ergriff, ihr seine Absicht verkündete, so wurde sie gleichwohl von demselben Entsetzen in eine unbeweglich betrachtende Bildsäule verwandelt.

Kellner und Gabriele schienen beiderseits gleich verwundert.

„Was wollen Sie hier, mein Herr?“ fragte sie endlich.

Alle glühende Träume flohen auf einmal von Kellner und Verlegenheit trat an die Stelle derselben.

Es war das erstemal, daß dieses Gefühl sich seiner bemächtigte.

Er fühlte, wie sein Verdruß darüber sich gegen ihn selbst richtete; aber statt ihn stolz und kühn zu machen, machte er ihn verzagt.

Nie hatte er sich in einer Stimmung befunden, worin er sich so gedemüthigt fühlte, wie in diesem Augenblicke.

Er war in der Absicht gekommen, seine Macht über Gabriele zu zeigen, und jetzt war sie die Mächtige: er hatte sie überrumpeln wollen, war aber selbst überrumpelt worden. Er begriff, daß sie all die Beweise von Schwachheit gesehen hatte, die er, von dem wollüstigen Einfluß des Augenblicks verleitet, von sich gegeben hatte, und sein Blick senkte sich. Um Alles in der Welt hätte er ihr diesen Sieg nicht gönnen mögen, und er erröthete vor Scham, während er zugleich zornig seine Lippen zusammenpreßte.

Gabriele wußte nicht, was in ihm vorging, aber sie näherte sich ihm freundlich. Diese Freundlichkeit entwaffnete ihn noch mehr.

Ohne abzuwarten, was sie sagen konnte, ohne ihr auf ihre Frage zu antworten, ohne zu überlegen, was er that, ergriff er das Licht nebst den Dokumenten und eilte hinaus. Kein entdeckter Verbrecher konnte je mit größerem Verdruß über seine eigene Unvorsichtigkeit entflohen sein, als er.

Von diesem Augenblick an sah Kellner ein, daß der von Abraham ihm angegebene Plan nichts mehr tauge, weil er überzeugt war, daß Gabriele auf ihrer Hut sein würde.

Es mußten andere Mittel ergriffen werden.

Während die revolutionären Pläne immer mehr ihrer Ausführung entgegenschritten, bemerkte er bald den Abscheu, den seine politischen Freunde von dem bloßen Gedanken hegten, den eines Mordversuches angeklagten Gourville unter sich zu haben. Er konnte nicht abhelfen . . . es lag bald vollkommen klar vor seinen Augen . . . er mußte ihn aufopfern, aber warum nicht auch das zu seinem Vortheil wenden? In seinem projektenreichen Kopf verwandelte sich jeder kleine Umstand bald in Etwas, woraus sich Vortheile für ihn entwickelten.

Auch jetzt war dieß der Fall.

Frank hatte bei einer Unterredung, die er unter vier Augen mit ihm gehabt, Gabrielens bestimmten Entschluß, sich von ihm zu trennen, ausgesprochen, obschon sie nur für den Fall, daß er sie dazu zwang, all die gesetzlichen Hülfsmittel anzuwenden gedachte, die ihr zu Gebot standen. Aber da Kellner wohl begriff, daß sie in diesem Fall immerhin ihr Ziel erreichen würde, so ging er auch gutwillig darauf ein, und Frank übernahm es, mit Gabrielens Eltern zu sprechen.

Das einzige noch übrig bleibende Verbindungsglied zwischen ihnen war Gourville; durch ihn wollte Kellner also noch in der letzten Stunde Gabriele beherrschen, und sie zwingen, ihre Freiheit sehr theuer zu bezahlen.

Gourville war bereits, nicht, wie er sich vorgestellt hatte, wegen begangenen Mords, sondern wegen Benützung lebensgefährlicher Waffen, vom Gericht verurtheilt, und in das südliche Zuchthaus eingesperrt worden.

Gabriele und Frank erhielten jetzt in Kellner eine ganz unerwartete Hülfe bei all den weiteren Maßregeln, welche erforderlich waren, um die Flucht des Gefangenen zu erleichtern und zu befördern. Aber damit war es noch nicht genug. Ein Vorschlag führte auf den andern, und da Frank ferner den Wunsch äußerte, Gourville sogleich nach Amerika zu schicken, um auf einmal alle Verfolgungen und Nachforschungen abzuwehren, so machte Kellner

den Vorschlag, daß er die Reise auf seinem Schiff, dem Delphin, unternehmen solle.

Ihrerseits kamen Frank und Gabriele, welche natürlicher Weise Gourville in die Lage versetzen wollten, künftig ein rechtschaffenes und unabhängiges Leben führen zu können, auf die Idee, das Schiff für ihn zu kaufen und auszurüsten.

Auch darauf ging Kellner mit wirklicher Bereitwilligkeit ein. Die Sache war abgemacht, und wir haben gesehen, daß Gabriele auch die Papiere empfing, die dadurch nothwendig wurden.

Durch alle diese Verhandlungen, bei denen Kellner sich liberaler und humaner zeigte, als man je zu hoffen gewagt hatte, gewannen die Verhältnisse zwischen ihnen ein freundlicheres Aussehen, obschon allerdings das Eis in ihren Herzen deßhalb nicht schmolz.

Man war übereingekommen, daß die Trennung zwischen Gabriele und Kellner, oder wenigstens der Abzug der Ersteren aus dem Haus einen Tag nach Gourville's Flucht, wenn man ihn schon auf dem Weg nach Amerika wüßte, vor sich gehen sollte.

Kellner trieb sein Wohlwollen noch weiter, denn er war es, der den Plan entwarf, Gourville's beabsichtigte Flucht aus dem Gefängniß zu erleichtern, und Frank und Gabriele glaubten keine Ursache zu haben, ihm zu mißtrauen.

Der Leser weiß bereits um die Raketensignale, die man für den Aufruhr verabredet hatte.

Es fiel Kellner ein, daß er im Fall der Entdeckung alle Gefahr von sich selbst abwälzen könnte.

Frank war just eine passende für sie, auf die er die Verantwortung abladen konnte.

Während daher Kellner sich verpflichtete, vom Thiergarten aus eine Rakete aufsteigen zu lassen, um zu signalisiren, wann das Schiff bereit wäre, bewies er Frank die Nothwendigkeit, eine solche von der Helenenburg aus

steigen zu lassen, um vermittelst derselben Gourville ein Zeichen zu geben, wann er fliehen solle.

Alle diese Pläne und Vorsichtsmaßregeln wurden in der größten Vertraulichkeit abgemacht.

Gabriele und Frank freuten sich innig über die Theilnahme und Willfährigkeit, die Kellner zeigte.

Kellner war in allen Fragen, die diesen Gegenstand betrafen, nachgiebig, und beharrte blos fest darauf, daß er, da er mit Gourville einen wichtigen Gegenstand abzuhandeln habe, ihn unter allen Umständen sprechen wolle, bevor er an Bord ginge.

Welche Absicht er dabei hatte, werden wir in der Folge erfahren.

Im Kassacomptoir saß Kassier Brand am Pult, ungefähr in derselben Haltung, wie wir ihn zum erstenmal vorgestellt haben. Beide Ellenbogen auf den Pultdeckel gestützt, verbarg er das Gesicht in seinen Händen.

Kellner trat ein.

„Du bist bekümmert, Brand," sagte er zu seinem getreuen Jugendfreund, „aber sei guten Muthes. Es ist wahr, die Ausgaben sind groß gewesen, und ich habe Dir auch nicht mitgetheilt, wohin all' diese Mittel gekommen sind; aber bald wird sich Alles ändern und meine Auslagen werden hundertfach wieder hereinkommen. Es ist eine große Angelegenheit, die ich vorhabe, und tröste Dich, Brand, tröste Dich, Morgenstund hat Gold im Mund."

Brand erhob blos sein bleiches Gesicht und starrte mit verzweifeltem Blick seinen Prinzipal an.

„Heute Nacht werden meine Zwerge schmieden, und

morgen wirst Du anfangen einzukassieren. Inzwischen," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „habe ich noch einige Ausgaben zu machen. Wie steht es mit der Kasse?"

Brand antwortete nichts, sondern erhob sich langsam und öffnete die Kiste.

Sie war leer.

„Hat nichts zu bedeuten," versetzte indeß Kellner, „wir müssen jetzt einen Wechsel auf Hamburg oder London ziehen; gleichviel, wenn ich nur bekomme, was ich brauche."

Auch auf diese Bemerkung antwortete ihm Brand nicht, sondern überreichte blos stillschweigend einen Brief.

Als Kellner ihn las, glitt ein bleicher Schatten über sein Gesicht.

„Man hat meinen letzten Wechsel protestirt," sagte er indeß mit vollkommener Fassung. „Steht es so? Es ist gut, ganz gut. Es ist also nöthig, daß ich zum Schluß dieses Geschäfts da eile, das mich in den letzten Monaten in Anspruch genommen hat."

Kellner erhob sich dabei vom Pult, in der Absicht, Brand zu verlassen. Dieser aber bekam auf einmal wieder Leben und hielt ihn zurück.

„Laß mich mit Dir sprechen, Kellner," sagte er; „es ist schon lange her, seit wir kein freundliches Wort mehr mit einander gewechselt haben."

Kellner hörte zwar, was Brand sagte, schien aber nichts desto weniger an etwas ganz anderes zu denken.

„Kellner," fuhr Brand fort, „Du weißt vollkommen gut, daß ich Dir von ganzer Seele ergeben bin; Du weißt, daß ich Deinem Dienst mein ganzes Leben gewidmet; daß ich keinen Gedanken habe, der nicht Deinem Besten gälte; daß ich jede Stunde ehrlich und redlich in Deinem Dienst anwende; daß Deine Erfolge mein höchstes Glück ausmachen; daß Deine Ehre und Dein Ansehen das Einzige sind, wofür ich lebe und

arbeite. Kellner, Kellner! auf welchem Weg befindest Du Dich jetzt? Ich habe nie in Deine Pläne einzudringen gesucht, aber ich ahne, daß Du etwas Schreckliches vorhast. Ich bitte Dich auch jetzt nicht, mir Deine Geheimnisse zu offenbaren, nein, nein, ich will sie gar nicht wissen, weil ich voraussehe, daß ich nicht einmal Kraft und Muth genug hätte, sie zu ertragen; aber höre doch die Stimme des warmen Freundes, bedenke, was Du thust, halte ein, bevor Du zu dem Schritt ausgreifest, den Du thun zu müssen behauptest. Ich lese es in Deinem Blick, ich höre es in Deiner Stimme, ich spüre es selbst in der Luft, die uns umgibt, daß Du einen entsetzlichen Weg betreten hast. Ist es nicht wahr, Kellner? Du läugnest es nicht? Höre mich an, ich bitte Dich aus tiefstem Herzen, ich bitte Dich mit gefalteten Händen, gib jedes extreme Streben auf. Alle Extreme sind ein Verderben. Mit den Würfeln in der Hand sind wir nicht mehr wir selbst, sondern gehören dem Zufalle an. Der Verstand verläßt uns, wenn der Zufall sich unser bemächtigt."

Es war herzzerreißend, Brand's Worte zu hören, und dennoch schien Kellner seine Gedanken auf etwas ganz anderes geheftet zu haben.

„Der Delphin steht doch bereit, heute Nacht abzusegeln?" fragte er.

Brand vermochte seinen Unwillen darüber, daß er tauben Ohren gepredigt hatte, nicht zu verbergen.

„Kellner, Kellner!" sagte er inzwischen. „Ich warnte Dich einmal vor Gourville; o mein Gott, hättest Du damals meinen Rath befolgt, wie anders stünde es jetzt um Dich!"

„Du hast Recht . . . Gourville . . . ja, ich erinnere mich jetzt an etwas."

Und er wandte sich um und begab sich in das kleine Privatcomptoir, in welches er von Zeit zu Zeit seine Zuflucht zu nehmen pflegte.

Als er wieder heraus kam, trug er Etwas in der Hand, obschon ein Tuch darüber geworfen war.

„Der Delphin kann doch heut Nacht unter Segel gehen?“ erneuerte er seine Frage an Brand.

„Es ist ausgemacht,“ antwortete dieser.

Es ist eine nicht ganz ungewöhnliche Erscheinung, daß wir manchmal von unsern eigenen Gedanken dermaßen in Anspruch genommen werden, daß wir nicht hören, was man zu uns sagt, aber uns gleichwohl nach einer Weile daran erinnern.

Etwas Aehnliches traf jetzt auch bei Kellner ein, denn obschon er nicht ein einziges Wort gehört gehabt zu haben schien, als Brand mit ihm sprach, so erinnerte er sich jetzt sehr gut, wenigstens der Hauptpunkte, die dieser bezeichnet hatte.

Es wäre möglich, daß der Anblick der Theilnehmenden tiefe Bekümmerniß, die sich so unzweideutig im Gesichte des Freundes ausdrückte, die Erinnerung an seine Worte hervorgerufen hätte.

„Du warntest mich, Brand, glaube ich, vor dem Weg, den ich betreten habe. Ich danke Dir dafür, Brand. Du sprichst als Freund und ich handele als Mann. Willst Du eine Mythe hören?“

Ein melancholisches Lächeln glitt über Brand's Gesicht, als er die Stimme des Freundes hörte.

„Höre mich und urtheile dann. Zwei Geister standen einst vor dem Throne des Schöpfers. Der Eine bat: gib mir die Flügel des Sturmes, o Herr, damit ich dreist in die Welt hinaus fliegen kann; gib mir die Flamme des Gewitters, damit ich die Menschen erschüttern kann; lege Schrecken und Kühnheit in meinen Blick, damit überall, wo ich gehe, die Völker furchtsam ihre Knie vor mir beugen. Der andere Geist bat: Gib mir, o Herr, Gelegenheit, im Frieden ein nützliches Werk zu stiften; gib mir die Fähigkeit, die Menschen zu erleuchten und zu erwärmen, damit sie sich in Liebe

und Freude um mich sammeln mögen; gib mir den Einfluß der friedvollen Ruhe, die unwiderstehlich die Völker der Erde zu mir hinzieht und sie am lieblichen Heerde der Heimath beglückt. Euer Wille geschehe, antwortete ihnen der Herr. Und der erste Geist flog aus wie ein Blitzstrahl, und er leuchtete in der Nacht, und er sprach in den Wolken, und er zertrümmerte das morsche Gaukelspiel einer elenden Welt; der zweite Geist trat in den engen Kreis des Privatlebens ein und legte sich da als Flamme auf dem friedlichen Heerd, leuchtend und erwärmend. Verstehst Du mich, Brand?"

„Ich verstehe Dich nicht, Kellner. Nein, nein, ich will Dich nicht verstehen."

„Der erste Geist ist die männliche Selbstständigkeit."

„Du täuschest Dich, Kellner, dies ist wenigstens nicht das christliche, sondern vielmehr das heidnische Selbstständigkeitsgefühl. Es ist ein Glaube an sich selbst und nicht ein Glaube an etwas Höheres; es ist eine von Gott losgerissene Selbstständigkeit."

„Der zweite Geist ist die aufopfernde Freundschaft."

„Noch mehr, Kellner; es ist Gottes noch lebende Liebe in der Welt, welche das Menschengeschlecht erleuchtet und erwärmt. . ."

Aber Brand konnte seinen Satz nicht vollenden.

„Wir haben verschiedene Ansichten," unterbrach ihn Kellner. „Unsere Bahnen sind auf verschiedene Arten abgesteckt. Die Deinige ist die Bahn des Friedens, der Ruhe, des häuslichen Lebens; die meinige führt in die hohen Regionen und in die Nacht. Leb' wohl, Brand!"

„Warte noch einen Augenblick. Laß mich dein Bild vollenden," fiel jedoch Brand ein, indem er ihn zurückhielt. „Du hast zwei Geister in die Welt hinausgesandt; laß uns sie auch betrachten, wann sie zurückkehren. Nachdem sie ihre Bahnen vollendet hatten, trafen sie sich am Throne des Schöpfers. Da fragte sie der Herr, was sie gethan hätten. Ich habe Throne

zermalmt, ich habe Schrecken und Entsetzen verbreitet, sprach der Blitz; ich habe Länder verheert, ich habe Hoffnungen zerstört, aus einer Welt von Ruinen beten mich die Menschen an. Und der zweite Geist trat vor, sprach und sagte: Herr, ich habe Arme und Reiche erwärmt, ich habe in der Nacht gestrahlt, wenn deine Sonne unterging, ich habe die Nahrung bereitet, auf welchen das Leben des Menschen beruht: Friede, Freude und Freundschaft haben um meinen Heerd gesessen. Gib uns unsern Lohn, o Herr, baten sie dann. Und der Geist des Blitzes beugte sein Knie vor dem Thron und der Herr sagte: Fluch soll deinen Fußstapfen folgen. Der Geist des friedlichen Heerdes beugte ebenfalls sein Knie und der Herr sprach: Segnungen sollen den deinigen folgen. Verstehst Du mich auch, Kellner? Ich spreche nicht von Dir und mir; ich spreche von dem, was Du unter Selbstständigkeit und Freundschaft verstehst."

Kellner betrachtete seinen Freund nur noch einmal und drückte seine Hand, in der Absicht, sich zu entfernen; aber in diesem Augenblick bemerkte Brand, daß Kellner etwas unter dem Arm hatte, und eine entsetzliche Ahnung tauchte jetzt in ihm auf.

„Was hast Du da?" rief er.

„Nichts," antwortete Kellner, „nichts."

Aber Brand riß das Tuch weg, das die Last bedeckte, und er erblickte jetzt das kleine Kassakistchen, worin, wie er wußte, zwei Pistolen lagen.

„Kellner, Kellner! o mein Gott!"

„Was Du auch sein magst, Brand," sagte Kellner, „scharfsinnig bist Du nicht. Laß mich handeln wie ich will, und alles wird wohl endigen."

Entschlossen entfernte sich dann Kellner, und Brand sank wieder bei dem Pulte nieder.

Im Salon saßen Gabriele und Waldhahnenfuß. Gabriele hatte soeben von Kellner die Papiere empfangen, Kraft deren der Delphin an Frank überlassen wurde. Es ging daraus hervor, daß alle Maßregeln getroffen waren, um dem Schiff das Recht zu verschaffen, jeden Augenblick die Anker zu lichten und unter Segel zu gehen.

In diese Dokumente legte sie einen Paß für Gourville unter fremdem Namen.

„Alles ist in Ordnung," sagte sie, „und dennoch klopft mein Herz so unruhig. So lange Gourville nicht fort, weit fort ist, glaube ich ihn nicht in Sicherheit."

„Ich bin überzeugt," antwortete ihr Mathilde, „daß Ihre Unruhe überflüssig ist. Wie könnte es Gourville anders als gut gehen, da die Liebe seiner Mutter und seines Vaters ihm folgt? Mir dagegen . . ."

„Klage nicht, Mathilde. Es ist ein Glück, daß Du ein Mädchen bist, denn dadurch kommst Du nicht in so viele Versuchungen wie er. Gottes Milde umgibt das Weib mehr als den Mann. Die Freiheit ist das Element des Mannes; aber die Freiheit ist schädlich, wenn sie nicht von vernünftigen Principien geleitet wird. Die Freiheit des Mannes, der aber die guten leitenden Kräfte fehlten, war es, die Gourville mitten in Laster und Verbrechen warf. Ein Mädchen ohne älterliche Pflege besitzt dagegen schon in ihrer untergeordneten Stellung Schutz gegen die Verführung. Du hast in diesem Augenblick mehr als Eltern, Mathilde; Du besitzest ein reines, schuldfreies Gemüth und ein gutes Herz. Die Natur und Deine beschränktere Stellung wurden Deine Eltern, Deine Pfleger. Danke Gott, Mathilde, daß Du ein Mädchen bist. Ich glaube, daß nichts anderes Dich gerettet hat. Du grämst Dich darüber, daß Deine Mutter und Dein Vater noch in dieser Stunde Dir die Liebe nicht zu schenken scheinen, nach welcher Dein Herz sich sehnt. Aber wenn auch Dein

Herz einer solchen Liebe bedarf, so bedarf Dein Leben ihrer nicht. Der Lichtstrahl geht rein hervor durch die Nacht. So hast Du bisher gethan und so wirst Du auch hinfort thun. Bedarfst Du Eltern, so wirst Du in allen edlen Herzen solche finden. Mathilde, gräme Dich nicht darüber, daß Du sie vermissest; gräme Dich vielmehr darüber, daß sie Dich entbehren können, daß ihnen der Sinn für das edelste Gefühl, für die Liebe zu einer guten Tochter fehlt, denn dieser Mangel an Gefühl ist ihr Unglück, die Leere in ihrer Brust ist es, die sie auf unrechte Wege geführt hat und früher oder später auch in ihr Verderben führen wird. Ich sage dieß mit vollkommener Gewißheit, denn da sie eine Tochter nicht lieben können, was können sie wohl dann lieben? Nichts, Mathilde, nichts. Und diejenigen, die nichts lieben, was sind sie? was wird aus ihnen werden? Die kalte, herzlose Berechnung hat noch niemals zu einem wahren dauernden Glück geführt. Selbst in der Nähe der Sonne wird man frieren, wenn das Herz von Eis ist. Du bist ein sanftherziges Mädchen, Mathilde. Dein Glück wird meines Lebens letzte Abendarbeit sein, während mein Glück Dein Morgengebet ist. Nicht wahr, Mathilde? Komm in meine Arme."

Mathilde lehnte ihr Haupt an Gabrielens Brust.

„Du kannst nicht glauben, Mathilde," fuhr Gabriele nach einer Weile fort, „wie Gourville mich beunruhigt. Ich sehe ihn beständig so wie er im Gefängniß vor mir stand, vom Hals bis zu den Füßen in Ketten geschmiedet. Das war ein schauerlicher Anblick für eine Mutter, Mathilde. Wie viel Uhr ist's? . . . Aber das ist ja ganz gleich . . . glaubst Du nicht, daß Frank bald kommen wird? Ich finde, daß er lange ausbleibt . . . obschon ich nun gar zu gut begreife, daß er . . ."

Gabriele kam nicht weiter, denn in diesem Augenblick trat Paul ein. Er stand hoch in Gabrielens Ach-

tung, aber jetzt lag etwas so Ungeduldiges, Heftiges und zu gleicher Zeit Unerklärliches und Räthselhaftes in seinem Gesichte, daß Gabriele sich erschrocken vor ihm zurückzog.

„Ist der Groshändler zu Hause?“ fragte er. „Ich wünschte ihn zu treffen.“

Der kalte Geschäftston, worin er seine Frage stellte, verminderte den Eindruck nicht, den er gemacht hatte. Ohne sich aufzuhalten, begab er sich auch nach Gabrielens Anweisung sogleich zu Kellner hinein. Der Abend war vorangeschritten und die Dämmerung begann sich auszubreiten.

Pauls Auftreten hatte Gabriele noch mehr aufgeregt. In ihrer Furcht war sie argwöhnisch geworden. In seiner Ungeduld erblickte sie nur die Veranlassung zu neuer Unruhe; aber sie hatte nicht Zeit, sich ihr lange zu überlassen, denn im nächsten Augenblick kam Frank an.

Er kam von ihren Eltern.

„Nun,“ rief sie ihm entgegen, „Du hast mit meinem Vater und mit meiner Mutter gesprochen? Was haben sie gesagt?“

„Sie haben uns gesegnet, Gabriele.“

„Allmächtige Vorsehung, es sei dir Dank und Lob gesagt!“

„Ich vertraute ihnen alles an. Im Anfang erschraken sie, aber ich behandelte die Sache mit aller möglichen Zartheit, und am Ende warfen sie sich ihre eigene Blindheit vor.“

„Und sie billigen meine Trennung von Kellner?“

„In jeder Beziehung.“

„Und unsern Beschluß mit Gourville?“

„Auch diesen, Gabriele.“

„Und ihre Gesundheit?“

„Wahrhaftig, Gabriele, ich glaubte nicht, daß sie meine Erzählung mit so viel Seelenstärke anhören würden, wie sie hatten. Sie schienen sich nach Dir zu seh-

nen, und es ist sehr leicht denkbar, daß sie heute Abend hieher kommen. Der Graf zweifelte zwar, daß seine Gesundheit es ihm gestatten würde, aber er schien doch ernstlich daran zu denken."

Und jetzt," fiel Gabriele ein, „jetzt begibst Du Dich . . ."

„Nach der Helenenburg," ergänzte Frank.

„Zögere nicht, Frank, zögere nicht. Du kannst nicht glauben, was ich leide. Ich ahne ein Unglück, obschon ich nicht weiß, woher es kommen soll; aber ich ahne es und ehe Gourville fort, weit fort ist, bekomme ich keine Ruhe in meine Seele. Es ist wahr . . . siehe, da sind all' die Schiffsdokumente. Du brauchst sie blos auf den neuen Eigenthümer überzutragen. Soll ich sie aufbewahren?"

„Thue das, bis ich zurückkomme."

„Was wollte ich nur jetzt sagen . . . Du hast doch die Rakete in Ordnung."

„Du zweifelst an meinem Gedächtniß, Gabriele; gilt es nicht meinem Sohn so gut wie dem Deinigen?"

Vergiß nicht, daß Du mit der Absendung Deines Signals warten mußt, bis Kellner zuerst vom Thiergartenberg aus signalisirt hat, daß an Bord Alles fertig ist."

„Ich werde nichts vergessen."

„So beeile Dich jetzt, Frank. Es beginnt bereits zu dunkeln. Denk' an meine Unruhe."

„Ich gehe, Gabriele. Wenn ich zurückkomme, bringe ich Gourville mit."

„Ja, ja."

Mathilde, die innigen Antheil an Gabrielens Unruhe nahm, bat um Erlaubniß, Frank zu begleiten. Er verweigerte es ihr, aber sie hörte nicht auf zu bitten, denn sie sagte, sie habe die Ueberzeugung, daß sie immerhin auf irgend eine Weise nützen könne.

In mißlichen Augenblicken werden die Menschen,

und besonders die Frauen, häufig von einem gewissen Aberglauben erfaßt. Ahnungen greifen mächtig in das feine Uhrwerk ein, das ihre Gedanken in Gang setzt. Gabriele hörte eine Weile Mathildens Wunsch still an; bald aber stimmte sie darin ein, getrieben von einer instinctartigen Ahnung, daß man Mathildens bedürfen könnte. Frank gab auch jetzt nach; bald saßen beide in dem Wagen, der unten am Haus wartete, und eilten, von lebhaften Pferden gezogen, nach der südlichen Vorstadt.

Gabriele befand sich allein. Ihr Leben war mehr in inneren Selbstbetrachtungen, als einem reichen Wechsel von Ereignissen dahingeflossen. Auch jetzt versank sie in sich.

Nachdem sie die Frage von Gourville's Flucht, die für den Augenblick alle andern Gegenstände in den Hintergrund drängte, in ihren Gedanken nach allen Seiten hin gedreht und gewendet hatte, kam sie endlich auf Paul und seinen Besuch, der ihr, da sie ihn nur so selten bei sich gesehen hatte, ganz sonderbar vorkam.

Sie wußte wohl, daß Paul auf den Abend eingeladen war, allein es war noch nicht so spät.

Indem sie sich mit ihren eigenen Gedanken berieth und auf die letzte Antwort derselben lauschte, hörte sie, daß Kellner und Paul in dem Zimmer vor dem ihrigen in einem lebhaften Gespräch begriffen waren. Man lauscht manchmal, ohne es selbst zu wissen. Auch Gabriele that es jetzt: aber sie hörte nur einzelne Worte, die jedoch wohl geeignet waren, ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

So hörte sie Franks Namen, ihren eigenen . . . auch den Namen Gourville's. Letzterer kam besonders oft vor. Aber zwischen diese Eigennamen hinein hörte sie auch Worte wie Staat, Freiheit, Königsgewalt und Revolution. Das letztere besonders hatte ihre von Un-

ruhe angefüllte Einbildungskraft in volle Thätigkeit gesetzt.

Als sie Gourville im Gefängniß besuchte, hatte dieser ganz rückhaltslos zugestanden, daß er conspirire, und in Folge dessen suchten sowohl Frank, als sie selbst von Kellner weitern Aufschluß darüber zu erhalten, weil sie sich vorstellten, daß er um Gourville's diesfallsige Pläne wisse.

Aber Kellner versicherte, es sei ihm ganz und gar nichts bekannt, und sprach die Vermuthung aus, daß dies nur eine unbedachte Aeußerung von Gourville sei, deren er sich in seiner verzweifelten Lage bedient habe.

Als Gabriele jedoch dieses Wort wiederholen hörte, da kehrten alle ihre Ahnungen von Unglück und Widerwärtigkeiten zurück, und sie sah Gourville in einen Wirbel des Verderbens hineingezogen, woraus keine Rettung möglich wäre.

In ihrem Schrecken verlor sie allen Leitfaden für ihre Gedanken, aber dies verminderte ihre Qual nicht.

Sie hörte deutlich, wie Paul kräftige und nachdrucksvolle Worte zu Kellner sprach, obschon der Sinn für sie unklar blieb. Auch jetzt kam Gourville's Name wieder vor, und sie wurde dermaßen aufgeregt, daß sie trostlos in einem Sopha niedersank.

Jetzt verstummte Pauls Stimme, und Gabriele erwartete, daß Kellner antworten würde. Sie lauschte, und er antwortete auch, aber zu ihrem Schreck mit einem Hohngelächter ... Eine Weile darauf öffnete sich die Thüre und mit leichenblassem Gesicht und flammendem Blick stürzte Paul heraus.

Er schien die Absicht zu haben, sogleich durch das Zimmer zu eilen und sich so schnell wie möglich zu entfernen. Aber sein Blick fiel auf die bange, erschrockene Gabriele, und er that seinen Schritten Einhalt, um vor ihr stehen zu bleiben.

„Unglückselige!“ sagte er.

Dieses einzige Wort kam so unmittelbar, so auf-

richtig von seinen Lippen, daß Gabriele darin ein Todesurtheil über Alles, was ihr theuer war, zu vernehmen glaubte.

Gabriele besaß immer noch einen Funken neuen Lebens in ihrem Herzen, wenn die Widerwärtigkeiten sie am härtesten trafen.

„Wie so," sagte sie, „warum bin ich unglücklich?"

„Gourville," begann Paul, aber er mußte inne halten, einen so entsetzlichen Eindruck schien dieses eine Wort auf Gabriele zu machen.

„Fahren Sie fort," bat sie jedoch, „fahren Sie fort; tödten Sie mich nicht durch Ihr Schweigen. Gourville . . ."

Wenn sie ohne Athem gesprochen hätte, so hätten ihre Worte nicht hohler ertönen können.

„Gourville," fuhr Paul fort; „aber Sie wissen es ja bereits; er gedenkt zu entfliehen, und gelingt ihm das, so entsteht unbedingt ein Aufruhr daraus."

„Barmherziger Himmel, ein Aufruhr!"

„Fürchten Sie nichts, Madame; ich werde verhindern, daß das Blut meiner Mitmenschen auf eine gedankenlose Art für die Interessen eines Einzigen geopfert wird; ich werde verhindern, daß der Fluch der Staatsgesellschaft Ihren Mann und Ihren Sohn trifft... Ich gehe . . ."

„Sie gedenken sie anzuzeigen."

„Wäre ich nicht überzeugt, daß ich ihnen zuvorkommen könnte, so würde ich sie angeben; aber das wird nicht nöthig sein. Ihr Mann mag in seinen Gedanken mit der Revolution spielen, so viel er will; und Ihr Sohn mag davon träumen, ein verlorenes Glück durch eine dreiste Brüderschaft mit dem Zufall wieder zu gewinnen; aber ihre Absichten dürfen nicht ins Werk gesetzt werden. Ich werde dem zuvorkommen. Es wird Ihrem Sohn nicht gelingen, zu entfliehen. Ich gehe, um dieß zu verhindern; leben Sie wohl, Madame."

Gabriele war mehr todt als lebendig. Sollte sie sich Paul anvertrauen oder sollte sie es nicht thun? Sollte sie die Wahrheit verläugnen, oder sich ihm zu Füßen werfen und ihn um Gnade für ihren Sohn bitten? Sollte sie seine Gedanken von diesem Gegenstand abzulenken suchen oder denselben blos legen? Sie wußte nicht, was sie thun sollte.

Zermalmt von widerstreitenden Gefühlen, sank sie ohnmächtig nieder.

Paul klingelte und eine Kammerjungfer trat ein.

„Sehen Sie nach Ihrer Frau," befahl er und entfernte sich.

Als Gabriele ihre Augen wieder aufschlug, stand Kellner an ihrem Bett.

„Es ist Zeit, Madame," sagte er, „daß Sie Ihre Toilette machen; unsere Gäste können bald hier sein."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Reue und Qual.

Wir verließen die Baronin Lander bewußtlos in dem Augenblick, wo Kellner in Begleitung von Fritz und Mathilde eintrat.

Als sie wieder zu sich kam, irrten ihre Blicke suchend umher.

„Wer war er?" fragte sie die Anwesenden. „Wo ist er?"

„Wer?"

„Der Mann mit dem schneeweißen Haar, mit dem ernsten Gesicht, mit den strafenden Blicken, mit den entsetzlichen Worten.“

Man ahnte, daß Jemand bei ihr gewesen war; aber Niemand vermochte ihre Frage zu beantworten.

Die Ungewißheit, in welche sie dadurch versetzt wurde, war für sie die Quelle schrecklicher Leiden.

Obschon sie sich bei vollkommen klarem Verstande befand, hefteten sich doch ihre Gedanken unverwandt auf einen einzigen Gegenstand. Nichts vermochte sie davon abzubringen. Kellner sprach freundlich mit ihr, aber vergebens: Fritz ging auf ihre Idee ein, aber ohne allen Erfolg; Mathilde schmiegte sich herzlich und freundlich an ihre Seite, in der Hoffnung, ein mildes und zärtliches Wort erhalten zu können; aber die Baronin wollte nichts von ihr wissen und stieß sie zurück.

Kellner verließ sie bald, auch ihrem Sohne erlaubten seine Dienstgeschäfte nicht länger zu bleiben, und wir wissen, daß Mathilde sich ebenfalls noch an demselben Abend entfernte.

Sobald die Baronin sich allein sah . . . es war da schon Abend . . . verschloß sie die Thüre mit einer Sorgfalt, als fürchtete sie einbrechende Diebe. Mehr als einmal betrachtete sie die Schlösser, mehr als einmal untersuchte sie, ob sie die Schlüssel richtig herumgedreht habe; mehr als einmal lauschte sie, ob draußen Jemand gehe.

Bei jedem noch so leisen Geräusch, das sie zu hören glaubte, zitterte sie wie ein Espenlaub.

Einen Augenblick später sah man sie mit einem Licht in der Hand von Zimmer zu Zimmer wandern; sie leuchtete in alle Ecken, sie schaute unter die Sophas und unter die Betten, sie hob die Gardinen auf. Alle Theile des Zimmers untersuchte sie mit einer Genauigkeit, als forschte sie nach einem kostbaren verlorenen Schmuck. Sie ging dabei so still und schweigsam zu

Werke, als glaubte sie auf den Zehen schleichen zu müssen.

Beim geringsten Getöse von der Straße her, blieb sie stehen und lauschte; es war die Verzweiflung, die lauschte.

„Ich glaube, daß ich allein bin," flüsterte sie endlich, „allein . . . Gott sei Dank, daß ich allein bin."

Sie begab sich in ihr Betzimmer.

Auch hier schaute sie sich vorsichtig um, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie allein war, drückte sie auf die Feder im Toilettentisch, so daß er sich in einen Betstuhl verwandelte. Als jedoch die Scheibe des Tisches hinabfiel, gab sie einen gellenden Laut von sich; erschrocken ließ die Baronin das Licht fallen und befand sich im Dunkeln.

Dieser an und für sich so unbedeutende Umstand verwirrte sie vollständig, und mit einem Angstschrei floh sie ins Wohnzimmer zurück, wo sie sich auf den Sopha warf und das Gesicht in ihren Händen verbarg. In ihrer von Schreckbildern aufgejagten Phantasie sah sie das Betzimmer voll von Mördern und erwartete jeden Augenblick, daß man sie angreifen würde. Sie glaubte auch deutlich zu hören, wie man mit vorsichtigen Tritten herannahte und davon flüsterte, sie umzubringen; aber nicht genug damit, obschon sie das Gesicht in ihren Händen verbarg, meinte sie zu sehen, wie die Augen der Mörder über ihr brannten, und wie man den Mordstahl zuckte, um sie im nächsten Augenblicke zu durchbohren.

Außer sich vor Verzweiflung sprang sie von ihrem Platze auf; warf sich auf die Knie und flehte um Gnade und Schonung.

Die Dichter schaffen schöne Welten in der Luft, sie sehen herrliche Bilder in den Wolken, sie werden von Engeln in der Nacht umgeben; das Gewissen besitzt dasselbe Schöpfungsvermögen; aber es umgibt uns mit Fu-

rien, die mit Geißeln bewaffnet sind, mit Dämonen, die brennende Fackeln schwingen, es malt Schwarz in Schwarz.

In der Finsterniß riefen auch die Gewissensqualen der Baronin Lander ähnliche beständig wechselnde Erscheinungen hervor.

Es war nicht mehr ein Mörder, der sie jetzt angriff und ihr Leben bedrohte; das Schreckbild verwandelte sich in einen alten Mann mit schneeweißen Haaren.

„Ich bin ein Bote," meinte sie von ihm angeredet zu werden, „ein Bote aus Ihres Mannes Grab. Ich bin," fuhr die Stimme fort, „ergraut bei dieser Wanderung, die ich zweiundzwanzig Jahre hindurch unaufhörlich fortgesetzt habe. Im Namen Ihres Mannes komm ich jetzt, Sie anzuklagen, daß Sie Ihren eigenen Mann ermordet haben."

Sie hörte die Stimme so deutlich; ihr war, als ginge ihr jedes Wort durch Mark und Bein.

Außer sich sprang sie auf.

„Du lügst, alter Schelm!" rief sie. „Du lügst, ich habe ihn nicht ermordet."

Wieder sank sie auf den Sopha zurück, sie konnte kein Wort mehr über ihre Lippen bringen.

In diesem Augenblick pochte es an die Salonthüre. Jeder Blutstropfen schwand von ihren Wangen, ihr Herz hörte auf zu schlagen, ihr Athem stockte.

„Man will mich verhaften," flüsterte sie vor sich hin; „man will mich ergreifen. Wohin soll ich fliehen? Durchs Fenster? Da ist der Tod. An der Thüre erwartet mich der Tod. Hier innen werden meine Qualen mich tödten. Außer mir . . . in mir . . . überall nur der Tod."

Aber schnell richtete sie sich auf.

„Ich habe das Leben verachtet," sagte sie; „ich kann auch den Tod verachten."

Das Pochen an der Thüre nahm zu; mit einer

Geschwindigkeit, als handelte es sich um ihre Seligkeit, zündete sie jetzt wieder ein Licht an. Aus Furcht, eine Schwäche zu zeigen oder das Licht fallen zu lassen, faßte sie den Leuchter fest und begab sich an die Salonthüre.

Das Pochen währte fort.

„Wer ist da?“ fragte sie.

„Ich bins,“ antwortete eine Stimme von außen.

„Der Tod . . . ach ich weiß . . . ich weiß . . . der Tod.“

Die Baronin wagte nicht aufzuschauen, als die Thüre geöffnet wurde. Mit verschlossenen Augenliedern, blaß, gespensterbleich, stand sie da, während ihre Hand mit dem Licht immer tiefer sank.

„Führe mich weg,“ flüsterte sie, „führe mich weg... ich will sterben ... sterben ..“

Die Eintretende war niemand anders als ihre Dienerin. Erschrocken über den aufgeregten Zustand ihrer Gebieterin, ergriff sie ihre Hand und führte sie ins Schlafzimmer. Die Baronin folgte ohne allen Widerstand, überzeugt, daß der Weg zum Tode gehe.

Eine Weile später befand sie sich im Bett.

Die Nacht kam, aber sie brachte ebenfalls keinen Frieden. Die Familiengeschichte, die ihre Eltern ihr so oft als Kind erzählt hatten, und worin ihr Vater, nachdem man ihn bereits als todt angesehen, zur Zahl der Lebendigen zurückkehrte, entwickelte jetzt ihre ganze blutige Scenerie vor ihrer Seele. Sie sah ihn todt . . . ermordet . . . blutend . . . aber vor ihrer Phantasie veränderte sich sein Aussehen bald . . . und der Todte war nicht ihr Vater, sondern ihr Mann. Doch jetzt bewegte die Leiche ihre Augen . . . jetzt die Lippen . . . jetzt kehrte die Farbe auf die bleichen Wangen zurück... jetzt erhob sie das Haupt . . .

Und an der Seite des wieder zum Leben Aufer-

standenen meinte sie einen silberlockigen Greis zu erblicken.

„Ich klage Dich an,“ sprach er zu ihr, ich klage Dich an, daß Du Deinen eigenen Mann ermordet hast.“

Sie wünschte, ihr Bett wäre ein Grab, und sie könnte sich darin verbergen.

Tage gingen und Nächte kamen, aber ihre Krankheit nahm eher zu als ab.

Das Rauschen ihres eigenen Kleides, das Getöne ihrer eigenen Stimme, zuletzt alle ihre noch so unbedeutenden Bewegungen wurden Gegenstände, die sie erschreckten.

Viele von ihren Freunden kamen, als sie von ihrer Krankheit hörten; allein sie fanden die Thüre verschlossen und wurden nicht eingelassen.

Kellner, Fritz und Mathilde vergaßen sie ebenfalls nicht; aber auch sie wurden abgewiesen.

Ganz besonders wollte sie Fritz und Mathilde nicht sehen: schon ihr Name erregte ihr ein solches Entsetzen, daß sie ihnen mit lautem Rufe verbot hereinzukommen.

So verschwanden Wochen, und nun ließ Fritz endlich die Salonthüre mit Gewalt erbrechen; weil er es nicht verantworten zu können glaubte, wenn er seine Mutter allein und ohne alle eigentliche Pflege dahinwelken ließe. Fritz brachte einen Geistlichen und einen Arzt mit.

Beim Anblick der Kranken konnte er sich kaum von seiner Bestürzung erholen, so sehr hatte sie sich verändert.

Ihre Haare waren in diesen Wochen grau geworden und ihr Körper dermaßen abgemagert, daß man nur noch Haut und Knochen zu sehen meinte.

Als sie bemerkte, daß aller Widerstand vergebens war, warf sie sich unter qualvollem Angstgeschrei im Bette hin und her und zog die Decke über ihren Kopf.

Die Maßregeln, die jetzt ergriffen wurden, flößten ihr allmählig wieder etwas Ruhe ein.

Inzwischen zeigte sich bei ihr Etwas, das in der That physisch merkwürdig war.

Die nahe an Wahnsinn grenzende Unruhe und Verzagtheit, die bisher ihre Gemüthskrankheit charakterisirt hatte, hörte auf, anstatt dessen versank sie in eine Lethargie, welche zeigte, daß alle heftigeren Leidenschaften bei ihr ausgetobt, oder daß ihr Herz alles Gefühl, alle Eindrucksfähigkeit verloren hatte.

Nichts schien sie jetzt mehr zu erschrecken.

Ohne, wie es schien, die Folgen im mindesten zu bedenken, erzählte sie mit gleichgültiger Aufrichtigkeit alle Ereignisse ihres Lebens, als ob es sich gar nie darum handeln könnte, dieselben zu verhehlen.

Diese sorglose Aufrichtigkeit hatte etwas Schreckliches, weil sie gänzliche Gefühllosigkeit zu verrathen schien.

Um was man sie fragen mochte, darauf antwortete sie; was man sie zu thun bat, das that sie.

Nur in Betreff der nächsten Ursache ihrer dermaligen Lage verschloß sie sich hermetisch in sich selbst.

Das Gerücht von ihrer Krankheit kam, obschon sehr spät, auch an den Hof, und Jaquette eilte, ihr einen Besuch zu machen. Sie hatte noch einen andern Grund dazu.

Dieser Besuch traf an demselben Tag ein, wo Paul vom Land zurückkehrte und durch Asch Kenntniß von dem Aufruhr erhielt, der in der Nacht ausbrechen sollte.

Jaquette fand den Doktor und den Pfarrer im äußern Zimmer, als sie sich zur Baronin hinein begab. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schreck über die Veränderung, die mit der Patientin vorgegangen war, erholt hatte, setzte sie sich an ihre Seite.

In der Hand hielt Jaquette zwei Papierstreife oder zwei zusammengelegte kleine Billete.

Die Ueberraschung des Mädchens über ihr verändertes Aussehen brachte die Baronin aus der Fassung.

Sie sprach jetzt überhaupt nicht, als wenn man sie etwas fragte, und ihre Schweigsamkeit vermehrte noch Jaquettens natürliche Verlegenheit. Um nicht sogleich mit dem Gegenstand anzufangen, der ihr am meisten am Herzen lag, griff sie nach dem ersten besten, der ihr einfiel. Sie bemerkte zufällig eine Zeitung, die zwischen den Sophakissen steckte.

„Sie amüsiren sich mit Zeitungslektüre, Frau Baronin?"

„Ich amüsire mich nie."

Die Antwort wurde in einem so eigenthümlichen, kalten und seelenlosen Ton ausgesprochen, daß Jaquettens Verwunderung noch mehr über Hand nahm.

„Ich glaubte es," fuhr Jaquette jetzt fort, „weil ich eine Zeitung hier liegen sah."

Die Baronin richtete sich auf und betrachtete das Blatt. Aber ihr Blick war so stier, so starr und so sonderbar, daß es Jaquette vorkam, als ob sie nicht eigentlich sähe, sondern gleichsam sich nur Mühe gäbe, Etwas zu sehen.

Jaquette folgte ihr mit einem Interesse, das mit Bestürzung vermischt war; das war ja auch nicht anders möglich.

„Diese Zeitung da," versetzte die Baronin endlich, „ich erinnere mich ihrer; wollen Sie sie der Königin bringen?"

Jaquette hatte nie etwas so Hohles gehört, wie diese Stimme. Sie stellte sich vor, daß eine in magnetischen Schlaf versetzte Person ungefähr so sprechen würde.

„Der Königin?" wiederholte Jaquette, die dieses Verlangen höchst sonderbar fand.

„Vor eingen Wochen war der katholische Priester * * * hier," antwortete ihr die Baronin, und er bat mich das Blatt anzuschaffen; die Nummer soll einen scharfen Angriff auf die Königin enthalten."

„Und ich soll sie ihr überbringen? Ach, Madame!"

Jaquette wurde immer etwas heftig, sobald sie eine Bemerkung gegen die Königin hörte, der sie mit inniger Liebe zugethan war.

„Lesen Sie den Artikel,“ sagte die Baronin, „er ist äußerst gemein. Der Priester hat ihn selbst geschrieben.“

„Aber er greift ja das Glaubensbekenntniß der Königin an und besonders ihre Güte gegen denselben Geistlichen.“

„Allerdings.“

„Ich begreife nicht, welchen Zweck er dabei haben kann. Er tastet ja seine eigenen Interessen an.“

„Das ist wahr. Er will der Königin Abneigung gegen das schwedische Volk einflößen und sie zwingen, sich noch näher an seine Kirche anzuschließen, um ihr weitere Erfolge zu bereiten.“

„Wie unwürdig! Möge es der Königin nie zu Ohren kommen!“

Und mit einem Ausdruck des Verdrusses zerriß Jaquette die Zeitung und warf die Stücke auf den Boden.

Jaquettens gerechter Unmuth machte indeß keinen Eindruck auf die Baronin. Sie hatte die Sache überhaupt ganz gleichgültig vorgebracht.

Die Baronin war bisher eine eifrige geheime Katholikin gewesen. Jetzt war sie weder Katholikin, noch Lutheranerin. Sie glaubte an Nichts. Ihr Herz war bloß ein Beinhaus voll von alten Erinnerungen; die Stimme des Gefühls ertönte nicht mehr darin. Eine gänzliche Lethargie hatte sich ihrer bemächtigt. Es war Jaquetten nicht leicht, sich in diesen Zustand inneren Todes zu versetzen, wo die eigentlichen Funktionen des Lebens nur noch eine passiv vegetirende Wirksamkeit besaßen. Dieser Zustand war ihr vollkommen neu; aber allmählig begann sie ihn zu begreifen. Gegen Alles, was der Gegenwart angehörte, schien die Baronin gänzlich fremd zu sein; wenn Jaquette etwas davon sprach, starrte sie bloß verwundert das Mädchen an. Eben so schien sie für

die Zukunft gar keine Gedanken zu haben: Was darüber gesagt wurde, schien vergebens zu sein; es waren Worte in einer ihr ganz unbekannten Sprache, deren Ton zwar surrend an ihr Trommelfell schlug, aber ohne daß sie irgend eine Bedeutung zu begreifen schien. Dagegen erinnerte sie sich ganz genau an alles früher Geschehene; aber sie erinnerte sich dessen, wie man sich einer auswendig gelernten Lektion erinnert, und sie sprach davon, wie wenn sie bloß ihre Aufgabe hersagte.

Sobald Jaquette diese Bemerkungen machte, wurde sie dreister.

„Um auf diesen katholischen Priester zurückzukommen," begann sie wieder, „so haben Sie doch nicht immer so von ihm gesprochen, wie Sie jetzt thun."

„Das ist wahr."

„Sie haben viel Gutes von ihm gesagt."

„Das habe ich."

„Haben Sie nicht auch eben so gut von ihm gedacht?"

„Niemals."

„Erinnern Sie sich, Frau Baronin, daß er Sie einmal bat, Ihnen und mir bis zu seiner Wohnung in der Schifferkarlsgasse Gesellschaft zu leisten?"

„Sehr gut."

„Erinnern Sie sich, daß wir damals einen Mann sahen, der in Begleitung zweier Frauenzimmer aus einem zweideutigen Hause kam, und daß er sich mit ihnen in einen Wagen begab, der ihn in der Oesterlangstraße erwartete."

Jaquette behandelte sie als eine Kranke, deren Gedächtniß sie zu Hülfe kommen müsse.

„Ich erinnere mich dessen ganz gut. Die Intrigue war schon lange vorher zwischen dem Geistlichen und mir abgekartet."

„Oh, Frau Baronin, abgekartet!"

Jaquettens Ueberraschung und Ausruf schienen nicht im mindesten auf die Baronin einzuwirken."

„Nachdem Paul Kellner mit den zwei Frauenzimmern in den Wagen gestiegen war," fuhr die Baronin fort, „folgten wir ihnen auch nach, und er begab sich mit ihnen auf den Maskenball."

„Jedes Wort, das die Baronin sprach, erhöhte Jaquettens Kummer. Mit Schamröthe auf den Wangen dachte sie, daß sie Paul vielleicht Unrecht gethan habe.

„Was hatte Paul mit diesen Frauenzimmern zu schaffen?"

„Nichts; aber die Geschichte ist sehr lang. Ich erfuhr sie durch ein Mädchen, das sich die schwarze Charlotte nannte, weil sie mich auch überreden wollte, den Ball zu besuchen. Ich wußte also alles schon zum Voraus, und Paul hatte die zwei Frauenzimmer nur deßhalb hinzuführen sich verpflichtet, weil er ein Interesse dabei hatte, ein wichtiges Geheimniß zu entdecken. Sie können mir glauben, daß er im Uebrigen auf eigene Rechnung durchaus nichts mit ihnen zu thun hatte."

Jaquette glaubte so gern, was sie hörte. Pauls Unschuld machte ihr größere Freude, als alles Andere, und sie betrübte sich jetzt tief darüber, daß sie auch nur einen einzigen Augenblick die Reinheit seines Charakters hatte bezweifeln können. Aber die Intrigue, der sie ausgesetzt gewesen, hatte noch etwas Unbegreifliches für sie, weil sie sich die zwei Briefe nicht zu erklären vermochte, wovon sie den einen und Paul den andern erhalten hatte, und worin Beide vor einander gewarnt wurden. Jaquette hatte sie indeß bei sich als wichtige Dokumente, welche sie ursprünglich auf den Gedanken geleitet hatten, Argwohn zu schöpfen.

„Können Sie mir auch diese Briefe erklären, Frau Baronin?"

Die Baronin betrachtete die Briefe.

„Dort auf dem Tisch liegt ein Papier," sagte sie nach einer Weile, „geben Sie es her."

Jaquette kam ihrem Wunsche nach.

„Vergleichen Sie die Handschrift auf diesem Papier da mit den Briefen," bat die Baronin.

Jaquette sprang von ihrem Platze auf. Ein hoher Purpur ergoß sich über ihre Wangen.

„Dieselbe Hand!" bemerkte sie. „Wessen Hand ist es?"

„Die meinige," antwortete die Baronin.

„Möge Gott Ihnen verzeihen, was Sie gethan haben," sagte Jaquette. „Sie haben sehr übel gehandelt, Frau Baronin."

Und Jaquette sank wieder auf den Sopha mit bitteren Selbstvorwürfen darüber, daß sie Pauls Ehre bezweifelt hatte.

„Ich wollte Sie und Paul trennen in der Hoffnung, daß mein Sohn dann Ihre Hand gewinnen könnte."

„Wußte Ihr Sohn darum?"

„Nein."

Man kann sich hier die Frage stellen, warum Jaquette sich nicht schon lange vorher an die Baronin gewandt habe, um Aufschluß über diesen Gegenstand zu erhalten. Aber Jaquette hatte sich an den katholischen Geistlichen gewandt, der nicht bloß zuerst mit ihr über die Sache gesprochen, sondern auch ihrem Wunsche gemäß den Maskenball besucht und von da aus sogleich sich zu ihr begeben hatte, um zu berichten, was er gesehen; allein der Geistliche hatte mit solcher Aufrichtigkeit versichert, die Briefe seien ihm gänzlich unbekannt, daß Jaquette unmöglich seine Worte bezweifeln konnte.

Die Sache würde vermuthlich auch auf immer ein unerwartetes Geheimniß geblieben sein, zumal da es ihr nie einfiel, daß die Baronin damit zu schaffen haben könnte, wenn sie nicht zufällig mit Fritz einige Worte darüber gewechselt hätte. Fritz, welcher wußte, daß seine

Mutter in diesem Sinne intriguirt hatte, ahnte das Verhältniß sogleich und bat Jaquette, sich an sie zu wenden.

Die ganze Intrigue war jetzt für Jaquette vollkommen klar. Eine Thräne glänzte in ihren Augen. Die Liebe zu Paul war nie in ihr erstorben und gleichwohl hatte sie beschlossen, ihn von sich fern zu halten, nicht aus Eifersucht, sondern in der Ueberzeugung, daß er ihrer unwürdig sei. Jaquette hatte niemals tiefsinnige Betrachtungen, weder über die Liebe, noch über die Eifersucht angestellt; für sie war die Liebe ganz einfach ein wonniges Gefühl, ein Entzücken, ein Vertrauen, eine Sympathie zwischen lebhaften Herzen; die Eifersucht dagegen war ein Zweifel, eine Schlange im Paradies, eine Verlockung, die jedes reine Gefühl zum Fall zu bringen suchte; sie war etwas Unreines und Gemeines, dem sie sich deßhalb auch nie hingeben konnte. Aber just darum, weil sie diesen Uebergang zwischen einem vollkommenen Vertrauen und einem gänzlichen Mißtrauen nicht erkannte, hatte sie kein Bedenken getragen, auf einmal vollständig mit Paul zu brechen. Mit der ganzen kindlichen Unschuld ihres arglosen Charakters, mit der ganz natürlichen Aufrichtigkeit ihres Herzens, mit dem lebhaften und inspirirten Entzücken ihrer Jugend hatte sie sich ihrem Gefühl für Paul hingegeben; sie hatte nicht einmal einen Wolkenfleck am Himmel ihrer Träume, nicht eine einzige Distel unter den Rosen ihres Glücks geahnt. Aber nachdem sie jetzt auf einmal solche entdeckt, sah sie auch nichts anderes, als lauter Disteln und Dornen, und zog sich jetzt erschrocken in sich selbst zurück, in eine Schildburg von Kälte und Gleichgültigkeit; keine Macht in der Welt hätte sie bestimmen können, ihr Herz wieder Paul zu öffnen. Ohne schwere Kämpfe mit ihrem eigenen Gefühl gewann sie inzwischen diese Herrschaft über sich nicht. Aber die Schönheit wird mit dem Diadem des Stolzes auf ihrer Stirne geboren, und Amor, der sonst gewöhnt ist zu befehlen, beugt seine Kniee an Vestas Altar.

Jaquette überlegte einen Augenblick; sie kam bald mit sich ins Reine, wie sie handeln müsse, und nahm jetzt sogleich Abschied von der Baronin.

Im äußeren Zimmer hielten sich der Arzt und der Pfarrer auf, in einem wissenschaftlichen Gespräch darüber begriffen, daß bei der Behandlung der Leidenschaften die vereinigte Mitwirkung der Medizin, Gesetzgebung nnd Religion nothwendig sei.

Inzwischen trat eine für sie unbekannte Person ein, ein alter Mann mit schneeweißem Haare, und bat um die Erlaubniß, mit der Baronin sprechen zu dürfen.

Der Arzt und der Pfarrer antworteten, es befinde sich bereits eine Dame bei ihr, und baten ihn daher, zu warten.

Der alte Mann, der kein anderer als Branner war, ließ sich schweigend auf einen Stuhl nieder.

Das Gespräch zwischen den beiden gelehrten Männern wurde inzwischen fortgesetzt.

„Die Baronin ist ein kostbares Exemplar für die Wissenschaft," plauderte der Arzt. „Die Erscheinung ist ganz ungewöhnlich. Ich glaube nämlich, daß eine gewaltsame Affektion ihre Constitution verändert hat, daß es mir durch eine passende Diät möglich ist, das organische Leben in das physische Gleichgewicht zurückzubringen."

„Die Affektion ist moralisch," bemerkte dagegen der Pfarrer, „es unterliegt keinem Zweifel. Allerdings ist die Erscheinung selten; aber seitdem ich erfahren, daß sie ins Geheim dem katholischen Glaubensbekenntniß angehört hat, liegt die Sache klar vor mir. Der Katholicismus leitet wie die Leserei zum Fanatismus, zum Jesuitismus,

zur Unduldsamkeit. Die Glaubenslehren dieser Finsterlinge sind jede für sich just der Teufel, von welchem die Mythe erzählt, daß er sich auf Gottes Thron setzte und sagte: Beuget eure Knie vor mir, ich bin Gott! Sie sind alle beide Abwege von dem wahren Christenthum, Abwege, die ihren Anbeter in ein Labyrinth von Finsterniß und Verirrung führen, wo die Verzweiflung der Weg, der Zweifel das Ziel ist, wo die Einsicht vom Guten verloren geht, weil die Einsicht vom Wahren fehlerhaft ist. Unter allen Kirchen ist die unsrige die alleinseligmachende, weil sie die allein versöhnende ist.

Jaquette kam heraus, während diese Worte ausgesprochen wurden. Obschon von dem Gegenstand in Anspruch genommen, über den sie so eben mit der Baronin gesprochen hatte, hörte sie gleichwohl das Verwerfungsurtheil des Geistlichen über alle andere Confessionen, sie lauschte aufmerksam auf seine Worte.

Ihre Liebe und ihr Glauben waren gleich einfach. Sie hatte sich in keine Philosophien verirrt; sie hatte beide in ihrem Herzen gesucht und gefunden. Sie meinte jetzt auch, daß die Liebe ohne Glauben nicht bestehen könne. Sie beurtheilte die Forderungen ihrer Seele nach denen ihres Herzens. Beide waren ja auch für sie ein und dasselbe. Alle Liebe ohne Glauben war für sie eine todte Liebe. Sie hatte dies in den letzten Wochen in ihrer Liebe zu Paul erfahren. Aber sollte diese Liebe auf immer todt für sie bleiben? Ach nein, sie sehnte sich nach der Versöhnung zwischen ihrem Glauben und ihrer Liebe.

Jaquette war auf der Schwelle stehen geblieben und hatte die Worte des Geistlichen gehört. Sie konnte ihrem Verlangen, eine Bemerkung gegen seine Aeußerung zu machen, nicht widerstehen.

Verlegen über ihre eigene Kühnheit näherte sie sich.

„Versöhnung!“ sagte sie.

Ihre Stimme war klar und rein: sie besaß die einfache Lieblichkeit eines Flötentons.

Der Pfarrer und der Arzt wandten sich um, und als sie die Jungfrau betrachteten, senkte sie verschämt ihr Auge.

Jaquettens einst so frisches und lebhaftes Herz war zu jungfräulichem Ernst herangereift. Sie war nicht mehr ausgelassen und fröhlich; sie dachte jetzt und fühlte. Die in ihr verschlossene Liebe war nicht beschäftigungslos gewesen, sie hatte ihr schönes Werk vollendet.

„Unsere Kirche will Versöhnung, sagen Sie. Möge sie auch Versöhnung zwischen allen Kirchen wollen! Gott ist nur ein Einziger," fuhr sie fort, „aber die Wege zu ihm sind vielfach; jede Kirche ist ein Weg, und Alle, die redlich ihren Weg wandeln, werden dereinst bei Gott zusammentreffen."

Ihre Lippen sprachen blos, wovon ihr Herz überfloß. Der Geistliche blickte sie sanft an.

„Versöhnung," wiederholte sie von Neuem, „Versöhnung!"

Noch klangen ihre Worte mit der milden Musik einer Seraphsharfe in den Ohren der Männer, als sie sich entfernte.

Der weißköpfige alte Brauner hatte mit stiller Aufmerksamkeit ihre Worte angehört.

„Wollen Sie erfahren," sagte er dann zu den beiden gelehrten Männern, „welche Affection die Ursache an der Krankheit der Baronin Lander ist, so folgen Sie mir."

„Sind Sie Geistlicher?" fragte ihn der Pfarrer.

„Nein."

„Sind Sie Arzt?" fragte der Doctor.

„Nein."

„Was sind Sie denn?"

„Ich bin ihr Gewissen."

Der Arzt und der Pfarrer folgten dem Greis zur Baronin.

Obschon Brauner und Roman sich die letzten Wochen in Großsmestad aufgehalten hatten, so waren sie doch über den Gesundheitszustand der Baronin nicht in Unkenntniß geblieben. Durch einen Bekannten hatten sie jeden Posttag Nachricht über sie erhalten; aber so lange sie noch nicht von ihrer eigenen Reue und ihren eigenen Qualen überwältigt war, wollten sie den letzten Schritt nicht thun. Die neuesten Nachrichten waren indeß von der Art, daß sie nicht länger daran zweifeln konnten, daß der Augenblick gekommen sei.

Als die Baronin den Greis eintreten sah, fuhr sie von ihrem Platze auf.

„Er ist's," sagte sie, „er ist's."

Brauner blieb gerade vor ihr stehen und heftete seinen ernsten und tiefen Blick auf sie, während er langsam die Arme über seiner Brust kreuzte. Er übte einen mächtigen, einen wunderbaren Einfluß auf sie aus. Lange sprach er kein Wort, sondern betrachtete sie blos. Die Heftigkeit, die sie bei seinem ersten Anblick zeigte, legte sich allmählig. Ihr Kopf sank wieder hinab, die Augenlieder schlossen sich und ihr ganzes Wesen zitterte convulsivisch. Brauner blieb nichts destoweniger ruhig. Als sie die Augen wieder aufschlug und bei einem scheuen Blick um sich her ihn fortwährend vor sich stehen sah, da kam ein neuer gellender Ausruf über ihre Lippen, und dann faltete sie krampfhaft die Hände. Man hätte glauben können, ein leichter Schlaganfall habe ihre Nerven erschüttert, so hastig war der Schauder, der durch dieselben eilte. Sobald sie die Hände gefaltet hatte, schien sie dieselben bittend zu ihm emporheben zu wollen, aber ermattet sanken sie wieder hinab.

„Wer sind Sie?" hörte man sie zitternd mit halblauter Stimme fragen. „Wer sind Sie?

„Wer ich bin?" versetzte Branner. „Ich bin Ihr strafendes Gewissen, das kommt und Sie eines Mordes anklagt."

„Still, still, still," unterbrach ihn die Baronin, „still, still, still!"

Sonst vermochte sie nichts zu äußern.

„Ich klage Sie an," fuhr Brauner mit derselben unerschütterlich ruhigen Stimme fort, „daß Sie Ihren eigenen Mann ermordet haben."

Bei diesen letzten Worten sank die Baronin auf den Sofa zurück, von welchem sie sich gegen ihn erhoben hatte.

Brauner blieb stehen, bis sie die Augen wieder aufschlug.

„Was haben Sie mir zu antworten?" fiel er dann ein; „wollen Sie bekennen, wollen Sie sprechen?"

„Ja, ja."

„So sprechen Sie."

Wäre Brauner ein Inquisitionsrichter gewesen, so hätte er keine imposantere Haltung einnehmen können, und hätte sich die Baronin auf einer Folterbank befunden, so hätte sie nicht mehr leiden können, als in diesem Augenblick.

„Haben Sie die Güte," bat Brauner den Arzt, „und ergreifen Sie die Feder, um das Bekenntniß der Baronin aufzuzeichnen."

Der Doctor kam seinem Verlangen nach.

„Haben Sie Ihren Mann getödtet?" fragte Brauner gegen die Baronin gewandt.

„Ja, ja!"

Indem Brauner auf solche Art das Verhör leitete, legte sie ein vollständiges Geständniß ab.

Man erfuhr jetzt, daß die Baronin Lander auf den Rath der Oberstin Reuter sich nach Großsmestad begeben hatte, um daselbst, während ihr Mann sich im südlichen Schweden aufhielt, die erniedrigende Lage zu verbergen, worein Schwäche und Leichtsinn sie geführt. Alles schien nach ihrem Wunsch zu gehen, denn die zugleich gefürchtete und ersehnte Zeit nahte heran, und aus den beständig

eintreffenden Schreiben ihres Mannes konnte sie die beruhigende Hoffnung schöpfen, daß er erst nach überstandener Krisis zurückkommen würde. Aber eines Tages, als sie es am wenigsten ahnte, war ihr Mann angelangt.

Die Baronin war in ihrer gegenwärtigen Lage außer Standes, die Gefühle zu beschreiben, womit sie ihn empfing.

Landers Wuth hatte sich auf eine harte und barbarische Art geäußert. Unter Anderem hatte er sie auf den Boden geworfen und mit Füßen getreten. Als sie wieder aufkam, hatte die Baronin sich nicht länger zu beherrschen vermocht Es galt nicht blos ihr eigenes Leben, sondern auch das Leben des Kindes, das sie unter ihrem Herzen trug. In ihrer Verzweiflung ergriff sie ein neben ihr liegendes Tranchirmesser und stürzte in voller Wuth auf ihren Mann zu, der ihr in diesem Augenblick den Rücken zukehrte. Ehe sie sich besinnen konnte, war die That vollbracht.

In diesem Augenblick war die Oberstin Reuter, welche täglich einen Spaziergang zwischen Alsen und Großsmestadt zu machen pflegte, hereingekommen.

Sobald sie sah, was geschehen war, zog sie die Baronin durch eine Seitenthüre mit sich in den Park hinaus, wo sie sich aufhielten, bis die Baronin sich beruhigt hatte.

Die Oberstin hatte sich hierauf nach Alsen zurückbegeben, während die Baronin in ihre Wohnung zurückkehrte.

Was weiter geschah, weiß der Leser.

Nachdem die Baronin ein vollständiges Bekenntniß abgelegt hatte, zeichnete sie ihren Namen darunter, worauf der Arzt und der Geistliche gemeinschaftlich bezeugten, daß das Geständniß freiwillig und bei gesunder Vernunft abgelegt worden sei.

Brauner übte einen beinahe übernatürlichen Einfluß auf die Baronin aus. Nicht einen einzigen Augenblick

schien sie sich der Pflicht entziehen zu wollen, ihr Bekenntniß zu vollenden. Ohne alle heftige Erschütterung drückte sie sich klar und kalt aus.

Unaufhörlich ruhte jedoch ihr Blick auf Brauner, wie der Blick des Sklaven auf seinem Herrn ruht.

„Begreifen Sie jetzt, meine Herren," fragte Brauner die Zeugen, „begreifen Sie jetzt die Art der Affection, welche die Krankheit der Baronin hervorgerufen hat?"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, wandte sich Brauner zur Baronin.

„Madame," sagte er, „Sie müssen sich bereit halten, mich zu einem Besuche zu begleiten. Ich werde Sie in einigen Stunden abholen."

Die Baronin erhob sich sogleich.

Der Pfarrer und der Arzt konnten nicht umhin, ihr Erstaunen über die Macht auszudrücken, welche der Greis über die Baronin ausübte.

„Ich habe nicht im Sinne, Sie vor einem menschlichen Richterstuhle anzuklagen," fuhr Brauner fort. „Gott ist mit seiner Strafe bereits über Ihr Haupt herabgekommen, und Sie haben mehr gelitten, als wozu weltliche Gesetze Sie je hätten verurtheilen können; aber es gibt einen Mann, auf welchem der Verdacht Ihres Verbrechens lastet . . . Sie wissen das . . . und Sie müssen seine Unschuld an's Tageslicht bringen."

„Ja, ja."

„Sie folgen mir?"

„Ja."

„Halten Sie sich bereit . . . ich werde Sie abholen."

„Aber wer sind Sie? sagen Sie mir das."

„Ich bin der Mann, der zweiundzwanz'g Jahre hindurch die Schuld wegen Ihres Verbrechens getragen hat."

„Mein Gott, ja, ja, Sie sind es."

Eine augenblickliche Stille trat ein.

Brauner schien an Etwas zu denken. Schnell wandte er sich gegen den Geistlichen um.

„Können Sie mir sagen, Herr Pfarrer, wie viele Kirchen die Welt besitzt?"

„Zahllose."

„Sie täuschen sich, mein Herr; sie besitzt blos eine einzige."

„Wie so?"

„Alle Kirchen verschmelzen in einer einzigen, in der Strafe des Gewissens und in der Gnade der Versöhnung. Betrachten Sie die Baronin," fügte er dann hinzu, „welcher Kirche sie hätte angehören mögen, sie würde immer zu demselben Ziele gekommen sein."

Brauner entfernte sich hierauf.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das südliche Zuchthaus.

Die Dämmerung hatte sich immer mehr ausgebreitet. Durch sein Gespräch mit Gabriele war Paul aufgehalten worden. Als er auf die Schiffbrücke hinabkam, erwartete ihn dort ein Wagen. Er sprang hinein und befahl dem Kutscher, zuzufahren.

In Folge einer Berathung, die zwischen Paul, Roman und Brauner stattgefunden hatte, hatte der erstere es übernommen, Kellner zu besuchen, und ebenso auch sich ins Zuchthaus zu begeben, um die Flucht zu verhindern; Roman dagegen begab sich auf den Thiergartenberg, um der Ertheilung des Signals zuvorzukommen.

Brauner seinerseits wollte sich gar nicht mit diesen Angelegenheiten befassen, und wir haben bereits gesehen, daß er nicht minder wichtige Gründe dazu hatte.

Es war kein unbedeutender Weg, den Paul zurücklegen mußte, aber die Pferde sprangen munter drauf zu und er befand sich bald in der Hafengasse. Als er endlich an dem Invalidenhaus vorbeikam, hatte die Dämmerung bereits bedeutend zugenommen und Paul begann zu fürchten, er möchte nicht mehr zur rechten Zeit am Zuchthaus anlangen, wo er den Commandanten von dem beabsichtigten Fluchtversuch unterrichten wollte. Es fiel ihm jetzt auch ein, daß es vielleicht klüger wäre, sich nach der näher liegenden Helenenburg zu begeben und daselbst dem Raketensignal zuvorzukommen.

Er bereute jetzt allerdings, daß er keinen von seinen Dienern mitgenommen hatte, weil er nicht wußte, wie viele und welche Personen er dort finden konnte; aber Paul befand sich in den Jahren, wo man nicht gern an dem Erfolg einer Sache zweifelt, die man ernstlich will.

Als Paul darüber nachsann, ging eine plötzliche Veränderung auf seinem Gesichte vor.

Man sah deutlich, daß ein neuer Gedanke ihn belebte.

Asch hatte ihm gesagt, daß das Signal erst nach der Befreiung der Gefangenen gegeben werden sollte, als ein Zeichen, daß die Flucht gelungen sei, und da Pauls Absicht darin bestand, die Flucht selbst durch Warnung des Commandanten zu verhindern, so hatte er sich allein zu diesem Behufe auf den Weg gemacht.

Aber in diesem Augenblicke erinnerte er sich an etwas, woran er früher nicht gedacht hatte.

Während seines heftigen Gesprächs mit Kellner hatte dieser in einem unbewachten Moment geäußert, das Signal solle aufsteigen als ein Zeichen für die Gefangenen, daß sie die Flucht bewerkstelligen können.

Darauf hatte Paul früher nicht genug Gewicht gelegt.

Die Art, wie Kellner sich äußerte, ließ in Paul keine Zweifel aufkommen, daß er wirklich die Wahrheit gesprochen habe.

Es verhielt sich auch so.

Kellner hatte seine Partei glauben gemacht, das Signal solle gegeben werden, nachdem den Gefangenen ihre Flucht gelungen, weil er dadurch um so sicherer allem Schwanken von ihrer Seite entgegenzuwirken hoffte, aber in der That selbst hatte er, um Frank zur Ertheilung des Signals zu bestimmen, mit diesem verabredet es vor der Flucht zu geben.

Der Unterschied war nicht unbedeutend. Für Kellner beruhte auf diese Art der Aufruhr nicht darauf, ob die Flucht gelang oder nicht, sondern blos auf dem Signal.

Paul, der erst jetzt an diesen Unterschied dachte durchschaute indeß bald Kellners listigen und nicht schlecht ausgedachten Plan; aber daraus folgte jetzt auch, daß sein Besuch bei dem Commandanten weniger wichtig war, als ein Besuch auf der Helenenburg.

Er befahl also dem Kutscher zu halten, sprang aus dem Wagen und eilte den Weg hinan, der seitwärts vom Invalidenhaus nach der Helenenburg führt.

Die Helenenburg liegt am Ufer des Sundes, welcher Langholm von der Südervorstadt trennt. Das Gut hatte lange einem Handelsmanne gehört, der viele Jahre hindurch ein Färbereigeschäft darauf betrieben hatte. Der Strand ist sehr schön und die Gebäude sind auf den Seiten von einem Baumgarten oder Park umgeben. Unangebaute, nackte und kahle Berge gruppiren sich weiterhin rings herum.

Sobald Paul auf den Berg kam, sah er sich forschend um, entdeckte aber keinen Menschen, und setzte daher seine Wanderung fort. In der Nähe der Helenen-

burg hörte er jedoch ein Geprassel, weßhalb er stehen blieb und lauschte.

Dicht an der Ecke einer Stakete oder eines Zauns bemerkte er jetzt zwei Personen, und lenkte sogleich seine Schritte auf sie zu. Obschon er ihnen bald sehr nahe kam, so erkannte er gleichwohl nicht im Augenblick, wer sie waren.

„Guten Abend," grüßte er inzwischen, „was machen Sie hier, meine Freunde?"

Die Angeredeten antworteten ihm nicht, sondern zogen sich vorsichtig zurück.

Paul schloß hieraus, daß er jetzt diejenigen Personen getroffen habe, die er suchte und ging ihnen kühn nach; aber als sie sahen, daß sie nicht entkommen konnten, wandte sich der eine um und trat eben so entschlossen auf ihn zu.

Als sie bis auf einige Schritte einander näher gekommen waren, blieben sie beide zugleich unschlüssig und verwundert stehen, denn sie erkannten jetzt einander.

„Herr Kellner!" rief der eine.

„Graf Frank!" sagte der andere.

Mathilde stand ein wenig entfernt, näher der Stakete zu.

Frank und Paul schienen beide ungewiß, was sie von ihrer gegenseitigen Anwesenheit auf diesem Platze denken sollten.

Da Frank, der einen Augenblick hoffte, daß Paul sich bald entfernen würde, ein hartnäckiges Stillschweigen beobachten zu wollen schien, so war Paul genöthigt, es zu brechen.

„Wissen Sie, Herr Graf," fragte er ihn daher, „daß heute Abend ein Fluchtversuch aus dem Zuchthaus stattfinden soll?"

Frank vermuthete sogleich, daß Gabriele oder Kellner ihm das Geheimniß anvertraut habe.

„Ich weiß es," antwortete er also, obschon abwehrend und kurz.

Frank war nemlich in der That selbst mit der Rolle, die er spielte, nicht zufrieden, aber es handelte sich um Gabrielens Ruhe und um die Zukunft seines Sohnes, und gegen diese beiden Personen fühlte er sich so tief verpflichtet, daß alle Bedenklichkeiten weichen mußten. Obschon er den Auftrag gerne einem Andern überlassen haben würde, so schenkte er doch Niemand ein so großes Vertrauen, daß er es wagen wollte.

„Sie erwarten ein Signal vom Thiergartenberg, Herr Graf?" fuhr Paul fort.

„Auch das ist wahr."

„Aber ich habe Ursache zu der Vermuthung, daß es ausbleiben werde."

„Wie so?"

„Ich nehme an," fuhr Paul fort, „daß Sie auch um das Raketensignal wissen, das von hier aus gegeben werden soll? Sie läugnen es doch nicht?"

Frank sah ein, daß Paul ihren Plan kannte, aber er wußte nicht, ob er einen Freund oder einen Feind in ihm sah und blieb daher still.

„Das Verhältniß," sprach Paul weiter, „worin Sie und Frau Gabriele zu Gourville stehen, ist mir genau bekannt."

„Mein Herr!"

Frank konnte diesen Ausdruck des Vorwurfs nicht unterdrücken, weil es ihm vorkam, als ob Paul sich in Dinge mische, die ihn nichts angingen.

„Er ist Ihr Sohn, Herr Graf," fügte Paul nichts desto weniger hinzu.

„Das mag sein," bemerkte Frank jetzt, „aber ich begreife jedenfalls nicht, auf was Sie abzielen, mein Herr."

„Ich begreife nur zu gut, daß Sie mit lebhaftem

Interesse dem Signal vom Thiergartenberg entgegensehen."

„Immerhin, aber jedenfalls . . ."

„Wollen Sie die Güte haben, mir mitzutheilen, Herr Graf, ob Sie selbst persönlich es auf sich genommen oder irgend einer andern Person den Auftrag ertheilt haben, die Signalrakete hier anzuzünden?"

„Aber mein Herr . . ."

„Seien Sie überzeugt, Herr Graf, daß ich keinen unedlen Gebrauch von Ihrem Vertrauen machen werde; haben Sie nur die Güte, mir aufrichtig zu antworten."

Frank und Paul kannten einander nur sehr wenig aber Paul äußerte sich auf eine Art, die dem Grafen gefiel, und dieser beschloß daher, sich ihm rückhaltslos, anzuvertrauen, wozu er übrigens beinah gezwungen war, weil er jeden Augenblick das Signal vom Thiergartenberg her erwartete.

„Ich läugne nicht," begann Frank daher, „daß ein widriges Schicksal mich mein ganzes Leben hindurch verfolgt hat. Ich habe geliebt . . . und aus meiner Liebe sind all meine Bekümmernisse und Sorgen hervorgegangen. Sie täuschen sich nicht. Ich befinde mich meines Sohnes wegen hier. Da er aller elterlichen Pflege ermangelte, so ist er tief gefallen. Wenn mein Leben eine Warnung für alle Väter ist, die nicht zur rechten Zeit ihre Leidenschaften durch ihren Verstand zu beherrschen wissen, so ist auch seine Laufbahn und die Stellung, worin der Unglückliche sich jetzt befindet, eine nicht minder entsetzliche Warnung und Strafe für sie. Das Beispiel ist lehrreich. Man bemerkt das Verbrechen im Anfang nicht, zumal wenn Liebe es eingibt; aber gleich der Lawine wächst es an, bis es Alles um sich her zermalmt. Mein Verbrechen war zuerst blos ein wonnevoller Traum, aber jetzt hatte es mein ganzes Leben mit Unglück und Verderben, mit blutenden Opfern und blutenden Herzen umgeben und mich endlich hieher geführt,

um einen dem Gesetz verfallenen Verbrecher, einen von der Staatsgesellschaft ausgestoßenen und mit ihrem Fluch beladenen Mann, der aber nichts desto weniger mein Sohn ist, zu befreien. Sind Sie ein Mann von Herz, mein Herr, so werden Sie mich beklagen, und da Sie selbst noch ein junger Mann sind, so mögen Sie die Lehre, die Sie aus meinem Beispiel ziehen können, sich zu Herzen nehmen. Aber ich habe nicht länger Zeit, mich aufzuhalten."

Paul nahm innigen Antheil an Franks Lage, und gleichwohl war er genöthigt, den Schmerzenskelch für ihn mit noch mehr Bitterkeit zu füllen.

„Erlauben Sie mir, Ihnen noch etwas zu sagen," begann Paul wieder, indem er sein Gefühl für ihn unterdrückte; „wie ich Ihnen schon bemerkt habe, glaube ich nicht, daß Sie vom Thiergartenberg her ein Signal erblicken werden."

„Richtig, Sie haben das gesagt. Aber was veranlaßt Sie zu einer solchen Vermuthung?"

„Die Thatsache, Herr Graf, daß einer meiner Freunde sich dahin begeben hat, um es zu verhindern."

„Was sagen Sie?"

„Ich habe Ihnen noch härtere Dinge zu sagen. Ich bin hieher gekommen, um auch Sie an der Ausführung Ihrer Absicht zu verhindern."

„Sie treiben nur Scherz mit mir."

„Die Sache ist viel zu wichtig, um Gegenstand eines Scherzes werden zu können. Wenn auch Ihre dermalige Absicht den Vorschriften der Gesetze widerstreitet, so liegt nichts desto weniger etwas Edles darin, weil ein Vater es ist, der einen Fehler gegen seinen Sohn gut machen will, und ich gestehe gern, daß ich Ihnen mit Vergnügen die Hand dazu reichen würde, wenn nicht höhere Pflichten mich zu einer entgegengesetzten Handlungsweise nöthigten."

„Sie müssen sich näher erklären, Herr Kellner."

„Sie glauben, Herr Graf, daß das Signal, das Sie zu geben im Begriff stehen, nur der Flucht Ihres Sohnes gelte. Aber Sie täuschen sich; denn im nächsten Augenblick wird ein anderes ihm folgen, wie auch ein anderes ihm vorangehen soll, und diese drei Signale bilden zusammen das Zeichen zu einem weitverzweigten, schon seit längerer Zeit vorbereiteten Aufruhr.“

„Unmöglich! o nein! nein!“

„Beachten Sie wohl, was ich sage, Herr Graf. Sie glauben auch, daß es sich hier nur darum handle, die Flucht Ihres Sohnes zu fördern; das wäre eine Kleinigkeit; allein es handelt sich darum, daß der größere Theil der Gefangenen ebenfalls entfliehen, sodann sich in der ganzen Hauptstadt ausbreiten und alles mit ihm verbündete Gesindel zum Losschlagen auffordern soll. Sie scheinen mir nicht glauben zu wollen, und ich kann nichts als meine Ehre für meine Aussage als Pfand geben. An der Spitze der revolutionären Bewegung steht der Groshändler Kellner, und er hat Sie getäuscht, um die Verantwortlichkeit für die von der Revolutionsparthei verabredeten Signale auf Sie zu wälzen. Sie wollen Ihren Sohn retten, aber derselbe Funke, der ihm das Zeichen zur Rettung gibt, zündet das Staatsgebäude an. Kellners ränkevoller Charakter hat Sie an den Rand eines Abgrundes geführt, in welchen Sie, ohne es selbst zu wissen, zu stürzen im Begriff stehen. Nun, Herr Graf, was gedenken Sie jetzt zu thun?“

Frank stand geschlagen da.

„Sie antworten mir nicht. Ich gebe zu, daß Ihre Stellung schmerzlich ist, ich verkenne das Peinliche derselben nicht, aber um Ihren Sohn zu retten, können Sie nicht Massen von Menschen in's Verderben und Elend stürzen, nicht tausend Flüche über Ihr Haupt herabrufen, nicht die Verantwortung für die Ströme Bluts, die in einem offenen Kampfe zwischen der bestehenden Ordnung und dem Aufruhr jedenfalls fließen

würden, auf sich laden wollen. Was antworten Sie, Herr Graf?"

Was Frank hörte, ging ihm tief zu Herzen. Es entstand ein Kampf in ihm zwischen der Pflicht gegen das Vaterland und der Pflicht gegen die Familie. Mit Rücksicht auf die erstere sah er das ganze blutige Drama, das Paul in wenigen Worten gezeichnet hatte, vor sich; in Bezug auf die letztere dagegen schlich die Verzweiflung in Gabrielens blasser Gestalt an sein Herz, und er schwankte unschlüssig, was er thun sollte.

Inzwischen hatte er keine Gelegenheit, sich lange zu besinnen.

Die Dunkelheit hatte sich immer mehr ausgebreitet. Der letzte Schein von Tageslicht war erstorben und des Nordens bleiche Maisterne begannen zwischen den Wolken hervorzuschauen.

Es war Pauls bestimmter Vorsatz, unter allen Umständen die Ertheilung des Signals zu verhindern; aber er wünschte natürlich am liebsten diese Absicht auf gütlichem Wege erreichen zu können.

„Fassen Sie Ihren Entschluß, Herr Graf," sagte er, „wir haben keine Zeit zu verlieren. Sie entsagen doch der Absicht, welche Sie hieher geführt hat, oder wie?"

Franks Hand fuhr über seine Stirne.

In diesem Augenblick kam ein heftiger Ausruf über seine Lippen; aber während seine Blicke von Zufriedenheit leuchteten, legte sich die Stirne in düstere Furchen.

„Sehen Sie dort!" sagte er, „dort, dort!"

Paul wandte sich heftig nach der Seite, auf die er deutete, und nun sah er links in großer Entfernung eine Rakete gleich einer glänzenden Feuerschlange von der Erde gegen die Wolken hinan sich schlängeln.

„Mein Gott, Roman hat seine Absicht nicht erreicht," sagte Paul.

Die Rakete stieg immer höher.

„Herr Graf," fuhr Paul fort, „Sie müssen mir sogleich antworten: was ist Ihre Absicht?"

„Meinen Sohn zu retten," antwortete er.

Frank that einen Schritt, um sich zu entfernen; aber Paul faßte ihn beim Arme.

„Sie sind wahnsinnig, Herr Graf," sagte er. „Weder Ihr Herz noch Ihr Verstand kann Ihnen gestatten, das Vaterland in ein bodenloses Elend zu stürzen, in einen Kampf zwischen unheimlichen Leidenschaften, einen Kampf, dessen Ende Niemand berechnen oder bestimmen kann."

Frank hielt ein.

„Das Opfer, das ich von Ihnen fordere," fuhr Paul fort, „ist groß, aber bedenken Sie, daß es auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht wird, und unter solchen Umständen ist es nicht zu groß."

Franks Brust hob sich hoch, und während er Pauls Worten lauschte, folgte sein Blick dem Gang der Rakete zu den Wolken hinan.

„Sie sagten, ich sei wahnsinnig," antwortete ihm der Graf.

„Das heißt . . ."

„Unterbrechen Sie mich nicht. Mögen Sie die Unschlüssigkeit verzeihen können, die ich bei der Frage in Betreff meiner Pflichten gezeigt habe, wenn ich jetzt die Richtigkeit Ihres Urtheils anerkenne. Ja, ich bin wahnsinnig, oder wenigstens nahe daran, es zu werden. Seien Sie überzeugt, daß auch ich mein Vaterland innig liebe, aber vergessen Sie anderseits auch die Liebe eines Vaters zu seinem Sohne nicht. Vergessen Sie nicht, mit welcher Angst in ihrem Herzen eine Mutter in diesem Augenblick die Freiheit ihres Sohnes von mir erwartet, und denken Sie sich die gemeinschaftliche Hoffnung, die wir so eben hegten, ihn bald an Bord eines Schiffes gerettet und frei, wenn auch flüchtig zu sehen.

Gleichviel. Ich bin jetzt wieder ruhig. Nehmen Sie meine Hand, Herr Kellner. Fühlen Sie, wie die Pulse brennen, fürchten Sie nichts. Die Pulsadern können springen, aber mein Versprechen steht fest. So lange mein Verstand keinen Schaden leidet, kann ich die schönste Sache des Vaterlandes, d. h. seine Ordnung nicht verrathen. Sie haben meinen Handschlag. Ich sehe zwar Gabrielens Kummer voraus . . . aber sie wird mein Benehmen gut heißen. Die Frauen des alten Sparta sandten ihre Söhne in den Kampf mit der Aufforderung, entweder mit oder auf ihrem Schild zurückzukommen. Die schwedische Frau wird nicht mehr auf so harte Proben gestellt; aber gilt es die Ehre, so dürfen Sie glauben, daß sie sich nicht minder patriotisch zeigen wird! Lassen Sie uns von hier weggehen.

Hoch oben in den Wolken glänzte die Rakete noch einen Augenblick, dann löste sie sich in einen Regen von Sternen auf, und es wurde wieder vollkommen dunkel.

„So erlöschen unsre Hoffnungen," bemerkte Frank.

Paul nahm aufrichtigen Antheil an dem Kummer, der sich so unzweideutig bei dem Grafen aussprach.

„Lassen Sie uns wegeilen," erinnerte Frank noch einmal.

Während dieser Unterredung hatte man Waldhahnenfuß gänzlich vergessen. Aber obschon in einiger Entfernung, folgte sie dennoch dem Gang des Gesprächs, und wenn man auch zugeben muß, daß sie vielleicht den Inhalt nicht recht verstand, so kann man um so zuverlässiger annehmen, daß Franks Nachgiebigkeit ihr nicht entging.

So ängstlich und schwach ihre ganze Natur war, so wurden doch ihre Augen dabei von Zorn und Verdruß befeuert.

Sie sah die Rakete oben in den Wolken ihre Sterne um sich her streuen, und dann ersterben; sie hörte, wie Paul und Frank übereinkamen, sich zu entfernen.

„Wie aufgeregt Sie jetzt auch sein mögen, Herr Graf,“ sagte Paul, so werden Sie bald Gott dafür danken, daß Sie dieses Opfer gebracht haben.“

„Sie haben Recht, ein Aufruhr ist etwas Entsetzliches.“

„Aber was ist dort?“

„Was?“

„Sehen Sie dorthin . . . dort . . . es glänzt wie ein Leuchtthurm.“

„Wo? Ich sehe nichts.“

„Dort, wo Sie standen, wo ich Sie so eben traf, an der Ecke des Zauns.“

Jetzt erinnerte sich Frank, daß er Waldhahnenfuß mitgenommen hatte.

„Ich hatte ein Mädchen bei mir; lassen Sie uns zurückkehren . . . ich übergab ihr die Rakete . . .“

„Der Funken wird immer heller . . , was bedeutet das? Haben Sie die Rakete dort gelassen?“

„Eilen wir hin!“

„Kommen Sie, kommen Sie!“

„Das Mädchen . . .“

Kaum hatten sie diese Worte wechseln können, als das kaum noch so unbedeutende Feuer aufflammte und eine Rakete zischend gerade vor ihnen in die Höhe fuhr.

Paul und Frank erblaßten vor Schrecken. Waldhahnenfuß hatte die Rakete angezündet.

„Was hast Du gethan?“ rief Paul ihr zu, indem er vorstürzte.

Aber das Mädchen wich ihm aus und eilte an den Strand hinab. Sie wußte, daß Gourville von da her kommen mußte.

Unschlüssig, was sie thun sollten, folgten indeß Paul und Frank ihr nach.

In demselben Augenblick glänzte eine neue Rakete am Himmel und sie kam vom Deutschbäcker Berg.

„Was habe ich Ihnen gesagt?“ sagte Paul. „Da erhebt sich jetzt das dritte Signal.“

„Ich habe an Ihren Worten nie gezweifelt.“

„Die Nacht wird schrecklich werden.

Langholm, wo das südliche Zuchthaus liegt, ist eine länglichte schöne Insel, umflossen von den Wassern des Mälar. Der Sund von Langholm, der die Insel von der Südervorstadt trennt, ist im Sommer eine hübsche Passage. Auch fahren da eine Masse kleiner Boote, theils Segelschaluppen, theils Ruderboote, täglich mit Personen umher, die sich nach den umliegenden Sommerhäusern begeben.

Zwischen der Südervorstadt und dem Holm ist eine Brücke geschlagen. Mitten vor der Brücke hat die Wache ihren Platz. Das Gefängniß ist von einer sieben Ellen hohen und vier Ellen dicken Mauer umgeben, innen welcher sich vier Höfe befinden, ein großer und drei kleinere.

Wir begeben uns ins Innere des Gefängnisses, wo die Schlafsäle sind. Sie sind groß und geräumig, und jeder hat Platz für fünfzig bis sechzig Mann. Die Gefangenen liegen auf Matten, die an große Pfeiler befestigt sind, woran schwarze Tafeln hängen, auf denen mit weißen Buchstaben geschrieben steht: Stille. In den Wohnstuben befinden sich ebenfalls solche Tafeln, und in den Thüren, sowie auch in der einen Wand sind Gucklöcher angebracht, wie in den Zellengefängnissen, so daß die Aufseher Gelegenheit haben, die Gefangenen stets zu überwachen.

Jede Schlafstube ist mit zwei sogenannten Ordnungs-

männern versehen, die unter den zuverlässigsten Gefangenen ausgewählt sind, und wovon der eine im oberen, der andere im unteren Theil der Stube sein Lager hat.

Die Ordnungsmänner werden von den Gefangenen selbst erwählt, und genießen im Allgemeinen sehr großen Respekt.

Einen Augenblick vor demjenigen, wo wir jetzt in eine dieser Wohnstuben treten, ist ein kecker Streich da ausgeführt worden.

Beim matten Schein der Nachtlampe des Aufsehers haben sich ungefähr sechzig Gefangene um einen Mann geschaart, dessen geschmeidige, sehnige Gestalt sich zwar in den garstigen grauen Gefangenenkleidern, die er trug, nicht im vortheilhaftesten Lichte zeigt, aus dessen düsterem, feurigem Blick aber eine mannhafte, kräftige Seele strahlt.

Die von der Gefängnißluft gebleichte Farbe sticht auf eine pikante Art gegen das schwarze in Locken geringelte Haar ab, welches, zurückgestrichen, eine kecke und stolze Stirne zeigt, worin unzweifelhaft ein thätiger Geist wohnt.

Der Mann hält seinen Arm über dem Kopf empor, gleich als gäbe er den Versammelten ein feierliches Versprechen, oder als legte er einen Eid ab.

Dieß sah man jedoch nur, man hörte es nicht, denn kein Wort kam über seine Lippen; aber der Ausdruck in seinem Gesicht war so sprechend, daß man sich über das, was in seinem Innern vorging, nicht täuschen konnte.

Dieser Mann war Gourville.

Aus Asch's Mittheilungen an Paul wissen wir, daß das Aufseherpersonal erkauft war. Ob sich dies nun wirklich so verhielt oder nicht, so war es jedenfalls den Gefangenen gelungen, die Aufseher und die Ordnungsmänner gleichzeitig zu überraschen, sie zu binden und ihnen die gehörigen Knebel in den Mund zu stecken.

Die Gebundenen lagen auch vor Gourville's Füßen, offenbar gleichgültig für das, was um sie her vorging.

„Die Signalraketen sind gestiegen," redete Gourville seine Kameraden an, „die Stunde unserer Freiheit hat geschlagen. Vergeßt jetzt nicht, was ich euch bereits gesagt habe. Ihr kennt meinen Willen, ihr kennt meine Absichten. Jedem ist seine bestimmte Stelle zugetheilt. Jetzt an's Werk."

Die Gefängnißthüre wurde aufgeschlossen, und mit Gourville an der Spitze begann der Zug Mann für Mann.

Zunächst hinter Gourville kam der Fuchs, sodann der Invalide Schwerdt und der Schmidlehrling Andreas Kullblom.

Das einzige, was Gourville in seiner Hand hatte, war der Schlüsselbund des Aufsehers, der jedoch, von einem festen Arm geführt, eine furchtbare Waffe werden konnte.

Sobald sie auf den Hof hinauskamen, schritt der Zug langsam und vorsichtig an der düsteren Gefängnißmauer hin nach demjenigen Theile zu, wo der Commandant und die übrigen Beamten der Anstalt wohnen.

Die Kühnheit des Unternehmens läßt sich nur mit seiner Gefährlichkeit vergleichen. Aber die Theilnehmer waren sämmtlich solche Leute, die nichts zu verlieren und viel zu gewinnen hatten.

Auf der Zinne der Ringmauer, die das Gefängniß umgibt, stehen mehrere Posten mit scharfgeladenen Gewehren.

Vor dem Thor, welchem der Zug sich näherte, stand ebenfalls ein wohlbewaffneter Posten.

Gourville steckte jetzt den Schlüssel in's Schloß des Thores, und in demselben Augenblick, wo es aufging, warf er sich mit der Geschwindigkeit nnd Kraft eines Panthers über den Posten her, wobei er ihm einen so heftigen Schlag auf den Schlaf versetzte, daß er bewußtlos das Gewehr fallen ließ und auf den Boden nieder-

sank. Sodann wurde der Mann gleich dem Gefängnißwärter sogleich gebunden und geknebelt.

Sodann wurde der Weg frei und die Gefangenen setzten ihren Zug nach dem bewaldeten Hügel fort, den sie vor sich hatten, und der dann rechts nach der westlichen Spitze des Holms abbog.

Als Frank und Paul ans Ufer hinabkamen, hatte Waldhahnenfuß bereits ein Boot fertig gemacht und suchte sich mit einem Ruder über den Sund fortzuarbeiten. Vergebens riefen sie ihr nach; sie schien nicht auf sie hören zu wollen.

Der Sund ist ganz schmal.

Mathildens rasche Entschlossenheit brachte Paul auf den Gedanken, ebenfalls überzusetzen und sogleich zu melden, was im Werke wäre.

Gesagt, gethan.

Frank befand sich aber jetzt ein Stück weit von ihm, und Paul wollte sich nicht damit aufhalten, ihn zu rufen und zu erwarten.

Er sprang also allein ins Boot.

Gleich einem Schatten in der Nacht sah er Waldhahnenfuß vor sich arbeiten, um hinüber zu kommen. Paul wußte indeß sein Ruder besser zu handhaben und er überholte sie bald.

Frank war einer jener gewöhnlichen Charaktere, die mit einer ehrlichen Denkungsart und rechtschaffenen Principien ausgerüstet sind, dabei auch tief und warm fühlen, sich jedoch nicht eignen, mit ungewöhnlicher Energie in den Gang der Ereignisse einzugreifen.

Die einzigen Boote, die sich bei Helenenburg vor-

fanden, waren bereits mit Beschlag belegt, und er sah sich genöthigt zu bleiben, wo er war, in qualvoller Ungewißheit über das Ende des Abenteuers.

Waldhahnenfuß, die mit ihrem einzigen Ruder ihr Möglichstes that, kam endlich glücklich über den Sund und an das Ufer, wo sie Pauls Boot bereits vorfand, nicht aber Paul selbst, der schon nach dem Gefängniß geeilt war.

Von Angst und Unruhe gequält, blieb Waldhahnenfuß am Ufer stehen und lauschte, ob sich nichts hören ließe; aber alles war noch ganz still.

Die Natur ruhte in jenem tiefen stillen Schlummer, der mit dem Abend kommt und mit dem Morgen verschwindet, er kommt, wenn die Sonne untergeht, und flieht, wenn sie aufgeht. Das Licht ist der Wiederschein alles Lebens, die Dunkelheit ist der Schatten des Todes. Kein Vogel sang in den Baumwipfeln, kein Wind seufzte in den laubigen Kronen, nur am Strand wogte die durch die Boote aufgeregte Wasserfläche; aber bald versank auch sie wieder in stille Ruhe.

Wie anders jedoch in Mathildens Brust!

Während sie sich auf der einen Seite darüber erzürnte, daß Frank sich von Paul hatte überreden lassen, das für Gourville's Flucht verabredete Zeichen nicht zu geben, dankte sie Gott für ihren Einfall, ihn zu begleiten, denn nun war das Signal ja doch gegeben worden.

Zwar entging ihr Pauls Absicht nicht, als er ebenfalls über den Sund setzte, aber sie hoffte, die Flucht werde bewerkstelligt sein, bevor er an Ort und Stelle käme.

Um das Terrain zu untersuchen, verließ sie das Ufer und begab sich eine Anhöhe hinauf. So finster es auch war, so vermuthete sie doch, daß sie dort etwas besser werde sehen können.

Sie war auch bereits die Anhöhe hinangestiegen. Sie lauschte . . . sie lauschte lange . . . sie lauschte

mit jener Unruhe, welche das Herz heftiger klopfen macht und den Athem verkürzt. Endlich meinte sie ein Geprassel zu hören, wie wenn Zweige abgebrochen würden. Sie täuschte sich nicht . . . sie hörte wirklich Etwas . . . es waren Tritte . . . unzweifelhaft Jemand, der herannahte und herabgefallene Zweige mit seinen Füßen zertrat.

Es ist sicherlich Gourville, dachte sie und wollte ihm entgegeneilen, aber in diesem Augenblicke vernahm man einen Schuß.

Er kam vom Gefängniß her.

Waldhahnenfuß hielt ihren Athem an. Sie lauschte nicht mehr. Sie wurde ängstlich und zog sich bebend zurück. Sie wußte zwar nicht, was der Schuß bedeutete, aber sie ahnte es.

Der Schuß wurde von den Echo's des Berges wiederholt. Noch erklangen die antwortenden Echo's, als auf einmal der Ton einer Stimme Mathildens Ohr sich näherte.

„Man hat unsere Flucht entdeckt," sprach die Stimme, „rasch vorwärts und wir sind gerettet!"

Waldhahnenfuß erkannte sogleich Gourville's Stimme und sie wandte sich wieder nach der Anhöhe zu, die sie so eben verlassen hatte.

Aber Gourville war nicht allein, das konnte sie aus seiner Rede schließen, und sie erschrak bei diesem Gedanken.

Die Ereignisse entwickelten sich jedoch zu rasch, als daß sie Zeit gehabt hätte, lange hin und her zu sinnen.

Während sie in's Leere hinausstierte, sah sie einige glänzende Punkte, die sich vor ihr bewegten . . . sie kamen näher und sie fand endlich, daß diese Punkte Augen waren, die forschend um sich schauten.

Dieser Anblick verwirrte sie und nun überschlich sie die Furcht, sie möchte nicht Gourville, sondern irgend einen andern treffen.

„Gourville," rief sie daher halblaut, „Gourville!"

Ueberzeugt, daß er unter denjenigen sei, die sich ihm näherten, hoffte sie, er würde sie hören und erkennen.

„Wer ruft mich?“ fragte auch in demselben Augenblick eine Stimme.

Waldhahnenfuß eilte jetzt vorwärts. Es war Gourville, der ihr geantwortet hatte; sie konnte sich darin nicht täuschen.

„Ich bins, Waldhahnenfuß; komm, Gourville, komm!“

Er war es wirklich, und Hand in Hand eilten sie jetzt an den Strand hinab.

Das Boot wurde hinausgestoßen. Gourville und Waldhahnenfuß wiegten sich bereits auf der stillen Wasserfläche, und der erstere, der nicht einen einzigen Augenblick seine Besonnenheit verlor, handhabte das Ruder mit der Sicherheit eines geübten Mannes von Fach.

Hinter sich hörte er einen zunehmenden Lärm. Die Gefangenen schlugen sich um die Plätze in den Booten, und mehr als einen Fluch stießen die tollkühnen Gesellen gegen einander aus. Bald hörte man auch die gleichmäßigen Marschtritte einer herbeieilenden Abtheilung Soldaten. Die Gewehre rasselten und das Commandowort wurde gegeben.

Die Schaar war offenbar ganz nahe. Gourville strengte sich mit seinem Ruder an. Das Boot glitt schnell dahin.

Der Befehlshaber der Truppe ließ Halt machen und anschlagen.

Die Gewehre rasselten: die Truppe befolgte das Commando; mit den Kolben an den Schultern, die Blicke über die Gewehrläufe gerichtet und den Finger am Drücker, waren sie bereit, Feuer zu geben.

„Kehrt in's Gefängniß zurück,“ rief man den Gefangenen zu, „sonst lasse ich Feuer geben.“

Gourville sah, daß ein Boot ihn verfolgte; er fand jedoch bald, daß es der Fuchs und seine genauesten

Freunde waren, die darin saßen. Sie hatten sich des Bootes bemächtigt, worin Paul übergesetzt war.

In diesem Augenblick sprang Gourville an's Land.

„Folge mir!" bat Waldhahnenfuß.

Frank trat jetzt vor.

„Eile, eile!" rief auch er.

Schnell verließ man den Platz und bald saßen Frank, Gourville und Waldhahnenfuß in dem auf der Heerstraße wartenden Wagen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Auflauf.

Die Gäste, die Kellner eingeladen hatte, begannen bereits einzutreffen. Unter ihnen sah man die meisten von denjenigen Personen, welche an dem Banket Theil genommen, das Kellner einige Tage nach dem Einbruch, mit dem unsere Erzählung beginnt, gegeben hatte. Aber außer ihnen finden wir jetzt auch mehrere sehr hoch gestellte und angesehene Männer, in deren Händen, wie man wohl sagen konnte, die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes in mehr als einer Beziehung lagen.

Kellner hatte seine Gäste empfangen, aber sich von Neuem auf eine kurze Weile entfernt.

Wir finden ihn wieder beschäftigt, die Thüre zwischen seinem inneren und äußeren Arbeitszimmer zu verschließen. Die Hand ruhte noch auf dem Schlüssel, als überlegte er genau, ob er nichts vergessen habe. Nach einem An-

genblick öffnete er die Thüre von Neuem und wandte sich nach dem Innern.

„Vergeßt nicht," sagte er zu den sich darin befindenden Personen, „daß ihr genau auf Alles Acht habt, was hier außen geschieht. Wenn ich euch rufe, so eilet herein."

„Verlassen Sie sich auf uns, Herr Groshändler," antwortete eine Stimme, „wir werden nichts versäumen."

Man brauchte kein sehr feines Ohr zu haben, um die Stimme des Stiers wieder zu erkennen.

Darauf verschloß Kellner die Thüre, nahm den Schlüssel heraus und steckte ihn in seine Tasche.

Auf einem Tisch an der einen Seite des Zimmers, worin er sich jetzt befand, stand ein eisenbeschlagenes Kästchen.

Als Kellner an demselben vorbeiging in der Absicht, zu seinen Gästen zurückzukehren, blieb er gedankenvoll davor stehen, und es schien eher eine unwillkürliche, beinahe mechanische als eine überlegte Bewegung zu sein, als er seine Hand ausstreckte und auf die Feder drückte, die das Kästchen öffnete. Er erblaßte auch sichtlich in dem Augenblick, wo das Kästchen aufsprang und zwei blanke Pistolenläufe ihm entgegenglänzten.

„Meine Freunde," sagte er, als er die Pistolen einen Augenblick betrachtet hatte, „haben offenbar darin Recht, daß es nicht angeht, in Verbindung mit einem verurtheilten Verbrecher sich an eine welthistorische That zu machen. Das ist klar; Gourville muß auf die eine oder andere Weise aus dem Weg geschafft werden."

Auf Kellners Gesicht ruhte tiefer Ernst. Während der Ueberlegungen, die einen einzigen großen Plan betrafen, schien er sich in einer gewissen Form verhärtet zu haben. Wie er jetzt dastand, konnte man glauben, er sei in Marmor gehauen.

Von dem Kästchen wandte sich sein Blick nach dem Fenster und von da nach dem Thiergartenberg, über

welchen der weit vorangeschrittene Abend sein Dunkel ausgebreitet hatte. Lange blieb er so still stehen, gleich als forschte er nach Etwas.

„Ich habe," sprach er, „die Zukunft meines Vaterlandes mit meiner eigenen verknüpft; beide werden sich aus einem kleinen Funken dort entwickeln. Alles ist berechnet, alles ist in Ordnung, und dennoch ist es mir wunderlich zu Muthe. Wie dem Gewitter eine qualmige, drückende Luft vorangeht, so geht auch allen großen Ereignissen eine unerklärliche Angst voran. Es muß so sein: Der Aufruhr der Natur und der politische Aufruhr sind, wenn auch nothwendige Resultate des Ganges der Ereignisse, dennoch nichtsdestoweniger Erscheinungen, durch welche ungewöhnliche Umstände sich neue Bahnen zu neuen Zielen brechen. Eine Revolution ist nicht blos das Werk eines Menschen, sondern das Werk der Ereignisse, obschon die Ereignisse eines Mannes bedürfen, um geleitet zu werden. Die Ereignisse haben mir geholfen, ich helfe jetzt den Ereignissen. Die Wogen tragen das Schiff, die Umstände tragen den Mann, und das Schiff geht mit dem Sturm im Wimpel dahin und arbeitet sich zu seinem Ziele vor. Hm, es ist wahr; die Wogen werfen es zuweilen hoch empor, aber sie schleudern es auch manchmal tief hinab und zerschmettern es. . . . Gleichviel . . . ist der Steuermann zuverläßig, so läßt er das Steuer nicht los, und selbst im Abgrund muß er sich damit retten können.

Kellners Blick senkte sich dabei wieder auf das Kästchen und er streckte seine Hand aus, um eines der Pistolen zu ergreifen; aber schnell veränderte er seine Bewegung und schlug den Deckel wieder zu.

Seine Pläne für die Durchführung seiner politischen Absichten waren im Allgemeinen nicht übel angelegt.

Durch die conservative Presse hatte er die Liberalen zu Uebertreibungen gereizt und durch die liberale

Presse hatte er die Conservativen zu denselben verlockt, so daß nicht bloß eine Menge von Skandalen, sondern auch viele unüberlegte und unreife, durch eine beständige Gemüthsaufregung hervorgerufene Grundsätze in Umlauf gebracht worden waren, die ihrerseits bei dem Volk die allgemeine politische Moral untergruben und erschütterten, daher auch Einheit und Zusammenhalt in den Gesinnungen, sowie gegenseitige Achtung und Vertrauen nicht zu finden ist.

Während er auf diese Weise die Rolle eines getreuen Freundes der Minister spielte, hatte er sie zu extremen Maßregeln gegen die Freunde der Reformen gereizt, und zu gleicher Zeit die letzteren unter der Maske der Freundschaft aufgefordert, sich dadurch zu rächen, daß sie zur Zeit und Unzeit an die allgemeine Sympathie appellirten; dadurch aber waren beide Partheien, ohne es selbst zu merken, endlich auf ein revolutionäres Gebiet gekommen, obschon sie es sich selbst nicht gestehen wollten, und noch weniger einander.

Aber Kellner war dabei nicht stehen geblieben.

Selbst mit den reichsten und vornehmsten Familien sowohl in der Beamtenwelt als in der Bougeoisie verbunden, hatte er bei ihnen theils einen panischen Schrecken von Socialismus und Communismus hervorgerufen, theils auch ihnen zu verstehen gegeben, daß sie von der gegenwärtigen Regierung allzu schlecht begünstigt seien, wobei er beständig die mittellosen Klassen mit all den Vorspiegelungen von Druck und Elend aufreizte, die in unsrer Zeit Jedermann so leicht zu Gebot stehen.

In zwei feindlichen Strömen, die jedoch verschiedene Sterne abspiegelten, rollte also die öffentliche Meinung nach einem und demselben Ziele.

Lange vermißte man einen Widerstandspunkt, der all die verschiedenen Kräfte um sich her zu concentriren — sie zu gleicher Zeit noch bis zum letzten Augenblick

vor einander maskirt erhalten konnte. Einen solchen Brennpunkt schaffte er sich jedoch in Asch dadurch, daß er ihn unter seiner Verantwortung eine Schrift heraus geben ließ, welche nothwendig angeklagt werden mußte.

Asch war allerdings keine bedeutende Person, aber in Folge der öffentlichen Erörterung, die aus Veranlassung seiner Schrift und aus dem Benehmen der Regierung entstand, wurde er ein Repräsentant der Preßfreiheit, und seine Armuth gab der Sache ein rührendes Interesse.

Asch's Verhaftung auf Befehl der Geschwornen war also ein besonders passender Augenblick, um die in Kellner's Hand noch gebundene Stürme loszulassen. Da man von Gourville glaubte, er könne zu der Hervorrufung der gegen die Staatsordnung erbitterten Kräfte sehr wesentlich beitragen, so durfte man ihn nicht in Unthätigkeit versetzen, bevor die Arbeit in vollem Gange war; aber dann mußte man ihn auch mit einem einzigen Schlag auf die Seite schaffen.

Als Schlußstein der Conspiration bewahrte Kellner beinah ausschließlich für sich selbst das beabsichtigte Auftreten des österreichischen Gesandten zu Gunsten des Kronprätendenten, in dessen Dienst er eigentlich stand.

Dieß sollte indeß erst geschehen, nachdem alle noch übrigen Dämme durchbrochen waren und die Partheien in blinder Feindseligkeit gegen einander loszurasen angefangen hätten.

Gestützt auf die Aufforderungen mehrer ausländischer Mächte glaubte man sich des Erfolges sicher.

Das Einzige, was er nicht recht berechnet hatte, war Asch's Charakter und Gemüthsstimmung.

Zwischen Kellner's Zimmer und dem Salon, wo die meisten Gäste sich aufhielten, lagen mehrere Zimmer.

Als Kellner zur Gesellschaft zurückkehrte, wurde er bald von den bedeutendsten Mitgliedern der Verschwörung umgeben.

Während seiner Abwesenheit hatte die Zahl der Gäste noch zugenommen.

Unter den Angekommenen sah man Kellner's alten Vater, wie auch den Baron Krook mit Axeline. Sogar Graf Kurt und der General nebst Jaquette waren soeben eingetroffen, hielten sich aber noch bei den wenigen Damen auf, die man eingeladen hatte.

In einer so aufgelösten Familie wie die Kellnersche, und in einer Gesellschaft, in deren Tiefe so manche Leidenschaften gegen einander stritten, konnte der Umgangston für den Abend nicht der heiterste und gemüthlichste sein.

Weidner und Brundell kamen in diesem Augenblick an und begaben sich direkt zu Kellner.

„Asch ist jetzt verhaftet,“ sagte der eine von ihnen, „es geht gut, ganz gut . . .“

Er rieb sich voll Entzücken die Hände.

„Keine so laute Aeußerung von Zufriedenheit,“ bemerkte Kellner, „man könnte Sie hören.“

Die Meisten begaben sich ans Fenster, um das Signal zu beobachten, das jetzt bald folgen mußte, und unter fortgesetztem Schweigen schaute man in die Dämmerung hinaus.

Gabriele hatte Axeline und Jaquette um sich. Aber ungeachtet sie gegen ihre Freundinnen so aufmerksam als möglich zu sein sich bemühte, gelang ihr dies dennoch nur theilweise. Franks langes Ausbleiben beunruhigte sie; sie war aufgeregt und düster. So oft eine Person eintrat, wechselte sie die Farbe.

Jaquette war ungewöhnlich ernsthaft. Auch sie

blickte zuweilen gegen die Thüre, als erwarte sie jedenfalls Jemand. Axeline war natürlich und heiter; aber sie hatte auch Ursache dazu: Fritz Lander stand ja nicht blos an ihrer Seite, sondern sie waren bereits mit einander verlobt.

Als Graf Kurt ankam, hatte er blos Gabrielens Hand gedrückt, aber beide verstanden die Bedeutung dieses Händedrucks.

Das Einzige, um was Gabriele ihren Vater bat, war, daß er sich freundlich gegen Kellner zeigen möchte.

Der General war ungewöhnlich heftig in seinen Bewegungen. Seine Stirne war nicht klar und glatt. Von Zeit zu Zeit warf er einen prüfenden Blick bald in das Zimmer hinaus, wo die Herren waren, bald auf Jaquette.

Nach den Krankheiten, welche längere Zeit die alten Herren mit Schmerzen und Bekümmernissen heimgesucht hatten, dürfte es dem einen und andern sonderbar erscheinen, sie jetzt hier beisammen zu finden; aber die durch Abrahams Tod herbeigeführte glückliche Veränderung in ihren Geschäftsangelegenheiten wirkte äußerst vortheilhaft auf ihre Stimmung ein und erleichterte die Bemühungen des Arztes, ihre Gesundheit wiederherzustellen.

Der General blieb nicht lange bei den Damen, sondern begab sich zu dem Wirth hinaus.

Seit Kellners mißlungenem Versuch, den General zur Uebernahme der militärischen Leitung des Aufruhrs zu bestimmen, waren sie nicht mehr miteinander zusammengetroffen.

Der General war auch der einzige, den Kellner nicht eingeladen hatte, und er wunderte sich daher, ihn hier zu sehen, obschon der General unläugbar als alter Hausfreund sich berechtigt glauben konnte, zu kommen und zu gehen, wenn er wollte.

Im Augenblick, wo der General heraus trat, sah man eine lebhafte Bewegung mit der Schnelligkeit eines elektrischen Funkens sich unter den Anwesenden verbreiten, aber es war nicht die Ankunft des Generals, was diese Bewegung hervorrief, sondern der Anblick einer Rakete, die vom Thiergartenberg aus aufgestiegen war und noch immer wie ein Blitz leuchtete, bis sie sich unter den Wolken in Sterne verwandelte.

Der Anblick war unläugbar sehr schön.

Der General runzelte nichtsdestoweniger seine Stirne, während er düster die Gesellschaft betrachtete.

Aber der Eindruck der ersten Rakete war noch nicht erloschen, als man bereits unter den Wolken die flammende Spur von zwei andern erblickte, die unmittelbar auf einander folgten.

Sobald die Dunkelheit nach dem Erlöschen der Meteore zurückkehrte, stellte sich auch unter der Umgebung Kellners ein bedachtsamer Ernst wieder ein.

Der General begrüßte in diesem Augenblick Kellner, „Ich weiß, Herr Groshändler,“ redete er ihn an, „daß Sie sich für die öffentlichen Angelegenheiten interessiren, und ich kann Ihnen jetzt etwas sehr Interessantes erzählen.“

Der General sprach so laut, daß alle ihn hörten. Man schaarte sich jetzt um ihn.

„Vor einigen Stunden wurde ich ins Schloß berufen; ich komme eben davon her.“

„Nun, Herr General?“

„Einige Mitglieder des Ministeriums haben heute Mittag anonyme Schreiben erhalten, worin sie vor einem Aufruhr gewarnt werden, der heute Nacht ausbrechen soll.“

Eine unangenehme Ueberraschung that sich bei den Anwesenden kund; nur Kellner blieb ruhig.

„Vermuthlich,“ bemerkte er mit einem zweideutigen Lächeln auf seinen Lippen, „sind diese Briefe wie gewöhn-

lich von Gespensterschen diktirt. Nichtsdestoweniger wird man wohl alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen haben, welche die öffentliche Sicherheit erfordert?"

Der General antwortete nicht sogleich, er betrachtete Kellner blos.

„Sie erinnern sich doch wohl an unser letztes Gespräch?" bemerkte er dann.

„Allerdings, und auch an den Schluß desselben."

Der General verstand die Bedeutung dieser letzten Worte sehr gut und mußte die Zuversichtlichkeit bewundern, womit Kellner ihm entgegentrat.

„Die anonymen Briefe," fiel Kellner von Neuem ein, als der General wieder schwieg, „haben wohl angegeben, wer an der Spitze des Aufruhrs steht?"

Unter der Kälte, die sich in Kellner's Gesicht zeigte, als er diese Frage stellte, entdeckte des Generals scharfer Blick gleichwohl einen gewissen Zwang, der von einer inneren Spannung zeugte.

„Nein, Herr Großhändler, die Briefe enthielten nichts darüber, wohl aber verschiedene Angaben, welche die Regierung veranlaßten, Maßregeln zu ergreifen, um nicht überrumpelt zu werden. Sobald mein Dienst es gestattete, eilte ich hieher, um bei meinen Freunden zu sein, im Fall etwas Unangenehmes eintreffen sollte."

Franz Kellner's Vater stand in diesem Augenblick ganz nahe, und der General drückte dem Greis herzlich die Hand, obschon sein Blick noch immer auf dem Sohn ruhte.

In diesem Augenblick vernahm man den dumpfen Ton eines Kanonenschusses. Die Meisten unter den Anwesenden erblaßten.

„Sollte es wirklich wahr sein," bemerkte der alte Kellner, „daß ein Aufruhr uns bedroht?"

„Der Schuß kam vom Arsenalhof," antwortet der General, „hört!"

Jetzt erdröhnte aus der Ferne ein zweifacher Trommelwirbel; darauf erfolgte eine Gewehrsalve.

„Laßt uns zu den Damen hineingehen," sagte Baron Kurt, und nahm seinen alten Freund unter dem Arm. „Vielleicht bedürfen sie unsers Trostes."

Ungeachtet Kellner unter einem kalten Aeußern verborgen hatte, was in seinem Innern vorging, war ihm gleichwohl die Nachricht des Generals sehr unangenehm.

Sobald der General sich zu den Damen hinein begeben hatte, winkte Kellner einigen seiner Vertrauten, und schickte sie mit verschiedenen Aufträgen an mehrere Sammelplätze ab, um neue Befehle auszutheilen.

Dabei beherrschte sich Kellner vollkommen. Selbst das schärfste Auge würde nicht gesehen haben, was in ihm vorging. Der Ernst in seinem Gesicht hatte etwas Feierliches, was Achtung und Vertrauen einflößte.

„Lege die Hand auf mein Herz," sagte Brundell zu Weidner. „Nun spürst Du etwas?"

„Nein."

„Wahrhaftig, Bruder, vor lauter Unruhe hat mein Herz aufgehört zu klopfen. Beim Teufel," fügte er, sich gegen Kellner wendend, hinzu, „hier werden wir vor lauter Ungewißheit vergehen."

„Still!" unterbrach ihn Kellner.

Athemlos stellte sich ein Bedienter bei ihm ein und übergab ihm einen Brief.

„Von wem hast Du ihn empfangen?"

„Von einem Unbekannten. Er ersuchte mich, ihn sogleich abzugeben."

„Gehe!"

Kellner erbrach den Brief und las:

„Sie haben schon lange kein Geld mehr von mir verlangt; aber da ich jetzt sehe, daß die Sache in vollem Gang ist, so schicke ich Ihnen noch Einiges, was Ihnen für diesen Fall nützlich sein kann. Wenden Sie es an.“

Der Brief hatte keine Unterschrift, aber Kellner erkannte die Hand des Gesandten.

Beim Anblick der nicht unbedeutenden Summe erheiterte sich seine Stirne.

„Wollen Sie mir einen Dienst erweisen, Brundell?“

„Gern.“

„Nehmen Sie dieses Geld und begeben Sie sich in das Caffe an der Ecke der Regierungsstraße und der X..gasse. Im Billardzimmer finden Sie einige junge Männer um das Billard versammelt . . . übergeben Sie ihnen dieses Geld mit dem Bedeuten, ich lasse sie schön grüßen und sie sollen die Summe auf den verschiedenen Stationen vertheilen . . . es versteht sich, daß sie selbst sich zuerst mit dem gehörigen Champagner versehen . . . daran darf es ihnen heute Nacht nicht fehlen.“

Brundell wollte sich sogleich entfernen.

„Warten Sie ein wenig,“ bat jedoch Kellner. „Sagen Sie ihnen auch, ich wünsche jede Viertelstunde Nachricht vom Verlauf des Kampfes zu haben.“

Kellner bemerkte, daß seine Freunde eine Erklärung wünschten, und er hatte nichts dagegen, eine solche zu geben.

„Die Revolution hat ihre Geheimnisse so gut wie alles Andere,“ sagte er. „Das Kommando darf nicht blosgestellt werden. In Hemdärmeln mit dem Queue in der einen und dem Champagnerkelch in der andern Hand, muß es das Ganze leiten. Wir machen uns auf unsere Art lustig, unsere Adjutanten auf die ihrige, und der Aufruhr geht seinen Gang. Das ist ja ein kleines Stück à la Paris.“

Dazwischen hinein hörte man einen Kanonenschuß oder eine Gewehrsalve.

Kellner ging auf und ab.

„Gourville hat noch nichts von sich hören lassen,“ bemerkte Weidner.

„Noch nicht, aber ich erwarte ihn jeden Augenblick.“

„Sie kennen unsere Forderung in Beziehung auf ihn?“

„Ich kenne nicht blos diese, sondern weiß auch, was meine eigene Ehre mir gebietet. Sie sollen selbst sehen, daß ich meiner Pflicht nicht untreu zu werden gedenke.“

Ein Bedienter trat jetzt ein und überreichte Kellner ein neues Billet.

Als er es las, verschwand alle Unruhe aus seinem Gesichte: Freude und Selbstzufriedenheit spiegelten sich darin ab.

„Die Sache geht gut, meine Herrn; der Angriff auf den Arsenalhof und auf Schiffsholm ist zwar mißlungen, aber einige Kanonen sind gewonnen worden und ein Theil der Brücke ist eingerissen, so daß der Holm abgeschnitten ist. Die Truppen rücken vom Ladugardsfelde her vor. Das Volk geht immer mehr auf unsere Seite über.“

„Sollen wir uns nicht hinausbegeben und an die Spitze der Massen stellen?“

„Noch nicht.“

„Man hört nichts von der Südervorstadt.“

„Es kann nicht mehr lange anstehen.“

Kellner hatte diese Worte kaum gesprochen, als ihm von Neuem ein Billet überreicht wurde.

Er las es und auch jetzt hob sich seine Brust voll Zufriedenheit.

„Die Bevölkerung der Südervorstadt ist in voller Gährung. Die Hafenarbeiter und die Matrosen strömen von allen Seiten herbei. Die Wache der Südervorstadt

ist verdoppelt worden, aber sie ist vom Volk umringt und von allen Seiten bedroht. Das Stadthaus, wohin man Asch gebracht hat, ist von zahllosen Schaaren belagert. Man bringt Hurrahs auf ihn aus und droht, hineinzubrechen, um ihn zu befreien. Der wachhabende Offizier hat das Volk aufgefordert, sich zu zerstreuen, aber man hat ihm mit Steinwürfen geantwortet. Ein Mann, der an der Spitze der Volksmasse auf die Truppen losstürzte, ist erschossen worden. Man hat angefangen, die Schleusen einzureißen."

Die Nachricht wurde mit Beifall aufgenommen.

„Sollen wir uns noch nicht hinausbegeben? Ich brenne vor Verlangen, in den Kampf zu kommen."

„Laßt euch rathen. Bleibet noch: In wichtigen Augenblicken soll man sich nicht übereilen. Ehe das Maaß voll ist, muß man nicht nach dem Becher greifen. Noch haben wir blos den Anfang gesehen, aber ein kluger Mann richtet sich immer so ein, daß er auch etwas vom Schlusse sieht, ehe er sich entschließt."

Als er verstummte, hörte er das Pferdegetrabe einer Schwadron Cavalerie, die am Kellner'schen Hause vorbei längs der Schiffsbrücke hin und nach dem Süden eilte.

Das Getöne der Pferdehufen hatte noch nicht aufgehört, als die Salonthüre sich öffnete und Graf Frank hereinkam.

Er sah aufgeregt, düster und leidend aus.

Kellner ging ihm sogleich entgegen.

„Willkommen, Herr Graf, ist es Ihnen gelungen?"

„Ja, es ist mir gelungen, aber Sie haben mich hintergangen, Herr Groshändler. Dieser Auflauf . . ."

„Lassen Sie uns nicht davon sprechen, Herr Graf," unterbrach ihn Kellner, „wir haben ja nichts damit zu schaffen. Sagen Sie mir nur, ist Gourville frei?"

„Er ist draußen und wünscht Sie zu sprechen."

„Ich stehe sogleich zu seinen Diensten und werde mit ihm in meinem Zimmer Gabriele erwarten, wenn Sie

die Güte haben wollen, sie zu bitten, daß sie dahin kommen möge."

Kellner kehrte hierauf zu seinen Freunden zurück.

„Gourville ist hier," sagte er zu ihnen, „Alles geht uns vortrefflich in die Hände. Da der Aufruhr jetzt in vollem Gange ist, so bedürfen wir seiner nicht mehr, und ich werde Ihnen beweisen, daß ich ein Mann von Wort bin."

Kellner hatte sie sogleich verlassen, und nach einer Weile sah man ihn, begleitet von einem Mann, der in einen blauen Mantel gehüllt war, durch das Zimmer, das zunächst an seine eigenen grenzte, schreiten und dort eintreten.

An dem unerschrockenen Gang und dem kühnen Blick, den er um sich warf, erkannte man den Chevalier. Es schien, als habe Nichts seinen Muth zu beugen vermocht.

Frank begab sich zu den Damen hinein.

Gabriele hatte ihn lange erwartet, und ihr Blick wandte sich oft der Thüre zu. Als sie ihn endlich eintreten sah, glitt ein Ausruf des Schmerzens über ihre Lippen.

Nichts desto weniger sprang sie von ihrem Platze auf und Frank entgegen.

„Wie ist es gegangen?" fragte sie.

„Er ist frei."

„Mein Gott, mein Gott!"

„Er ist bereits drinnen bei Kellner, vielleicht begibst Du Dich auch dahin."

„Ja, ja."

Gabriele folgte dem ungeduldigen Verlangen, ihn zu sehen, und eilte nach Kellners Zimmer.

Brundell war von seiner Sendung zurückgekehrt. Er erzählte, das Volk sei überall in voller Bewegung. Er vermuthe zwar, daß Neugierde die Meisten herausgelockt habe, allein das erste Motiv, meinte er, sei im Ganzen gleichgültig, wenn man nur sich betheilige. Die Wachen um das Schloß seien verdoppelt worden, die Thore seien gesperrt, und die Ketten vorgezogen. Auf seinem Gang durch die Stadt hatte er Volksmassen nach dem großen Kirchenhügel ziehen gesehen, weßhalb er einen Abstecher dahin gemacht und sich überzeugt hatte, daß Truppen dort aufgestellt und zur Vertheidigung bereit waren. Noch hatte man indeß nicht geschossen, sondern suchte durch Aufforderungen und Drohungen die Volkshaufen zu zerstreuen; diese hatten indeß keine Lust gezeigt, den Befehlen nachzukommen.

„Es ist etwas Herrliches," schloß er seine Erzählung, „ein erzürntes Volk zu sehen, das sich mannhaft zum Kampf gegen Druck und Absolutismus erhebt. Ich habe das gesehen, und ich kann sagen, daß ich gelebt habe. Bedenke ich, daß die Presse, und vor Allem unsre Zeitung es ist, Weidner, die den Sturm hervorgerufen hat, so schwillt meine Brust von erhabenen Gefühlen, und in meiner Seele regen sich stolze Gedanken. Es lebe die Presse, meine Herren!

Während des letzten Theils seines Vortrags war eine Person hereingekommen.

Es war Paul.

Er hatte die Wuth des Aufruhrs auf den Straßen gesehen, und er fühlte sich aufgefordert, für die blutenden Opfer das Wort zu ergreifen.

„Es lebe die Presse," sagte er, und trat in den Kreis, vor welchem so eben Brundell sich geäußert hatte.

Der General kam in diesem Augenblick von den innern Zimmern heraus. Als er sah, daß Paul angelangt war, blieb er auf der Schwelle stehen.

„Es lebe die Presse," fuhr Paul fort, „aber nicht

diejenige Presse, meine Herren, welche beim Volk überspannte und falsche Hoffnungen anregt, statt den Volksgeist zu einer Wirksamkeit zu erwecken, die mit der nützlichen Entwicklung des Ganzen übereinstimmt. Es lebe die Presse, aber nicht diejenige Presse, welche die Gemüther erhitzt, blos um ihre eigene Macht ausdehnen zu dürfen, statt daß sie mit Achtung für die Vorschriften einer wahren Politik und zweckmäßigen Moral die Mitwelt zu Handlungen leitet, welche vor der Nachwelt die Reife der Gesinnung und ernsten Absichten für das Wohl der Mitmenschen beweisen könnte. Niemand kann eine freie Presse wahrhaft hoch achten, ohne auch hohe Forderungen an sie zu stellen. Ich habe irgendwo gelesen, daß die Größe und Erhabenheit der Presse darin bestehe, daß sie vor dem eignen Anblick des Volks jedem unehrlichen Kämpfer die vergiftete Waffe aus der Hand reiße: aber hier ist die Presse ein Kämpfer für den Eigennutz, den Verfolgungsgeist und den Skandal geworden. Wehe über eine solche Presse!"

Pauls Worte machten einen sehr starken Eindruck.

„Wenn," fuhr Paul fort, „die Presse die Gemüther vorzugsweise erhitzt und aufreizt, statt zu erleuchten und zu unterrichten, so hat sie aufgehört zu sein, was sie sein soll. Einem Volk beständig die Erbärmlichkeit der Regierung vorzuspiegeln, oder die Regierung unaufhörlich mit der Möglichkeit eines revolutionären Ausbruches im Schach zu halten, das heißt auf zwei Wegen zu demselben Ziel, zu der Auflösung, hinsteuern. Amerika ist ein freies Land, aber die Freiheit ist da Verstand: hier spielt sie die Rolle der Fantasie, des Gefühls der Sympathien. Es ist die Pflicht der Presse, Niemand zu fürchten, aber auch der Gewaltthat dreist ins Auge zu sehen. Betrügt sie eine Nation mit Versprechungen, um sich selbst für den Augenblick zu heben, so wird derjenige, der sein Versprechen nicht hält, bald der Strafe verfallen. Es ist eine zweideutige Ehre, den Beifall der Menschen zu gewinnen

. . . dieser Beifall ist veränderlich, wie der Wind . . .
Die wahre Ehre bestrebt sich, die Bewunderung der Edlen zu erobern. Die Publizität soll die Anschauungsweise der Nation heben und nicht blos sie beunruhigen, ihre politische Religion soll freisinnig sein, nicht verketzern, sie soll den Bestrebungen des Volkes einen nationalen Schwung zu geben suchen, aber nicht erbittern und verwirren. Die Freiheit wird nicht auf den Straßen erobert, sondern sie geht da verloren; die Freiheit wird durch Arbeit, Verstand, Charakterfestigkeit erobert. Es ist natürlich, daß Alle die Freiheit erobern wollen, aber es ist die Pflicht der Bildung, die Mittel anzugeben, wie man sie gewinnen kann: vermag die Bildung dieß nicht, so ist sie ihres Namens unwürdig. Die Intelligenz ist nur mit dem Schlechten unzufrieden, die Rohheit ist mit Allem unzufrieden. Die Freiheit will durch die Ausbildung einer vollkommenen Ordnung siegen; der Aufruhr will dadurch siegen, daß er alle Ordnung verbannt."

Hier wurde Kellner durch ein heftiges Geschrei von der Straße her unterbrochen.

Alles schaute hinaus.

Die Polizei hatte bei der ersten Nachricht von einem beabsichtigten Aufruhr befohlen, sämmtliche Laternen anzuzünden.

Vor dem Kellner'schen Hause befand sich eine Argandische Lampe, die ihren blendenden Schein sehr weit umher verbreitete.

Man hatte also Gelegenheit, zu sehen, was draußen vorging.

Eine aufrührerische Volksmasse war aus dem Süden herangerückt und stieß jetzt vor Kellners Haus auf Truppen.

Der Offizier hatte Halt gemacht und das Volk aufgefordert, auseinander zu gehen, aber es antwortete mit einem wilden Geschrei. Der Offizier wandte sich endlich gegen seine Truppen und commandirte, anzuschlagen;

aber in diesem Augenblick kamen drei Bursche die Schifferkarlsgasse herabgesprungen, verfolgt von einem Weibe.

„Haltet die Diebe fest, haltet die Diebe fest!" rief sie, so laut sie konnte.

Die Diebe waren der Fuchs, Schwerdt und Kullblom, und ihre Verfolgerin war die Wirthin des Caffe London.

Bei diesem Intermezzo entstand ein neuer verworrener Lärm unter dem Volk.

Der Offizier trat noch einmal vor und ersuchte das Volk, auseinanderzugehen.

Niemand hörte auf ihn.

„Feuer!" kommandirte er dann.

Die Gewehre waren jedoch so hoch angeschlagen, daß kein Schuß treffen sollte. Es war eine Warnungssalve.

Gleichwohl sollte ein Opfer fallen.

Die bestohlene Wirthin hatte beim Anblick der Volksmasse ihren Weg hinter dieselbe genommen.

Eine Kugel senkte sich und traf sie in die Brust.

Unter schrecklichen Flüchen fiel sie zur Erde.

Das Volk war inzwischen durch die Gewehrsalve wieder zur Besinnung gebracht worden. Sein natürlicher Abscheu vor allem Unedlen erwachte jetzt, und man dachte nicht mehr an einen Kampf mit den Truppen, sondern nur an die Ergreifung der Diebe. Dieß war auch in einem Augenblick geschehen. Zwar wehrten sich der Fuchs, Schwerdt und Kullblom wie Verzweifelte; sie wurden aber nichts desto weniger an die Truppen ausgeliefert. Als das Volk erfuhr, wer die gefallene Frau sei, wandte sich seine Wuth gegen sie, und unter lärmendem Geschrei stieß man sie verächtlich in eine Rinne, wo sie den Geist aufgab.

Hierauf zerstreute sich der Volkshaufen und die Truppen marschirten mit den gefangenen Dieben weiter.

Paul hatte die Hauptpersonen in dieser Scene wieder erkannt, und er glaubte eine gerechte Strafe der Vorsehung darin zu erblicken, daß das Kapital, welches diese Wirthin durch Wucher mit der Unschuld und der Tugend erworben hatte, die nächste Ursache ihrer schimpflichen Todesart wurde und auch die abermalige Verhaftung der entflohenen Gefangenen veranlaßte.

Auf die übrigen Anwesenden, welche weder die Wirthin, noch den Fuchs und seine Kameraden kannten, machte das Ereigniß einen noch widerlicheren Eindruck.

Der General hatte von einem andern Fenster aus den Vorfall auf der Straße beobachtet, wandte sich aber jetzt wieder gegen Paul.

Paul war noch von seinem Gegenstand belebt.

„Ist dieser Auflauf das Werk der Presse,“ fuhr er fort, „so ist der Tod dieses Weibes da auch ihr Werk. Sie war allerdings ein tief gesunkenes Wesen, das gebe ich zu, aber sie fiel dennoch nicht in Folge eines gesetzlichen Urtheils, sondern als ein Opfer des Zufalls.“

Man hörte ihn mit Aufmerksamkeit an.

„Die Presse,“ sprach er weiter, „sieht ihren hohen und herrlichen Beruf noch nicht ein, im Fall sie ihr Ziel nur durch Aufreizung zur Gewalt erreichen zu können glaubt. Die Bedeutung der Presse ist herrlich, ja ich möchte beinahe sagen, sie sei gewissermaßen göttlich, denn ihr Beruf ist eine Fortsetzung der erlösenden Macht des göttlichen Wortes auf Erden. Sie darf daher vor allen Dingen nur von zwei Ideen beseelt werden, der Idee der Freiheit und der Idee der Liebe; der Freiheit als Ziel und der Liebe als Bedingung. Die Presse soll Bildung und Aufklärung verbreiten, und alle Aufklärung wird die Ehre einer Nation, die weise und vernünftige Kraft eines Volkes bezeugen. Es gab Zeiten, wo die Welt bloß sieben Weise besaß und die übrige Menschheit nur aus blinden Werkzeugen bestand. Es ist die Pflicht der Presse, die Millionen aus der Sklaverei der Unkenntniß zu befreien,

und sich zu bemühen, sie Alle zu Weisen zu machen. In früheren Tagen offenbarte sich der Zweck des Menschengeschlechtes nur durch einige wenige ungewöhnlich begabte Naturen, durch die Propheten; in unsern Tagen werden diese Absichten durch die Presse für Alle geoffenbart, für den Mächtigen im Palast und für den Armen in der Hütte. Die höhern Zwecke sind durch die Civilisation mitten unter uns herabgestiegen; die Publizität ist die prophetische Wirksamkeit unserer Zeit; aber diese Wirksamkeit soll rein, edel, hochsinnig, mit einem Wort wahrhaft menschlich sein, wie wenn das für alle Zeiten ausgesprochene „Werde" eines höheren Wesens noch heute darüber schwebte.

Paul verstummte einen Augenblick. Sein Gesicht strahlte, belebt von Begeisterung. Daß eine edle Wärme für das Wohl seiner Mitmenschen ihn befeuerte, konnte nicht bezweifelt werden.

„Revolution," begann er dann wieder, „Revolution! Es gibt große Wendepunkte in den Schicksalen der Nationen, wo die Civilisation selbst Revolution verlangt, aber erfüllt die Presse redlich ihren wichtigen Beruf, so ist es just ihre Schuldigkeit, jede Revolution entbehrlich, oder wenigstens so selten und unnöthig wie möglich zu machen. Amerika hat nur eine einzige Revolution ins Werk gesetzt, und seitdem hat die Presse die Freiheit des Landes aufrecht erhalten, dadurch, daß sie die Ordnung aufrecht erhielt. Glauben Sie vielleicht, daß diejenigen, die nur für die Revolution sprechen, für die Freiheit sprechen? Jede Periode trägt eine große Wahrheit unter ihrem Herzen, aber die wahren Freunde der Freiheit wachen und sorgen hauptsächlich dafür, daß das Erzeugniß nach den Gesetzen der Natur zur Welt komme; nur ihre Feinde oder auch die unwissende Hitzköpfigkeit ist es, die nach den Instrumenten greift, um es gewaltsam herauszuschneiden. Und was erhalten sie? Einen Embryo, welcher der Behandlung des Arztes anheimfällt,

um als ein beständiger Siechling sein kurzes Leben dahin zu vegetiren. Will man wahrhaft für die Freiheit kämpfen, so muß man den Volksgeist auszubilden suchen, gegen alles Unrecht arbeiten, für das Gute und Nützliche eifern, Kenntnisse verbreiten, Ansichten veredeln, Moral und Ehre einpflanzen und nützliche Arbeit fördern; die Folgen werden sich dann bald in dauernden Reformen zeigen, welche nicht bloß die wahre Macht und Hoheit der Presse beweisen, sondern auch die Thatsache, daß die Revolution selbst just durch die Presse aus einer blutdürstigen, rasenden Bestie in einen friedlichen Lehrer verwandelt ist, der mit der Siegerglorie um seine Stirne aufklärend, leitend und ordnend unter der Menschheit einhergeht."

Noch einmal hielt Paul inne. Seine Augen brannten von einem höhern Feuer; wahre und warme Menschenliebe belebte ihn.

„Revolution," fuhr er dann fort. „Sie dürften bemerken, meine Herren, daß ich reich bin und daß ich nur die Sprache der Reichen führe. Wäre ich aber arm, so würde ich noch lauter meine Stimme gegen die Gewalt erheben. Die Arbeit bildet das einzige Hauptkapital der Welt, das Geld ist bloß eine Frucht, bloß der Zins davon. Will man den letzteren gewinnen, so muß man das erstere klug benützen. Und für wen ist dann die Ordnung am wichtigsten? Für den Armen. Jede Unordnung ist ein empfindlicher Verlust an seinem Capital, jede Revolution ist ein Bankerott. Kein Land hat mehr Goldgehalt, als Spanien, und was ist aus ihm geworden? Californien würde die Freiheit und Größe der Vereinigten Staaten tödten, wenn sie sich nicht in ihrer Arbeitsamkeit retteten. Die Gewalt kann nur den Reichthum und auch das Leben rauben, das bedeutet wenig; aber wo die Gewalt die Garantien des Reichthums aufgehoben hat, da ist es kein Vortheil mehr, reich zu werden, sondern arm zu bleiben, und jeder Grundsatz von solcher Art wird die

Ehre und die Wichtigkeit der Arbeit aufheben. Ein solcher Staat wird in seinen eigenen Grundfesten zusammenstürzen und in erster Linie den Arbeiter unter seinem Schutte begraben."

Während Paul sprach, wechselte der Ausdruck in seinem Gesichte, je nachdem die Gegenstände ihn mehr oder weniger belebten.

„Ich habe," fuhr Paul nach einer Weile fort, „verschiedene Länder gesehen, aber ich habe nie ein Land gefunden, wo die Elemente des Umsturzes weniger festen Fuß gefaßt hätten, als hier. Schwedens Zukunft beruht auf den Bewegungen des südlichen Europa, unsere Reformen gehen in den Fußtapfen dieser Länder. Eine Revolution hier? O ich glaube an nichts der Art. Privatspekulationen können einen Gassenauflauf herbeiführen, das ist Alles."

Als Paul so weit kam, trat ein Fremder in's Zimmer.

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob Herr Kellner sich hier befindet," fragte der Mann.

„Kellner? Mein Name ist Kellner," antwortete Paul, „was wollen Sie von mir?"

„Ich habe Befehl erhalten, Ihnen diesen Brief eigenhändig zu übergeben."

„Von wem?"

„Ich weiß nicht."

Paul betrachtete den Brief. Derselbe ermangelte jeder Aufschrift. Er war unschlüssig, ob er ihn annehmen sollte oder nicht, und er beschloß endlich, ihn zurückzugeben; aber als er aufschaute, war der fremde Mann verschwunden. Paul nahm die Sache kalt und erbrach das Schreiben.

Es war ganz kurz, und er hatte es noch nicht zu Ende gelesen, als er sich an Brundell und Weidner wandte.

„Können Sie mir sagen, meine Herren," fragte er sie, „in welchem Interesse Sie glauben, daß dieser Aufstand jetzt ausgebrochen sei?"

„Im Interesse des Volkes," antworteten sie.

„Ich glaubte nicht, meine Herren," versetzte Paul, „daß ich meinen Argwohn so bald bestätigt finden sollte, wie es jetzt geschehen ist. Dieser Brief," fuhr er fort, „war eigentlich nicht für mich, sondern für den Groshändler Kellner bestimmt, aber da er jetzt durch einen Zufall in meine Hände gerathen ist, so mögen Sie ihn auch lesen. Sehen Sie hier . . . nehmen Sie ihn, meine Herren."

Pauls Ansichten von der Presse hatten die Anwesenden tief ergriffen und auch Weidner und Brundell hatten sich davon erschüttert gefühlt.

Mit neugieriger Hast empfingen sie den Brief, den er ihnen reichte; aber sie waren noch nicht weit gekommen, als sie auch schon anfingen, ihren Verdruß und Unwillen zu zeigen.

„Beim Himmel!" rief Weidner, „Kellner hat uns betrogen."

„Die Früchte unserer Bemühungen sollen nicht dem Volke zu gut kommen, sondern einem . . . einem . . . einem . . ." er stammelte vor Zorn, „einem Kronprätendenten."

Obschon weder Paul, noch ein Anderer wußte, daß der Brief von dem Gesandten kam, so ersahen sie doch daraus, daß Kellner unter einem fremden Einfluß stand, und daß dieser ihm jetzt befahl, persönlich aufzutreten, damit die Unordnung bald ihren höchsten Gipfel erreichen möchte und der Unbekannte in den Stand gesetzt würde, sich so schnell als möglich zu zeigen und den Namen seines Prätendenten zu proklamiren.

All die patriotische Begeisterung, worin Brundell und Weidner bis jetzt geschwelgt hatten, verschwand jetzt auf einmal.

Paul beklagte sie in seiner Seele, und um sie auch nicht mit einem einzigen Blick zu beleidigen, wandte er sich von ihnen ab.

Der General stand jetzt gerade vor ihm. Er hob seine Arme und betrachtete ihn mit einem freundlichen, einladenden Blick.

Paul warf sich dem redlichen Greis an die Brust.

„Ich bin ungerecht gegen Dich gewesen,“ sagte der General, „Jaquette hat Dir auch Unrecht gethan. Kannst Du uns verzeihen, Paul?“

Paul entwand sich dabei den Armen des Greises.

„Lassen Sie uns nicht davon reden; das Geschehene läßt sich nicht ändern. Ihre Achtung, Herr General, wird mir immer theuer bleiben; im Uebrigen . . .“

Ungeachtet Paul hier verstummte, verstand man ganz wohl, was er sagen wollte.

Die alten Freunde des Generals, welche wußten, was zwischen Paul und Jaquette vorgefallen war, und die auch zugleich wie der General jetzt dachte, kamen heraus, als sie Beide im Gespräch mit einander begriffen sahen.

Jaquette und Axeline saßen neben einander; der Busen der Erstern hob sich unruhig und ihre Wangen wurden von einer warmen Röthe gefärbt, wogegen die Letztere scherzte und über ihre Verlegenheit lächelte.

Die beiden Mädchen hatten zwar gesehen, wie der General Paul an seine Brust drückte, aber sie hatten die Worte nicht gehört, die zwischen ihnen gewechselt wurden.

Der General wußte nicht, ob er den Sinn, der in Pauls Worten lag, recht auffaßte oder nicht.

„Gewiß mißverstehen wir einander“ bemerkte er, „ich will sagen, daß Jaquette, nachdem sie gefunden, daß man sie betrogen hat . . .“

„Ich bitte Sie noch einmal, Herr General, lassen Sie uns nicht von dieser Sache reden. Was geschehen ist . . .“

„Jaquette!“ rief der General.

Der General konnte sich unmöglich vorstellen, daß Paul nicht mit Freuden auf eine Versöhnung mit Jaquette eingehen würde. Nicht bloß seine Schwäche für sie, sonderen auch Pauls innige Liebe, die er wohl kannte, überzeugte ihn davon.

Jaquette hörte die Stimme ihres Vaters und stand auf, um sich hinaus zu begeben.

Viel Muth zeigte sie indeß nicht. Sie fürchtete, einen strengen Richter in Paul zu bekommen, wenn auch nicht in seinen Worten, so doch in seinen Blicken, und gleichwohl wurde sie von ihrem Gefühl vorwärts gedrängt.

Eine verschämte vestalische Flamme leuchtete in ihren Augen, und Eros pinselte mit seinen sanftesten Farben ihre Wangen. Es fehlte ihr nur der Kranz und die Krone, um einer verlegenen Braut zu gleichen.

„Beeile Dich, Jaquette,“ ermahnte sie der General noch einmal, weil er fand, daß sie allzu lang zögerte.

„Sie gehen zu weit, Herr General,“ bemerkte Paul; „Sie stellen Ihre Tochter blos.“

„Tausend Teufel, zu weit . . . was will das heißen . . . ich soll sie blosstellen . . . ha . . . sie ist meine Tochter, Paul, und sie thut alles, was ich zu ihr sage.“

„Wollen Sie mir vielleicht erlauben, zuerst einige Worte unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen?“

„Unter vier Augen? Wozu sollte das nützen? Die Sache ist ganz einfach. Ihr liebt einander und . . . das Garn hat sich ein bischen verwickelt. Das ist ja etwas ganz Gewöhnliches, und ebenso gewöhnlich ist, daß das Garn sich zuletzt wieder entwirrt. Komm her, Jaquette; halt fest, mein Kind!“

Paul hatte, ohne gehört zu werden, mehrere Bemerkungen gegen die allzu militärische Art gemacht, wie der General zu Werke ging. Als Jaquette sich näherte, zog er sich zurück.

„He, Paul,“ sagte der General, „wohin gehst Du denn? Ich glaube, ihr seid alle beide unverständige Kin=

der. Ihr braucht euch nicht zu schämen, wieder gut Freund zu werden, wenn man eine Weile geschmollt hat, so ist dieß ja ganz natürlich."

Paul kehrte zurück, aber eine qualvolle Unruhe zeigte sich bei ihm.

„Sie nöthigen mich, aufrichtig zu sprechen, Herr General," sagte er.

„Allerdings, allerdings."

„Herr General, Sie weigerten sich einmal, mir die Hand Ihrer Tochter zu geben, weil Sie sagten, daß Sie ärmer seien, als ich."

„Das ist wahr, ich hatte meine Gründe dazu."

Jaquette merkte Paul an, daß er einen Entschluß, den er gefaßt zu haben schien, nicht aufzugeben beabsichtigte; ihr Herz schnürte sich immer mehr zusammen, und die kaum noch so rothen Blumen auf ihren Wangen welkten, gleich als hätte eine Frostnacht sich über sie hinabgesenkt.

„Herr General," fuhr Paul fort, „jetzt ist der entgegengesetzte Fall eingetroffen und jetzt bin ich es, der arm ist."

„Wie so? Sollten Sie Ihr Vermögen verloren haben?"

Der General äußerte sich voll Theilnahme und nicht, als ob Paul dadurch an seiner Zuneigung verlieren sollte.

Jaquettens Gesicht dagegen belebte sich, ihre Stirne strahlte höher, Liebe und Ergebenheit glänzten aus ihrem Blick. Sie vergaß, daß sie von fremden Personen umgeben war. Ein einziger Gedanke nahm ausschließlich ihre Seele ein. Das Herz flüsterte allein, das Gefühl sprach allein.

„Du bist arm, Paul," sagte sie. „Vergiß mein Mißtrauen gegen Dich, und obschon nicht reich, werden wir glücklich werden."

Paul hätte zu ihren Füßen sinken mögen, aber er bezwang sein Gefühl und verbeugte sich blos vor ihr.

„Wir verstehen einander nicht," bemerkte er; „ich habe nicht gesagt, daß ich mein Vermögen verloren habe, ich habe gesagt, daß ich arm sei."

„Tausend Teufel," brummte der General, „das ist ja eins und dasselbe."

„Verzeihen Sie mir, Herr General; Fräulein Jaquettens Reichthum besteht darin, daß sie einen hoch geachteten und allgemein geehrten Vater besitzt; meine Armuth besteht darin, daß ich keinen besitze."

„Bagatelle," antwortete der General; „solche Scrupeln gehören dem alten Regime an."

„Mag sein," fiel Paul ein, „aber für mein Herz ist es dennoch eine große Armuth, blos ein Findelkind zu sein."

Jaquette stützte sich auf Axelinens Arm. Sie schien einer Ohnmacht nahe.

Während der Pause, die unmittelbar auf Pauls letzte Erklärung eintrat, fühlte dieser, daß eine Hand sich auf seine Schulter legte, und als er sich verwundert umschaute, stand der alte Brauner vor ihm.

„Paul," sprach der Greis, „Du bist nicht ärmer, als ein anderer, denn Du besitzest einen Vater, der Achtung verdient."

Aller Augen wandten sich gegen den alten Mann. Mit seiner patriotischen Haltung, seinen in Locken herabfallenden schneeweißen Haaren und seinem ruhigen, von Leidenschaften freien Gesichte besaß er jenen Heiligenschein des Alters, der unwiderstehlich Ehrfurcht einflößt.

Jaquette gewann die ganze liebliche Anmuth einer lebhaften Jugend wieder, als sie die Worte des Greises hörte und die in den Kämpfen des Lebens eroberte Ruhe auf seiner Stirne las.

Der alte Kellner war nie mit Brauner zusammengetroffen, aber nichts destoweniger hafteten seine Blicke jetzt an ihm, wie an einer alten, aber bereits beinah vergessenen Erinnerung, wie an einem Denkmal, das ihm

Reminiscenzen an einen verstorbenen Bekannten oder Freund zurückrief, und er vermochte seine Augen nicht von ihm abzuwenden.

Selbst für Paul erschien der Greis wie ein noch unerklärtes Räthsel, obschon er gleichwohl bereits seine Schicksale kannte.

Brauner ließ indeß keinem der Anwesenden Zeit zu fragen, sondern erbat sich durch eine Handbewegung Aufmerksamkeit.

„Ich wußte," sagte er, „wen ich heute Abend hier treffen sollte; ich hatte gewünscht, die Baronin Lander mitbringen zu können, weil ich hoffte, daß sie selbst ein Geheimniß erklärt haben würde, das mich betrifft; aber als ich sie abholen wollte, fand ich sie bereits sterbend und ich komme jetzt von ihrem Todtenbett. Ich bitte Sie, nur dieses Papier zu durchlesen. Es enthält das letzte Geständniß der Baronin."

Brauner übergab das Papier dem General.

„Allmächtige Vorsehung," rief er, als er das Schreiben durchsehen hatte, „also sie war es . . ."

Aber er vollendete seinen Satz nicht, weil er sich erinnerte, daß ihr Sohn Fritz zugegen war.

Der alte Kellner hatte seinen Blick nicht von Brauner abgewandt, aber als er den Ausruf des Generals hörte, riß er ihm das Schreiben aus der Hand.

„Barmherziger Gott!" rief bald auch er, während das Blatt ihm entsank. Mein Bruder, o Gott, mein Bruder! Nach zweiundzwanzigjährigen Leiden . . . ewige Vorsehung . . . Du bist unschuldig . . . unschuldig . . ."

Der Greis schwankte dabei mit offenen Armen auf Brauner zu, und nach langjähriger Trennung lagen sie einander an der Brust.

Sobald die durch diese Scene hervorgerufene Rührung sich gelegt hatte, berührte Brauner von Neuem Pauls Schulter.

„Ich habe Dir erzählt, Paul," sagte er, „daß ich

einen Sohn besaß, von dem ich einmal glaubte, er sei der Raub der Flammen geworden. Ich fand ihn jedoch wieder; aber was sollte ich in meiner Lage thun? Sollte ich ihn in der Schande auferziehen, zu welcher ich verurtheilt war? Nein, nein. Einer meiner Brüder hatte sich nach Amerika begeben. Ich nahm meinen Sohn in meine Arme, trug ihn an die Thüre meines Bruders, legte ihn da nieder und sprach einen Segen über sein Haupt. Du bist mein Sohn, Paul."

Paul stürzte in die Arme des Greises.

„Manchmal," fuhr Brauner fort, „hat mein Herz mir geboten, mein Geheimniß aufzudecken. Aber Deine Ehre war mir theurer, als mein Glück, und ehe ich frei und gereinigt von dem Verbrechen, wegen dessen ich verurtheilt worden war, dastand, wollte ich nicht aus meiner Dunkelheit hervortreten. Welche Bedeutung und Wichtigkeit besitzt nicht auch der Name eines Vaters! Einmal sah ich mich gefesselt in den Händen der Justiz, eines vermeintlichen Einbruchdiebstahls bei Paul angeklagt; aber um mich zu befreien, brauchte blos ein Freund dem Richter ins Ohr zu flüstern: Das kann nicht wahr sein, denn der Greis ist ja der Vater des Bestohlenen. Jetzt, Paul, kannst Du mit Ruhe und Freude auf mich deuten und sagen: Hier steht mein Vater."

Der Greis hob das Papier, das sein Bruder hatte fallen lassen, auf und übergab es Paul.

„Verwahre dieses Dokument," sagte er, „es ist eine Vollmacht auf die Ehre und Unschuld Deines Vaters. Verwahre es."

Paul war durch seine unaussprechliche Freude ganz verwirrt worden. Wie glücklich wär er nicht jetzt, und dennoch fehlte ihm etwas. Die Krone seiner Seligkeit, die Blume seiner Freude mangelte noch.

Seine Blicke ruhten auf Jaquette.

In ihren Augen sah er sein eigenes Glück, in die-

sem Glück sah er seine eigene Liebe, und er eilte auf sie zu.

„Jetzt bin ich reich," sagte er zu ihr, „denn ich besitze einen geachteten und redlichen Vater. Alles was ich besitze, Jaquette, lege ich Dir zu Füßen. Willst Du die Meinige werden?"

Jaquette sank erröthend in seine Arme.

„Brav, mein Mädchen," rief der General, „brav, Jaquette!"

Liebe und Freundschaft hatten eine holde Blume in den blutigen Dornenkranz geflochten, der sich in den flatternden Locken der Ereignisse wiegte, und die Gedanken hatten sich einen Augenblick mildern Eingebungen überlassen.

Aber auf eine schreckliche Weise sollte man bald zu dem tragischen Elemente des Dramas zurückgerufen werden.

Noch lehnte sich Jaquette an Paul, noch blickten sie liebevoll einander an, noch schüttelte der General, der alte Kellner und Baron Krook herzlich Brauners Hand, da krachte auf einmal ein Pistolenschuß von Kellners Zimmer her. Erschrocken wandten sich Alle dorthin. In demselben Augenblick wurde die Thüre aufgeworfen und Gabriele stürzte mit einem Angstgeschrei heraus.

Die Meisten standen sprachlos da, weil sie die Ursache dieses unerwarteten Auftrittes nicht begriffen.

„Sollte Kellner den Chevalier erschossen haben?" flüsterten Brundell und Weidner einander zu.

„Gott wolle es verhüten!"

Frank eilte auf Gabriele zu und führte sie in ein anderes Zimmer.

Die Uebrigen begaben sich zu Kellner hinein.

Gourville war mit vollkommenem Vertrauen auf Kellner angelangt, und ungeachtet Frank ihm auf dem Weg von Helenenburg seinen und Gabrielens Wunsch mitgetheilt hatte, daß er noch in derselben Nacht auf einem für seine Rechnung gekauften und befrachteten, bereits segelfertigen Schiff an Bord gehen möchte, so hatte er dieß dennoch abgelehnt, weil er sein Versprechen gegen Kellner erfüllen und an der Revolution Theil nehmen wollte.

Aber Kellners Gespräch nahm eine ganz andere Wendung, als er vermuthet hatte, und als Gabriele hineinkam, rückte er ganz unverhohlen mit der Farbe heraus und erklärte ihm, daß die Verschworenen aus pflichtschuldiger Rücksicht auf die Forderungen der Ehre nichts mit ihm zu schaffen haben wollten, und daß er sich jetzt auf allen Seiten von Männern umgeben befinde, die bereit seien, ihn festzuhalten.

„Wollen Sie Ihren Sohn retten," fuhr Kellner gegen Gabriele fort, „so gibt es nur ein einziges Mittel, nämlich, daß ich auf seine Seite trete, und ich will das thun unter der Bedingung, daß Sie diesen Schuldschein hier unterschreiben."

Kellner legte einen solchen vor.

Gabriele war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen; aus Gourvilles Augen blitzte Raserei, Zorn und Verachtung.

Die arme Gabriele, die gerne ihr Leben geopfert

hätte, um ihren Sohn zu retten, ergriff mit zitternder Hand die Feder, um den Schuldschein zu unterzeichnen.

Aber Gourville verhinderte sie daran.

„Schreiben Sie nicht," sagte er, „ich bin überzeugt, daß derjenige, der in einem einzigen Fall ein Schurke ist, es auch in allen andern ist. Er hat mich in den revolutionären Combinationen, die wir entwarfen, betrogen; er hat Sie mit Versprechungen in Betreff meiner Freiheit betrogen; er wird uns auch jetzt betrügen, und wenn Sie diesen Schein unterschrieben haben, so wird er mich dennoch festnehmen lassen. Sehen Sie, meine Mutter, er erblaßt, er erbebt . . . sein eigenes Gesicht zeugt wider ihn."

Gabriele ließ die Feder fallen; Gourville aber zerriß den Schuldschein in kleine Stückchen und warf sie Kellner zu Füßen.

Als Kellner seinen, wie er geglaubt hatte, so äußerst fein angelegten Plan durchschaut sah, wurde er von einem Wahnsinn ergriffen, der ihm keine Selbstbeherrschung mehr gestattete.

„Kommt herein und ergreift ihn!" rief er, indem er in wahnsinnigem Grimm auf den Boden stampfte, „kommt herein!"

In diesem Augenblick stürzte der Stier nebst vier andern Männern herein.

Gourville hatte die Gefahr geahnt und war auf seiner Hut.

Mit einer Kraft, die von herkulischer Stärke zeugte, und mit einer Schnelligkeit, welche der des beschwingten Adlers glich, ergriff er den ersten von ihnen, hob ihn in die Höhe und schleuderte ihn gegen die Uebrigen, so daß zwei von ihnen zu Boden fielen.

Kellners Raserei hatte ihren Gipfel erreicht. Ohne zu wissen, was er that, eilte er auf das Kästchen zu, drückte auf die Feder und nahm ein Pistol heraus.

Der Stier zitterte vor Bosheit und warf sich über

Gourville her, aber es ging dießmal nicht besser, als vorher. Nach einem kurzen Kampf hatte Gourville auch ihn zu den übrigen auf den Boden gestreckt. Der Stier vermochte vor Wuth kaum zu athmen. Als er in Kellners Hand etwas blinken sah und bemerkte, daß es ein Pistol war, raffte er sich wieder auf, riß Kellner die Waffe aus der Hand und legte auf Gourville an.

Bei Gourville war Entschluß und Handlung eins.

Mit blitzschneller Bewegung versetzte er einen Schlag auf das Pistol, der Schuß ging los und die Kugel traf Kellner mitten auf die Stirne.

Das böse Prinzip hatte hier das böse Prinzip getödtet. Als die Gäste aus den äußern Zimmern hereinkamen, hatte Kellner bereits den Geist aufgegeben.

„Da steht der Mörder," sagte Gourville und deutete auf den Stier.

Der Stier wurde gefesselt.

Paul warf einen Blick auf das düstere Gemälde. Er hatte den Verlauf des Aufruhrs auf den Straßen gesehen, aber beim Gedanken daran schlich jetzt Gabrielens Kummer wie ein Schatten an seiner Seele vorüber, und er eilte auf Gourville zu, von dessen Schultern der Mantel herabgefallen war, und der jetzt in seiner grauen Sträflingskleidung dastand.

„Der Aufruhr," sagte er zu den Anwesenden, „was ist er jetzt? er ist zerschmettert mit Kellners Stirne."

Während die allgemeine Aufmerksamkeit sich der entstellten Leiche Kellners zuwandte, ergriff Paul den Chevalier bei der Hand und führte ihn zu Gabriele.

Ein halbe Stunde später begann der Delphin seine Fahrt und die weißen Segel verschwanden in der Nacht wie ein Gespenst.

Wir wollen jetzt noch mit wenigen Worten die Schicksale erzählen, die unsere Helden ferner betrafen.

Da es dem Aufstand an Führern fehlte, so erstarb er von selbst, und der fremde Gesandte zog sich mit verborgenem Gram über die verlorenen Capitalien zurück.

Paul heirathete Jaquette und zog nach einem Jahr nach Großsmestadt hinaus, wo er unterstützt von Brauner und Roman, das begonnene Communalwerk vollendete und sich allgemeine Liebe erwarb. Fritz Lander gewann an Axelinens Seite Glück und Erfolg auf seiner Beamtenlaufbahn; Franz Kellner und die Baronin Lander wurden am gleichen Tag begraben, der alte Kellner lebte noch einige Jahre unter fortwährendem Gram um seinen Sohn, dessen zerrüttete Verhältnisse und Einmischung in den Aufruhr er gleichwohl nicht erfuhr, weil Paul ins Mittel trat und seinen Namen rettete. Brand verließ das Büreau und begann eine Zeitschrift zu redigiren, die ausschließlich auf das Geschäftsleben der Hauptstadt berechnet war, wobei seine Erfahrung ihm wohl zu Statten kam.

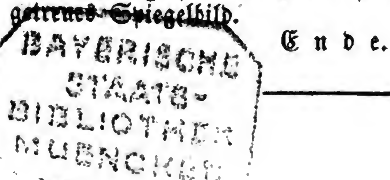
Graf Kurts Familie zog aufs Land. Gabriele und Frank wohnten wieder nahe bei einander, wie früher, und trafen sich oft auf der kleinen Insel, wo sie als Kinder gespielt hatten; eine stille hingebungsvolle Liebe bestand zwischen ihnen bis zu ihrem Tod, aber sie vermählten sich nicht. Die Erinnerung an ihr vergangenes Leben bereitete einen stillen Kummer über sie. Waldhahnenfuß verließ Gabriele nie: sie waren unzertrennlich, wie der Seufzer unzertrennlich ist vom Schmerz. Von Gourville hörte man nichts mehr. Zwar empfingen Gabriele und Frank jährlich Briefe von ausländischen Plätzen, die ihnen Freude zu machen schienen, aber sie sprachen niemals von dem Inhalt dieser Briefe, und Niemand wußte, ob sie von Gourville oder von einer andern Person kamen.

Baron Krook interessirte sich sehr für Michelsen;

aber mit Fritzens Eintritt in die Familie, war ihr Einfluß zu Ende, und sie verließ das Haus, als der Baron endlich erfahren hatte, wer sie eigentlich war. Der alte Krook amüsirte sich jetzt damit, daß er ganz allein Patience legte. Die kleine Sophie, Michelsens Pflegetochter, wurde von Axeline übernommen und erzogen. Einige Jahre nach Kellners Tod sah man eine Bettlerin an seinem Grabe. Personen, die Michelsen während ihrer besseren Tage gekannt hatten, glaubten in dem armen Weib sie zu erkennen. Rasch wurde der glücklichste Seemann auf dem Weltmeer, weil es Anna gelang, alle Japanesinnen und Hottentottinnen zu ihrer Verzweiflung in seinem Herzen auszustechen. Holtmann blieb ein wohlhäbiger Zollaufseher. Die einzige Schmuggelei, die er nicht recht auszuspähen wußte, bestand in den Gefühlen, die sich manchmal durch das weiche Herz seiner Frau Netta schlichen. Mit dem Tod der Wirthin des Caffe London löste sich nicht blos dieses Haus auf, sondern Jack wurde auch wieder Junggeselle, wofür er dem Himmel dankte, der nicht blos gibt, sondern auch nimmt. Mutter Johnson fuhr zwar fort, Psalmen zu singen, wurde aber ein recht verständiges Weib, seit es ihr gelungen war, ihren Lieblingswunsch durchzusetzen und Frau Johnson betitelt zu werden. Marthas Wahnsinn hörte auf, aber sie blieb immer verschlossen, schweigsam und düster. Dahl fuhr in seinem Predigtamt, das er sich selbst übertragen hatte, fort, allein die Proselitenmacherei wurde für ihn niemals so segensreich, wie er gehofft hatte. Der Fuchs, Schwerdt und Kullblom wurden ins Zuchthaus zurückgebracht. Der Stier starb auf der Festung.

Fanny und Heinrich blieben auf Großsmestadt, Pauls und Jaquettens Glück hatte in dem ihrigen ein getreues Spiegelbild.

Ende.



4586



